This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 196 020

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Received OCT 20 1894 , 189 .
Accessions No. 36438 Class No.

RÖMISCHE HERRSCHAFT

IN

WESTEUROPA

VON

EMIL HÜBNER

BERLIN

VERLAG VON WILHELM HERTZ

(BESSERSCHE BUCHHANDLUNG)

1890

DG211
H8

Alle Rechte vorbehalten.

58437

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
CALIFORNIA

VORWORT

Die in diesem Buche vereinigten, bisher zerstreuten und theilweis schwer zugänglichen Aufsätze sind hervorgegangen aus langjähriger Beschäftigung mit den Quellen und wiederholtem Aufenthalt in den Ländern des westlichen Europa's, mit denen sie sich beschäftigen. Sie beanspruchen nicht, die alte Geschichte dieser Gebiete des römischen Reiches in erschöpfender Vollständigkeit zu erzählen. Sie wollen vielmehr aus eigener Forschung und Anschauung den Hintergrund schildern, auf welchem die römische Eroberung sich vollzog, und den noch vorhandenen Spuren nachgehn, welche sie hinterliess. Frankreich, das nach Spanien und vor Deutschland und England in den Kreis der römischen Herrschaft eintrat, ist desshalb ausgeschlossen; es gehört nicht zu den Ländern, über welche der Verf. nach umfassenden eigenen Vorarbeiten berichten könnte, obgleich ihm die Anschauung der hauptsächlichsten seiner römischen Städte und Denkmäler nicht fehlt.

Diese Schilderungen von Ländern und Städten, von grofsen Befestigungsanlagen und mannigfachen anderen Denkmälern aus römischer und vorrömischer Zeit wenden sich nicht nur an die kleine Zahl der Mitforscher, sondern an den weiten Kreis von Lesern, welche in der geschichtlichen Erkenntniss überhaupt und besonders in verständnissvollem Eindringen in die Lebensformen des klassischen Alterthums noch immer die Grundlage aller

höheren Bildung sehen. Daher sind die gelehrten Belege fortgelassen; man findet sie an den überall angegebenen Stellen, an welchen diese Abhandlungen früher erschienen sind. Doch sind sie sämmtlich erweitert und mehr oder weniger umgearbeitet, auch überall bis auf den neuesten Stand der Untersuchung fortgeführt worden.

Die alten Städte und Denkmäler in den Ländern des Ostens, in Aegypten, Griechenland und Italien, sind hundertfach beschrieben worden. Die Reste des Alterthums in Westeuropa, die uns weit näher liegen und weder an malerischem Reiz noch an geschichtlicher Bedeutung jenen nachstehen, sind so gut wie unbekannt. Vielleicht gelingt es diesen Blättern, auch ihnen einiges Interesse zuzuwenden.

Berlin, im December 1889.

E. H.

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY CALIFORNIA

INHALT

	Seite
Vorwort	III
I. England	
I. Die Eroberung Britanniens	3
II. Die Verwaltung von Nero bis auf Hadrian	25
III. Die römischen Grenzwälle in Britannien	
I. Der Wall des Hadrian	39
II. Der Wall des Pius	48
IV. Das Ende der römischen Herrschaft in Britannien	52
V. Mars Thingsus	57
II. Deutschland	
I. Der römische Grenzwall in Deutschland	71
I. Die raetische Grenze	78
II. Die Grenze von der Donau bis zum Main	88
III. Die Grenze vom Main bis zum Rhein	96
II. Römische Städte in Deutschland	116
I. Raetien	121
II. Der Oberrhein	126
III. Der Main	128
IV. Der Rhein	139
V. Ergebniss und Aufgabe	146
III. Arminius	153
III. Spanien	
I. Tarragona	167
II. Die Balearen	208
III. Citania	232
IV. Römische Bergwerksverwaltung	268
V. Die Heilquelle von Umeri	288
Nachträge und Berichtigungen	292
Register	293

I

ENGLAND

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
CALIFORNIA

I.

Die Eroberung Britanniens.

Verschiedene Vorträge, in der archäologischen Gesellschaft zu Berlin gehalten aber nirgends gedruckt, liegen diesen Ausführungen zu Grunde. Kurz zusammengefasst erschien ihr Inhalt unter dem Titel „eine römische Annexion" in der Deutschen Rundschau, Jahrgang XV 1878 Heft 8 S. 221—252, in englischer Uebersetzung von Thomas Hodgkin, dem Verfasser des Werkes über die Ostgothen in Italien, in der Archaeologia Aeliana New Series 1885 XI S. 82—116; einen Auszug gab H. Schiller in Bursians Jahresbericht XIX 1880 S. 448 ff.

Die Angaben über das römische Heer gehen auf eine Erstlingsarbeit aus dem Jahr 1857 zurück; weiter ausgeführt und näher begründet sind sie in der Abhandlung „das römische Heer in Britannien" im Hermes XVI 1881 S. 513—584, welcher eine Uebersichtskarte von H. Kiepert beigegeben ist. Ueber die römischen Legaten und die römischen Bleigruben in Britannien handeln Aufsätze im Rheinischen Museum XII 1857 S. 46 ff. und S. 347 ff. Die Vermuthungen über die Zusammensetzung von Agricola's Heer sind gegen Einwendungen anderer Gelehrten vertheidigt worden in dem Aufsatz über „die gallischen und germanischen Auxiliartruppen in Britannien" in der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst III 1883 S. 398—407, vgl. III 1884 S. 293. Dafs von den über die Eroberung Britanniens aufgestellten Ansichten manche immer nur Vermuthungen bleiben werden, liegt in der Natur der Sache. Ich habe, was gegen sie vorgebracht worden ist, z. B. von K. Panzer in den historischen Forschungen für Arnold Schäfer (Bonn 1882 S. 106 ff.), sorgfältig geprüft, aber mich nicht veranlasst gesehen, in Folge dieser Einwendungen von meinen Ansichten abzugehen; doch sind sie in der hier gegebenen Darlegung nicht unberücksichtigt geblieben. Der Versuch von H. Hayman, die Marschlinie Agricola's vom Dee bis zum Clyde aus der Natur der Landschaft und aus Ortsnamen römischen Ursprungs genauer festzustellen (in der Zeitschrift the Antiquary VI 1882 S. 92 ff., vgl. H. Schiller in Bursians Jahresbericht XXXII 1882 S. 523) führt nicht zu sicheren Ergebnissen.

Ueber Glevum und seine Bedeutung habe ich nach den Mittheilungen des Herrn John Bellows in Gloucester die näheren Nachweisungen gegeben in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rhein-

lande LIX 1876 S. 142 ff. und LX 1877 S. 157 f., über das Heiligthum des Nodon habe ich ebendaselbst gesprochen LXVII 1879 S. 29 ff.

Karten des römischen Britanniens sind in vielen Werken zu finden; eine sehr genaue von H. Kiepert ist dem siebenten Bande der Sammlung der lateinischen Inschriften beigegeben.

Auf die in allen diesen Arbeiten gegebenen näheren Ausführungen und Belege sei hier verwiesen.

Quellen und Vorarbeiten

Bei keinem der modernen Kulturländer, welche einst unter römischer Herrschaft gestanden haben, fällt es uns so schwer, wie bei England, das Bild von damals mit dem von heute in unseren Vorstellungen zu einem einheitlichen Ganzen zu verbinden. Der Orient und der romanische Süden Europa's tragen den Stempel der antiken Kultur noch so deutlich eingeprägt in den Profilen der Landschaft, in Bauten und Kunstwerken, in den Typen und Sitten der Bewohner, dass es keiner Anstrengung bedarf und von Dichtern und Malern hundert Mal versucht worden ist, den Geist des Alterthums dort in die gewohnten Kreise heraufzubeschwören. Selbst in unseren rheinischen Landen, auch abgesehen von Orten wie Trier, das ebenso gut in Italien oder im südlichen Frankreich liegen könnte wie in Deutschland, und hier und da an den Nordabhängen der Alpen weht noch klassische Luft und vermag auch der ungeübte Blick, einmal darauf aufmerksam gemacht, in Mauern und Thürmen, in dem schwarzäugigen Menschenschlag, in den zweirädrigen Karren und den die Lasten auf dem Kopfe tragenden Frauen die letzten Reste altrömischen Lebens zu erkennen. Aber in dem heutigen England, unter dem Mastenwald seiner Häfen und den rauchenden Kaminen seiner Fabriken, auf den saftigen Wiesenflächen und buschigen Hügeln, in den schattigen Parks, in dem Gewühl der Städte und der endlosen Pracht grofser und kleiner Landsitze aller Art, das römische Britannien herauszuerkennen, dazu gehört Studium und Vertiefung in Bücher und Sammlungen und eine gewisse Uebung in bewusster Abstraction von der Gegenwart und ihren überwältigenden Eindrücken, welche den Meisten abgeht. Kein Wunder daher, dass selbst in dem grofsen Emporium der Welt die Zahl derer unverhältnifsmässig gering ist, welche die mit den Eisenbahnen in wenigen Tagen von Süd nach Nord und von Ost nach West in allen Richtungen zu durchmessende

heimathliche Insel nach den Ueberresten der römischen Herrschaft durchsucht haben. Auf das Land und in die kleinen Städte muss man gehen, zu dem beschaulichen Stand der Geistlichkeit, um die Kenner dieser Besonderheit aufzufinden, welche sich in jenen Kreisen von jeher der aufopferndsten Pflege erfreut hat. Die zünftigen Gelehrten, die Professoren der beiden grofsen englischen Universitäten oder die der freien Londoner oder der schottischen, kümmern sich um diese Dinge nicht; kein Newton oder Bentley, kein Porson oder Dobree hat hiervon je Notiz genommen. Seit den Zeiten des vortrefflichen William Camden, eines der Vorsteher des Heroldsamtes unter der Königin Elisabeth und Verfassers der Britannia, der ersten grofsen Landesbeschreibung (sie erschien zuerst im Jahre 1586 und ist bei des Verfassers Lebzeiten sechs Mal, nachher bis in dieses Jahrhundert noch öfter wiederholt und erweitert worden und aus einem kleinen lateinischen Quartband zu vier Folios angeschwollen), hat nur noch ein Engländer die Aufgabe, das römische Britannien zu schildern, in grofsem Maafsstab sich gestellt und mit den bescheidensten Mitteln in seiner schlichten Weise annähernd gelöst. Dies war ein Mann, dessen Namen man unter den berühmten Gröfsen der englischen Litteratur und Wissenschaft vergeblich sucht, ein Zeitgenosse Bentley's, aber, wie es scheint, auch von ihm nie beachtet, und bis auf den heutigen Tag selbst in England nur den bezeichneten Kreisen der Lokalantiquare bekannt, unter welchen sein Buch noch immer mit Recht in dem gröfsten Ansehen steht und mit hohem Preis bezahlt wird. Er hiess John Horsley und hat es in den sechsundvierzig Jahren seines Lebens (1685—1731) nur zu der bescheidenen Stelle eines Pfarrers der presbyterianischen Gemeinde von Morpeth, einem kleinen Flecken in Northumberland nahe der schottischen Grenze, gebracht. Nicht einmal die Genugthuung ward ihm zu Theil, dass er das Werk langjährigen Fleisses, den Folioband seiner Britannia Romana, welchem er Gesundheit und Vermögen zum Opfer gebracht hatte, im Druck vollendet vor sich sah: das Buch erschien erst kurz nach seinem Tode im Jahre 1732. Seitdem ist zwar in gröfseren und kleineren historischen Werken, in Essays, Handbüchern und Encyklopädien der Gegenstand in- und ausserhalb Englands in mehr oder weniger eingehender Weise oft behandelt worden. Aber nicht einmal ein erheblicher Fortschritt gegen Camden und Horsley, geschweige denn eine wirklich erschöpfende,

alle Quellen je nach ihrem Werthe richtig verwendende Lösung der mannigfachen Fragen, welche sich an diese Aufgabe knüpfen, ist damit erreicht worden.

Und doch genieſst Britannien vor allen den früher erworbenen Provinzen des römischen Reiches den neidenswerthen Vorzug, dass wir eine zusammenhängende Geschichte seiner Eroberung und der ersten vierzig Jahre seiner Verwaltung aus dem beredten Munde des gröſsten Geschichtschreibers der Kaiserzeit besitzen. Tacitus, die Zierde des trajanischen Zeitalters, hat in seiner ersten Schrift historischen Inhaltes, der im Jahre 98 veröffentlichten Lobrede auf seinen Schwiegervater Gnaeus Julius Agricola, die Eroberung Britanniens bekanntlich deshalb in prägnanter Kürze erzählt, weil es dem Helden des Buches, dem Agricola, beschieden war, während seiner siebenjährigen Statthalterschaft daselbst die Unterwerfung der Insel, wenn auch durchaus nicht zu Ende, so doch um ein Erhebliches weiter als seine Vorgänger zu führen. Freilich ist diese mit Recht vielgerühmte Darstelluug in rednerischer Allgemeinheit gehalten. Von ethnographischen und geographischen Angaben ist nur das Nothwendigste den gangbaren Hülfsmitteln der damaligen Kunde entlehnt. Namen, Daten, Zahlen, topographische Angaben fehlen so gut wie gänzlich. Der Verfasser wollte nach der langen gezwungenen Stille unter Domitian's verhasstem Regiment die neue, durch Nerva und Trajan begonnene Aera mit einem kurzen und eindringlichen Stück hoher rednerischer Vollendung, nicht mit einer umständlichen historischen Arbeit begrüſsen. In weiser Beschränkung begnügte er sich damit, das Interesse möglichst auf seinen Helden zu lenken, so wie wenn etwa jetzt Jemand einen ausführlichen Nekrolog auf einen der Feldherren im Krieg von 1870 schreibt nnd dabei das allen Lesern noch in frischer Erinnerung Lebende als bekannt voraussetzt. Doch unterlässt er dabei nicht, was uns fremdartig erscheint, dem Führer der Caledonier Calgacus, ebenso wie dem Agricola selbst, vor der einzigen Schlacht, welche er schildert (es ist die an dem vielgesuchten und unfindbaren Berge Graupius), kurze Reden, nach dem Muster des Sallustius verfasst, in den Mund zu legen. Als er in seinen späteren und umfangreicheren Geschichtswerken im Laufe der Erzählung auf die britannischen Ereignisse zurückkam, erzählte er zwar weit umständlicher, aber zum Theil in noch höherem Maafse ohne genaue thatsächliche Angaben. Die uns erhaltenen Theile seines

letzten Werkes, der Annalen von Augustus' bis auf Nero's Tod. lassen uns das wenigstens an einer wichtigen Episode, dem Aufstand der Brittenfürstin Boudicca gegen den Legaten des Nero Suetonius Paullinus, zu unserem Bedauern deutlich erkennen. Leider fehlt uns von den zeitgeschichtlichen, weit ausführlicheren Büchern des Tacitus, den Historien, welche er vor den Annalen verfasst hatte (sie begannen mit der Erhebung Vespasians und endeten mit Domitian's Tod), wie bekannt der weitaus gröfste Theil, welcher die Parallelderstellung gerade der Thaten des Agricola in dem gröfseren Rahmen gleichzeitiger Ereignisse und aus einer Epoche vorgeschrittener schriftstellerischer Kunst des Verfassers enthielt. Der Grieche Dio konnte sie für die betreffenden Abschnitte seiner grofsen römischen Geschichte in achtzig Büchern, welche er in den ersten Decennien des dritten Jahrhunderts schrieb, noch benutzen. In den Resten und Auszügen dieses Werkes ist noch manches Goldkorn der Ueberlieferung erhalten. Bei alle dem aber geben die Nachrichten im Agricola und in den Annalen und Historien des Tacitus, richtig verstanden und verbunden mit dem, was in den anderen allgemeinen historischen Quellen, wie für die übrigen Provinzen, so auch für Britannien überliefert ist, sowie mit den Thatsachen, welche aus den erhaltenen inschriftlichen Denkmälern und den Ueberresten baulicher Anlagen aus jener Zeit im Lande selbst zu gewinnen sind, ein klares Bild von den Mitteln und Zielen der Eroberung Britanniens, so wie von den hervorragendsten Männern, welche sie ausführten.

An mannigfachen Beiträgen zur Geschichte des römischen Kriegswesens hat es in den letzten Jahren nicht gefehlt. Während Handbücher und selbständige Werke den jetzigen Stand der Forschung zusammenfassend darzulegen versuchen, haben nach und neben diesen gröfseren Arbeiten zahlreiche Monographieen über das römische Lager in seiner ursprünglichen Gestalt und späteren Erweiterung, über den Bestand der einzelnen Truppenkörper, ihre Ober- und Unteroffiziere und die weiteren Chargen, über ihr Avancement, über ihre Bewaffnung und Verwendung auf dem Marsch, im Lager und in der Schlacht, und manches andere dahin gehörende, theils aus den in immer steigender Zahl verwendbaren Inschriften und Denkmälern, theils aus erneuter Erwägung der in Betracht kommenden Schriftstellerzeugnisse neue Ergebnisse zu gewinnen gesucht. Wieviel trotzdem noch zu thun bleibt, soll hier nicht ausgeführt werden. Kaum in Angriff

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

genommen ist aber bis jetzt die Untersuchung über die Zusammensetzung gröfserer Armeen, besonders in der Zeit von Augustus abwärts, und ihrer Verwendung zu umfassenden Expeditionen. Neben dem topographischen und epigraphischen Detail, das eine solche Untersuchung beherrschen muss, ist die Frage nach der in den einzelnen Gegenden jedesmal verfügbaren Truppenzahl von einleuchtender Wichtigkeit. Ueber den Bestand der Legionen und Auxilien im Allgemeinen und ihr gegenseitiges Verhältniss liegen aus der Zeit vor Caesars gallischen Feldzügen nur sehr summarische Angaben vor. Denn wenn auch häufig genug die in einem Feldzug zusammen operierenden Legionen aufgezählt werden und seltener, aber doch hier und da, die Zahl der neben ihnen verwendeten Bundesgenossen wenn auch nicht immer mit unzweifelhafter Zuverlässigheit namhaft gemacht wird, so fehlt doch fast durchgehends die Möglichkeit, den Marsch und die Dislocationen eingehender zu verfolgen. Caesars Berichte, oft und mit militärischer Einsicht geprüft, ersetzen, so unvergleichlich sie in jeder Weise sind, doch auch nicht eine vollständige Ordre de Bataille. Aus augustischer und nachaugustischer Zeit werden erwähnt oder sind ihrem Bestande nach theilweise wenigstens im Allgemeinen bekannt die Heere in einer ganzen Reihe von Provinzen, von Ober- und Untergermanien, von Afrika, Arabien, Pannonien, Illyrien, Moesien, Raetien. Die Vertheilung der Legionen auf die einzelnen Provinzen ist im Wesentlichen genau überliefert; aber auch was die Auxilia betrifft, so geben die Militärdiplome. inschriftliche Urkunden von der gröfsten historischen Wichtigkeit, und die in den betreffenden Ländern gefundenen Inschriften, verbunden mit den anderweitig inschriftlich oder sonstwie bezeugten Thatsachen, eine ziemlich genaue Vorstellung von ihrer Anzahl im Allgemeinen. Nur ist es meist nicht möglich, ihren Bestand zu verschiedenen Zeiten genau auseinander zu halten. Das in jeder Hinsicht reichste Material liegt wohl vor für das Heer in Britannien. Vor einigen dreissig Jahren wurde von mir der erste Versuch gemacht, zunächst nur statistisch die römischen Heeresabtheilungen in Britannien aufzuzählen. Die inzwischen erschienene und ihrer Vollendung entgegengehende grofse Sammlung aller lateinischen Inschriften bildet die Grundlage aller auf Fragen solcher Art bezüglichen Ermittelungen. Diese Zeugnisse vermehren sich fortgesetzt durch neue Funde in meist unerwarteter Weise, so dass die Untersuchung niemals zu völ-

ligem Abschluss gelangt. Dennoch verlohnt es sich auf Grund der sämmtlichen epigraphischen und topographischen Funde sowie nach den spärlichen Nachrichten bei den Schriftstellern hier zusammenzufassen, was sich bis jetzt in Bezug auf den ursprünglichen Bestand und die wichtigsten Veränderungen des britannischen Heeres als wahrscheinlich ergeben hat.

Frühere Versuche

Die Aufgabe, Britannien zu erobern, gehörte in allererster Linie zu der von Caesar seinem Nachfolger hinterlassenen Erbschaft. Zwei Mal, im vierten und fünften Jahre seines achtjährigen Eroberungskrieges in Gallien, hatte er, in vollkommen richtiger Erwägung der Sachlage, den Versuch gemacht, freilich auf unzureichende Transportmittel gestützt, den Kanal zu überschreiten und die mit den festländischen von jeher eng verbundenen Kelten in Britannien wie jene in den Kreis der Unterwerfung zu ziehen. Beide Male scheiterte das Unternehmen, aus Ursachen, die klar zu Tage liegen und hier nicht erörtert werden sollen.

Caesar

Caesar hatte seine erste Expedition nach Britannien im Sommer des Jahres 57 v. Chr., eine Recognoscierung im grofsen Stil, unternommen mit nur zwei Legionen ohne Tross, der siebenten und zehnten, und einer entsprechenden Anzahl von Reitern. Die Legionen wurden auf 80, die Reiterei, welche erst nach der ersten Schlacht aus Gallien eintraf, auf 18 Lastschiffen hinübergeschafft; ausserdem dienten noch einige Kriegsschiffe für den Stab, den Quaestor, die Legaten und Praefecten. Für die zweite Expedition entbot er fünf Legionen (von denen nur eine, wiederum die siebente, genannt wird) und 2000 gallische Reiter. Durch die Schwierigkeit des Landens an der flachen Küste dazu veranlasst liess er für den Transport des Heeres 600 Schiffe neu erbauen und 28 Lastschiffe ausrüsten; 60 von den ersteren trafen nicht rechtzeitig ein, doch traten dafür eine Anzahl von denen der vorjährigen Expedition *(annotinae)* und solche für die den Legionen gewiss auch über das Meer folgenden Händler, Marketender u. s. w. *(privatae)* hinzu, sodass eine Flotte von mehr als 800 Schiffen landete; zehn Cohorten und 300 Reiter blieben zur Deckung des Schiffslagers zurück. Dadurch war, ganz abgesehen von politischen Gründen, die militärische Ehre des Reiches eingesetzt und musste über kurz oder lang eingelöst werden. Die Eroberung Britanniens, von jeher als ein nothwendiges Moment für die vollständige Unterwerfung des gallischen und germanischen Ländergebietes angesehen, war seitdem nur noch

Augustus eine Frage der Zeit und der passendsten Gelegenheit. Augustus hatte zwei Mal, in den Jahren 34 und 27 vor Chr., alle Vorbereitungen zu einer neuen Expedition nach Britannien getroffen. Die Dichter Virgil, Horaz und Properz spielen in schwungvollen Versen auf diess Ruhm und Schätze versprechende Unternehmen des Kaisers an. Die regelmäfsige Zusammenstellung der britannischen mit der parthischen Expedition deutet auf ihre Wichtigkeit. Augustus scheint sich aber, zuletzt durch seinen Aufenthalt in Gallien im Jahre 8 vor Chr., von der Gröfse und Schwierigkeit des Unternehmens überzeugt zu haben. Er gab es auf; in dem Verzeichniss seiner Thaten konnte er nur davon berichten, dass zwei britannische Fürsten seinen Schutz gesucht hätten, wahrscheinlich in Folge von einheimischen Streitigkeiten. Dass diplomatische Verbindungen ihm und seinen Nachfolgern die Möglichkeit einer Intervention stets offen hielten, ist ausdrücklich bezeugt: selbst Tiberius, welcher sonst in der auswärtigen Politik bekanntlich die weiseste Zurückhaltung übte, sah, nach einem bedeutungsvollen Wort des Tacitus, die Besetzung von Britannien als eine unausweichliche Aufgabe an. Aber zur That schritt er nicht. Die Gründe seiner Enthaltung entwickelt beredt und überzeugend, vielleicht irgend einer authentischen Kundgebung des Kaisers Augustus folgend, sein Zeitgenosse Strabo, der zugleich die Fortdauer diplomatischer Beziehungen (Gesandtschaft nach Rom, Aufstellung von Weihgeschenken auf dem Capitol u. s. w.) bezeugt, bei denen der Staat sich besser stehe, als bei der Besetzung. Wenn für diese mindestens eine Legion und etwas Reiterei als erforderlich bezeichnet wird, so beruht das offenbar auf der absichtlich verächtlichen Schilderung des unbedeutenden Ertrags, den die Insel verspreche. Der Kaiser Gaius (Caligula) kam nicht über Projecte zu einer Expedition hinaus; doch unterwarf sich ihm einer der Söhne des Cunobellinus, der von seinem Vater vertriebene Adminius, welcher mit einer kleinen Schaar auf das Festland geflohen war. Caligula hatte an dem Scheitern seines Feldzugs gegen Germanien, der wahrscheinlich die Einleitung zu dem britannischen bilden sollte, genug. So ist es ge-

Claudius kommen, dass die Ausführung des niemals völlig aufgegebenen grofsen Planes dem schwachsinnigen Claudius vorbehalten blieb, dem allerunbedeutendsten unter den Kaisern der julischen Dynastie. dem Verfasser weitläufiger griechisch geschriebener Geschichtswerke, dem Grammatiker und Rhetor, der seinem grofsen Bruder Germanicus

Caesar so ungleich war, dass er den Zeitgenossen, weil er zufällig in Lyon geboren war und eine oft ausgesprochene Vorliebe für seine keltischen Landsleute in Gallien und Hispanien zeigte, für einen halben Kelten galt. Dies schien dem Tacitus so wunderbar, dass er meint, das Geschick habe wohl dadurch dem Vespasian, dem nachmaligen Kaiser, Gelegenheit geben wollen, sich der Welt im Voraus zu zeigen: denn er befehligte eine zu der Expeditionsarmee gehörende Legion. Der ausführliche Bericht des Dio, in allem Thatsächlichen sicher aus des Tacitus verlorenem zehnten Buch der Annalen geschöpft, zeigt vielmehr deutlich, dass, wenn auch der Wille des Kaisers den Ausschlag gegeben haben mag, doch die ganze Organisation des Unternehmens, welches von Sueton kaum richtig ein mäfsiges genannt wird, vielmehr dem Aulus Plautius zuzuschreiben ist, wohl einem Verwandten des Kaisers und aus hochangesehenem Haus, aus welchem später Kronprätendenten hervorgingen. Es ist wahrscheinlich, aber nicht durchaus nothwendig, dass er, weil schon ein Mann in reiferen Jahren, da er bereits im J. 29 Consul gewesen war, damals eines der beiden germanischen Heere befehligte. Sicherlich wird man dem Claudius selbst die militärischen Dispositionen für den Feldzug, welchem unzweifelhaft diplomatische Verhandlungen vorangegangen waren, nicht zuzuschreiben haben, sondern den erprobten Offizieren, mit denen er sich umgab, als er die Expedition im Jahr 43 unserer Zeitrechnung persönlich antrat. Im Stabe des Kaisers befanden sich eine Anzahl der vornehmsten jüngeren Offiziere. Es gehörte zu ihnen Galba, der spätere Kaiser, wegen dessen Erkrankung der Tag der Abfahrt nach Britannien verschoben wurde. Er hatte sich schon unter Gaius als ausgezeichneter Offizier bewährt, war zuletzt Legat des oberen Germaniens gewesen, und erhielt wahrscheinlich unmittelbar nach dem britannischen Triumph das Proconsulat von Afrika. Auch ein anderer Sulpicius, wohl ein Verwandter des Galba, wird als Legat des Kaisers während der britannischen Expedition genannt. Er stellte dem Kaiser für die glückliche Heimkehr und den britannischen Sieg ein Weihgeschenk auf, dessen Aufschrift zum Vorschein gekommen ist. Ferner begleiteten den Kaiser Valerius Asiaticus, damals Consular, die beiden späteren Schwiegersöhne des Kaisers Lucius Iunius Silanus und Gnaeus Pompeius Magnus, welche die Siegesbotschaft nach Rom brachten; Tiberius Plautius Silvanus Aelianus, wahrscheinlich ein Neffe des Aulus Plautius und daher

Die Offiziere

auch mit dem Kaiser verwandt, damals Praetorier, dessen Grabmal am Fusse der Höhen von Tivoli bekannt ist; endlich mit hervorragendem Antheil am Erfolg Gnaeus Sentius Saturninus. Zwei berühmte Aerzte machten den Feldzug mit, ein römischer, Scribonius Largus, der Verfasser einer noch erhaltenen Schrift über die Zusammensetzung der Heilmittel, und ein griechischer, Stertinius Xenophon von Kos. Von ihm wird berichtet, dass er dem Kaiser für die Wohlthaten und Auszeichnungen, die ihm zu Theil geworden, schlecht gelohnt habe; von Nero's Mutter angestellt, soll er den gewaltsamen Tod des Claudius durch ein giftiges Brechmittel beschleunigt haben. Legat der zweiten Legion unter Aulus Plautius war Vespasian; unter ihm befehligte sein Bruder Flavius Sabinus; Legat einer anderen Legion war Hosidius Geta. Beide, Vespasian und Geta, erhielten dafür, obgleich sie dem Range nach noch nicht dazu berechtigt waren, ebenso Didius Gallus, der spätere Statthalter der Provinz, wie eine ihm in Olympia gesetzte Ehreninschrift gelehrt hat, die hohe Auszeichnung des Triumphatorenschmuckes, Silanus dieselbe sogar trotz seines noch nicht mannbaren Alters. Rubrius Pollio, der kaiserliche Praefectus praetorio, erhielt eine Statue und einen Sitz im Senat neben dem Kaiser; Graecinius Laco, damals wohl Procurator von Belgica und als solcher Kriegszahlmeister, ebenfalls den Triumphatorenschmuck; wie der Kaiser denn überhaupt die Auszeichnungen für diesen Feldzug nicht sparte. Sogar einem der kaiserlichen Eunuchen, Posides, wurde neben den Militärs, gewiss keineswegs zu deren Erbauung, eine der bekannten Kriegsdekorationen, die Ehrenlanze, gegeben. Marcus Licinius Crassus Frugi, der Consul des J. 27, erhielt den Triumphatorenschmuck zum zweiten Male und machte daher den Triumph zu Ross und in gesticktem Kleid mit. Zum Reichsverweser wurde während der Abwesenheit des Kaisers auf dem britannischen Feldzug Lucius Vitellius, der Vater des späteren Kaisers, bestellt. Der eigentliche Leiter desselben aber war Aulus Plautius, der, wenn bis dahin Inhaber des räumlich nächsten grofsen militärischen Kommandos, als solcher der gegebene Führer war in einem Kriege, der Caesar's Gedanken, den gallischen Provinzen ausser dem Schutz der militärisch besetzten Rheingrenze auch noch die im Norden offene Küste durch die Eroberung der sie beherrschenden Insel zu sichern, nun endlich definitiv ausführen sollte. Dios Erzählung giebt als äussere Veranlassung zu der Expedition die Flucht eines

britannischen Fürsten Bericus an; derselbe ist sicher dem Namen, wahrscheinlich auch der Person nach, identisch mit Verica, dem Sohn des Commius, des Königs der Atrebaten, der noch erhaltene Münzen schlug. Dio berichtet ferner von dem Widerstand der Truppen gegen die gefürchtete und unsichere Einschiffung, und wie erst der von Claudius gesendete Narcissus, einer der einflussreichsten Hofleute, den Widerstand brach, freilich, nach Dios Darstellung, nur dadurch, dass sich der Unwille nun gegen ihn, statt gegen den Feldherrn wandte. Hierdurch auch verzögerte sich der Aufbruch.

Das Heer

Caesars beide Expeditionen nach Britannien haben den ungefähren Maafsstab abgegeben für die Zusammensetzung der Armee des Claudius, welche wir mit annähernder Sicherheit, obgleich in des Tacitus Agricola kein Wort davon steht, zu reconstruieren vermögen. Den Kern der Truppen bildeten vier Legionen, die zweite (genannt Augusta), die neunte (Hispana), die vierzehnte (Gemina) und die zwanzigste (Valeria Victrix). Drei derselben sind den germanischen Heeren, eine dem pannonischen entnommen worden; man verwendete natürlich zur Bildung einer Armee die nächsten verwendbaren Truppen. Dazu kam eine Abtheilung von der achten ebenfalls Augusta genannten Legion, deren Standquartier Mainz war, vielleicht als eine Art Stabswacht des Feldherrn. Nicht sicher, aber auch keineswegs unmöglich ist, dass noch von einer zweiten der in Mainz liegenden Legionen, der vierten macedonischen, eine Abtheilung oder Vexillatio zum britannischen Heer des Claudius gehört hat. Dem Bürgerheer der Legionare trat seit der Heeresorganisation des Caesar und des Augustus durchgehends eine an Stärke ungefähr gleiche Zahl sogenannter Auxilia zur Seite, das heisst nicht in den Legions- (wir würden etwa sagen Divisions-) Verband gestellter Kavallerie- und Infanterie-Abtheilungen (Alae und Cohortes) von im Uebrigen der Legion ganz gleichartiger Organisation und Bewaffnung, welche ursprünglich aus den Nichtbürgern der Provinzen gebildet wurden. Nicht mit der gleichen Bestimmtheit, aber doch mit annähernder Sicherheit lässt sich, mit Benutzung besonders einer bestimmten Art inschriftlicher Denkmäler, der schon genannten Militärdiplome, der Umfang auch dieses Theils des Expeditionsheeres ermitteln. Zahl und Namen der in Britannien stationierten Auxiliartruppen ergeben sich aus vier solchen Urkunden auf Erz, die sich daselbst gefunden haben und im brittischen Museum aufbewahrt werden, nebst einigen Fragmenten von gleich-

artigen Urkunden. Es sind diese sogenannten Militärdiplome Erztäfelchen in Diptychenform, enthaltend die für einen bestimmten Kriegsmann in der üblichen doppelten Ausfertigung innen und aussen darauf gravierte Kopie eines kaiserlichen Privilegiums, welches die von Nichtbürgern bestimmter darin namhaft gemachter Truppentheile oder von Veteranen während der Dienstzeit mit fremden Frauen geschlossenen Ehen nach einer gewissen Anzahl von Dienstjahren nachträglich legitimiert und denselben das Bürgerrecht sowie andere Auszeichnungen verleiht. Solcher Urkunden, aus allen Provinzen des Reiches und der Zeit nach von der Regierung des Claudius reichend bis auf die des Diocletian, sind bis jetzt etwa achtzig bekannt geworden; sie ersetzen einigermafsen die Quartierliste des römischen Reichsheeres. Die vier auf das britannische Heer bezüglichen unter ihnen fallen in die Jahre 103, 105, 124 und 146 unserer Zeitrechnung, also in die Regierungen des Trajan, Hadrian und Antoninus Pius. Zusammen mit den ausserdem in England gefundenen inschriftlichen Denkmälern geben sie uns eine fast vollständige Uebersicht über die Cohorten und Alen, welche einst in den zahlreichen Kastellen der Provinz in Garnison lagen. Das ist die eine Art urkundlicher Ueberlieferung für unsere Kenntniss der britannischen Truppen; sie giebt den Anhalt für die Statistik des nicht aus den Legionen bestehenden Theiles der Expeditionsarmee des Claudius. Die Einzeluntersuchung führt zu dem übrigens nicht überraschenden Ergebnifs, dass weitaus der gröfste Theil der Auxiliartruppen von Anfang an in der Provinz gewesen und bis zur Aufgabe derselben auch darin geblieben ist. Auf alle Fälle ist kaum eine der britannischen Cohorten oder Alen dauernd aus der Provinz wegverlegt worden; unfreiwillige Abgänge, wie die der meuterischen Usipiercohorte, wurden durch Nachschübe ersetzt. Eine erhebliche Verstärkung des ursprünglichen Bestandes scheint, soweit sich das bis jetzt aus der vergleichenden Statistik der in den übrigen Provinzen garnisonierenden Korps ermitteln lässt, nicht stattgefunden zu haben. Wie schwierig es ist, trotz der vorher genannten mannigfachen Quellen und Hülfsmittel, in diesen Fragen zu völliger Sicherheit zu gelangen, kann hier nicht näher ausgeführt werden. Manches wird immer unsicher bleiben, wenn nicht unvorhergesehene Funde Aufklärung schaffen. Für vieles ergeben sich fortwährend Ergänzungen und Aenderungen des annähernd Festgestellten aus den erst vor

kurzer Zeit begonnenen und noch im Fluss befindlichen Untersuchungen über die Aushebung und Zusammensetzung der römischen Heerestheile auf Grund des in steter Zunahme begriffenen inschriftlichen Materiales. Im Grofsen und Ganzen steht fest, dass in dem Heer des Claudius neben den in den Legionen dienenden Bürgern aus den Stadtgemeinden Italiens und Galliens vorwiegend aus germanisch-gallischen und pannonischen Völkerstämmen ausgehobene Hülfstruppen Verwendung gefunden haben, meist die vollständigen Kontingente einzelner Völker, wie der Bataver, Nervier, Tungrer, Lingonen, Pannonier, Dalmater und Thraker, oder die ersten aus vorher freien Stämmen gebildeten Cohorten und Alen. Die auf meine Zusammenstellungen und Berechnungen gegründeten Zahlenangaben über den Bestand des Heeres sind jedoch nur als im weitesten Sinn annähernde zu betrachten. Es ist bekannt, dass vom Beginn der Kaiserzeit an bis in die spätesten Zeiten eine fortwährende Steigerung der Ziffer des stehenden Heeres stattgefunden hat. Die für das erste Jahrhundert ermittelten Ziffern erscheinen nach unserem Maafsstab noch sehr gering; dennoch habe ich sie für das claudische Heer vielleicht noch zu hoch angesetzt. Das Ergebnifs der Untersuchung, deren Einzelnheiten nicht hierher gehören, ist, dass mindestens vierundzwanzig Alae Kavallerie und nahe an sechzig Cohorten Infanterie zum Heere des Claudius gehörten, ausnahmslos aus Völkerschaften des Nordens und Westens, aus Thrakien und Pannonien, den germanischen Ländern und Gallien, rekrutiert.

Rechnet man die vier Legionen einschliesslich der etwa 120 berittenen Gensdarmen einer jeden zu rund 6000 Mann, was, da man gewiss für eine solche Expedition die möglichst hohe Kriegsstärke zu erreichen suchte, eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein wird, und die Vexillation der achten zu 1000 Mann (diese Zahl wird durch die Analogie ähnlicher Abtheilungen empfohlen), so ergiebt dies einen Kern von 25,000 Mann Legionaren. Die sechzig Cohorten werden durchschnittlich zu 5 bis 600 Mann anzusetzen sein; dass schon damals wie später nicht selten einzelne auf die doppelte Stärke von 1000 bis 1200 Mann gebracht wurden, ist nicht ausgeschlossen. Dieselbe Stärke hatten die Kavallerieabtheilungen; auch bei ihnen kamen Doppelalae vor. Man kommt dabei also auf eine der der Legionen ungefähr gleiche Stärke der Auxiliarinfanterie von 25 bis 30,000 Mann und auf ein Kavalleriecorps von 12,000 Mann. Eine

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Armee von rund 70,000 Mann mit dem dazu gehörigen Train ist für jene Zeit einer zwar hoch entwickelten militärischen Technik, aber einer höchst unzulänglichen Rekrutierung, eine sehr beträchtliche. Die Zahl spricht für die Wichtigheit und Schwierigkeit, welche man dem Unternehmen beimafs.

Dass eine gewaltige Transportflotte dazu gehörte, um diese Armee, wenn auch nur nach und nach, über den Kanal zu bringen, versteht sich von selbst. Für die Ueberschiffung eines Heeres von der angegebenen Gröfse mit dem entsprechenden Tross bedurfte es einer Flotte, deren Segelzahl nicht unter der der zweiten caesarischen zurückgeblieben sein wird. Die Flottenstationen in Italien, zu Misenum und Ravenna, werden den Kern derselben gestellt, die gallischen Häfen und das Gebiet der Rheinmündungen die nöthigen Verstärkungen geliefert haben. Auf den hervorragenden Antheil der Flotte an dem Erfolg ist es wohl zurückzuführen, dass der Kaiser an den Mündungen des Po — vielleicht bei der Rückkehr der zur ravennatischen Flotte gehörenden Schiffe — eine Art von Seetriumph veranstaltete. Er fuhr daselbst auf einem gewaltigen, haushohen Schiffe in den Hafen ein. Es war dasselbe Schiff, welches unter seinem Vorgänger Gaius einen Obelisken aus Aegypten gebracht hatte; später wurde es von Claudius beim Hafenbau von Ostia versenkt. Erwähnt wird die britannische Flotte zuerst im Krieg gegen den Civilis und dann wiederholt in den Feldzügen des Agricola. Es scheint von Anfang an eine eigene Flottenabtheilung, die „britannische Flotte", gebildet worden zu sein, welche in den nordfranzösischen und südenglischen Häfen feste Station nahm, wie z. B. in Lymne in Kent und Boulogne-sur-mer, und bis an das Ende der römischen Herrschaft in Britannien zusammen blieb.

An der Südküste Englands nennen die alten geographischen Verzeichnisse einen „grofsen" und einen „neuen Hafen". Der grofse Hafen ist der, der noch heute seinen römischen Namen trägt, Portsmouth, einer der schönsten und gröfsten Häfen der Welt. Später sind der Flotte Ankerplätze auch an den Mündungen der Themse und des Severn u. s. w. nach Norden aufwärts angewiesen worden; ohne den durch sie vermittelten Verkehr mit Gallien sind die Operationen gar nicht denkbar.

Die Besetzung

Die Abfahrt und Landung des Heeres erfolgte nach Dio's Bericht, natürlich unter günstigen Himmelszeichen, und in drei Ab-

theilungen. An dem Punkt, von welchem die Abfahrt erfolgt war, bei Gaesoriacum, wurde dem Claudius später ein Ehrenbogen errichtet; von ihm hat sich keine Spur erhalten. Wie Caesars Portus Itius wird er in nächster Nähe von Boulogne zu suchen sein. Ueber den oder die Landungspunkte, über den Occupationsplan und seine Ausführung fehlt uns jede Nachricht. Dennoch ist es möglich, mit Hülfe der aus der Natur der Sache sich ergebenden Bedingungen und der sonsther bekannten Grundsätze der römischen Taktik, sowie mit Benutzung einer besonderen Art monumentaler Zeugnisse, auch darüber Vermuthungen aufzustellen, welche sich schwerlich weit von der Wahrheit entfernen werden. Wie einst Caesar gethan, dessen Landungsplatz übrigens trotz aller darauf verwendeten Mühe und der sinnreichsten Combinationen von Beobachtungen über Stürme, Meeresströmungen und Fluthbewegung mit Sicherheit nicht zu ermitteln ist, benutzte man unzweifelhaft die im Kanal herrschenden Südostwinde, um an der schmalsten Stelle desselben von einer oder mehreren der schlechten nordfranzösischen Rheden aus so schnell als möglich an die englische Küste zu gelangen. Wo die erste Landung und Verschanzung des Landungscorps stattfand, ist gleichgültig; sicher begannen die Operationen mit einer Concentration der gesammten Armee an einem Punkt möglichst in der Mitte des überhaupt für eine Landung möglichen Theiles der Südküste, über deren topographische Beschaffenheit man gewiss längst im Besitze jeder erreichbaren Kundschaft war. Auf einen oder mehreren Punkten etwa zwischen Dover und Southampton (näher lässt sich das Gebiet nicht begrenzen) muss die Landung erfolgt sein, auf der durch die „fünf Häfen“ (Sandwich, Dover, Romney, Hythe, Rye) bezeichneten Küstenstrecke, auf welcher später auch Wilhelm des Eroberers Landung stattfand. Die fast durchweg unnahbaren Felsenküsten von Cornwall und Devon kamen dabei natürlich nicht in Betracht. Höchst wahrscheinlich waren, um eine sichere Grundlage der Kriegführung zu gewinnen, die Beziehungen zu britannischen Fürsten und Stämmen dienlich, welche die ganze Expedition eingeleitet hatten. Ein oder mehrere Lager mussten ja nothwendig nach dem bekannten römischen Brauch erst errichtet sein, ehe an den weiteren Vormarsch gedacht werden konnte. Wo haben wir uns die ersten Standlager der Armee des Claudius zu denken? Schwerlich ist es ein Zufall, dass gerade an einem fast centralen Punkte der südwestlichen Küste, in Chi-

chester, der alten Hauptstadt des Volksstammes der Regni, jetzt einer der stillen und anmuthigen Kathedralenstädte, wie sie Dickens' letzter Roman so überaus anschaulich schildert, ein einheimischer Fürst, der vom Kaiser Claudius das römische Bürgerrecht und den Titel eines Legatus Augusti erhalten hatte, dem Neptun und der Minerva zu Ehren des kaiserlichen Hauses einen Tempel errichten liess. In dem dem Herzog von Richmond gehörigen Park von Goodwood steht das Denkmal dieses „Königs" Tiberius Claudius Cogidumnus, wie er sich nennt, unbemerkt von den Tausenden, welche dort jährlich zu den Goodwood Races zusammenströmen. Tacitus bezeugt ausdrücklich, dass Claudius dem Könige Cogidumnus einige Völkerschaften zum Geschenk gemacht und dafs dieser bis auf des Agricola Zeit den Römern treu ergeben geblieben sei. Dies also war sicher einer der ersten Punkte, an welchem die Besetzung, unterstützt durch diplomatische Action, festen Fuss fasste. Ich gebe nicht viel darauf, dafs unmittelbar südwestlich von Southampton erhebliche Reste eines römischen Lagers gefunden worden sind, wonach man den in den römischen Itinerarien erwähnten Ort Clausentum nach Bittern bei Southampton setzt. Der Ort hat, wie die meisten römischen Niederlassungen im Süden Englands und im Norden Frankreichs, nur wenig römische Denkmäler aufzuweisen, was auf eine frühe Gründung und spätere Vernachlässigung schliessen lässt. Doch ist die Vermuthung nicht abzuweisen, dass der Name Clausentum eine Bildung aus dem des Claudius sei, etwa für Claudientum. Wenigstens entspräche dies durchaus dem alten Brauch der römischen Eroberer. An den alten Atta Clausus, den Stammherrn des claudischen Geschlechtes, darf man dabei nicht denken. In Spanien, Gallien, Germanien bezeichnen Stadtgründungen mit aus den Namen der siegreichen Feldherren gebildeten Ortsnamen überall den Weg der Eroberung. Es ist mithin mindestens sehr möglich, dass dieser Ort gegründet wurde im Anschluss an eine der ältesten Flottenstationen in der neuen Provinz und seinen Namen erhielt, um des Kaisers Landung und siegreichen Feldzug zu verewigen. Unmittelbar vor dem „grofsen Hafen" liegt die Insel Wight, deren ausdrücklich überlieferte Besetzung während der Expedition des Claudius, welche gleich zu erwähnen sein wird, es unzweifelhaft macht, dafs hier die Operationen begannen.

Strafsenbau

Den damaligen Kulturstand der einheimischen Bevölkerung im

Süden der Insel darf man sich nicht allzu gering vorstellen. Er war mindestens dem der vorgeschrittensten unter den gallischen Völkerschaften zu Caesars Zeit gleich, dem der Germanen der gleichen Epoche überlegen. In der Zeit von Caesar bis Claudius sind zahlreiche Münzen von den einheimischen Fürsten nach dem Fufs der gallischen geschlagen worden. Der Name des sagenberühmten Cunobellinus, Shakespeares Cymbeline, erscheint unter anderen darauf; auch gab es einzelne Städte von verhältnissmäfsigem Reichthum. Eines aber fehlte sicher, wie überall im Barbarenland, ehe es der Fufs des römischen Legionars betrat, und zwar das Nothwendigste für den Vormarsch einer Armee von mindestens 40,000 Mann (ich rechne gleich eine entsprechende Zahl ab für die Sicherung der Küstenplätze und Flottenstationen): Strafsen. Der Chef des Genies im Stabe des Kaisers, der römische Praefectus fabrum — seinen Namen kennen wir nicht —, gewiss der erste Mann seines Faches und von hoher wissenschaftlich-militärischer Bildung, legte unzweifelhaft damals schon den Grund zu dem Strafsennetz, welches später nach und nach die Insel nach allen Richtungen hin durchzog. Darin aber zeigt sich die sichere Gewöhnung einer wenn auch an sich nicht grofsen Zeit, dafs man in solchen Dingen keinen Schritt umsonst zu thun pflegte. Wir gewinnen mit dieser Erkenntnifs die Möglichkeit, aus dem späteren Strafsennetz sowie aus der Lage der festen Standquartiere, welche gleich damals die Legionen wenigstens bezogen, den langsam aber sicher vorschreitenden Gang der Besetzung des Landes selbst zu erkennen. Nordwestlich von Chichester weiter in's Land hinein liegt das seit der sächsischen Eroberung und in der Kirchengeschichte hochberühmte Winchester, damals Venta, der Hauptort der mächtigsten unter den südenglischen Völkerschaften, der Belgae, unzweifelhaft eines früh erstarkten Ablegers des gleichnamigen festländischen Stammes. Dort ist ein kleiner Altar gefunden worden (er steht jetzt im brittischen Museum), gesetzt von einem Ordonnanzoffizier (würden wir sagen) des Statthalters der Provinz den italischen, germanischen, gallischen und brittischen „Müttern". Aus den Männern dieser vier Regionen bestand der Kern des Heeres. Hier kann mit hoher Wahrscheinlichkeit der erste Sitz des Armee- (und natürlich auch Provinzial-) Oberkommando's angenommen werden. Die Lage ist so systematisch gewählt wie möglich: just die Mitte zwischen den tief einschneiden-

den Mündungen der Themse östlich und des Severn westlich, in gerader und gewiss völlig gesicherter Verbindung mit dem durch die davorliegende Insel Wight so unvergleichlich geschützten Hafen von Southampton, dem alten Clausentum. Von Venta aus führt die spätere Strafse in gleicher Richtung nach Calleva, der Stadt des Verica (Silchester); auch darin mag, wer will, blofsen Zufall sehen. Von hier aus erfolgte später der weitere Vorstofs gleichzeitig nach Osten und nach Westen, immer auf den durch die Ueberlieferung der Reichsitinerare und zahlreiche Ueberreste uns hinlänglich bekannten Strafsenzügen, welche noch über das Mittelalter hinaus unter mannigfach wechselnden Namen die Hauptverkehrsadern des Landes geblieben sind.

Die Entscheidungsschlacht

Soweit sind die Grundzüge der Eroberung topographisch mit einiger Wahrscheinlichkeit festzustellen. Wo die entscheidende Schlacht stattfand, zu welcher des Kaisers Anwesenheit erwartet wurde, ist weniger sicher. Der Bericht des Dio ist verständlich und in sich zusammenhängend. Gesagt ist nur, dafs zuerst Caratacus, dann Togodumnus, die Söhne des Trinovantenfürsten Cunobellinus und Brüder des Adminius, einzeln geschlagen wurden, nicht aber wo. Sie können sehr wohl dem von Verica und den Atrebaten geführten Heer, das sie zuerst durch die bekannte Taktik des Zurückweichens in Wälder und Sümpfe weit in das Land gelockt hatten, auf dem Marsche gegen Camalodunum an verschiedenen Stellen in den Weg getreten sein. Hierauf wird eine Völkerschaft unterworfen, die in einem Abhängigkeitsverhältniss stand zu den Catuellaunen, den alten Gegnern der Trinovanten, und eine Besatzung bei ihnen zurückgelassen, wahrscheinlich in Glevum (Gloucester). Sie heifsen bei Dio Boduner; genau in derselben Gegend, als unmittelbare Nachbarn der Atrebaten nach der Seite der Silurer zu, nennt die Liste des Ptolemaeos Dobuner oder Lobuner. Die Identification der Boduner und Dobuner liegt so nahe, dafs sie bisher von fast allen, die sich mit diesen Fragen beschäftigt haben, angenommen worden ist. Aber wie man auch über sie denkt, dafs diese Ereignisse im westlichen Britannien, etwa in der Umgebung des Bristolkanals, sich abspielten, kann nicht bezweifelt werden. Unsicher bleibt aber der Fluss, den die schwimmkundigen Bataver zur Ueberraschung der Barbaren durchschwammen; er wird ausdrücklich von der nachher genannten Themse unterschieden. Man kann daher sehr wohl an den Avon (alt wohl Abona)

denken. Hier erfochten Vespasianus und sein Bruder Sabinus, nachher Hosidius Geta an der Spitze ihrer Legionen Siege. Die alten Biographen Vespasians haben verzeichnet, offenbar auf Grund einer Triumphalinschrift des Kaisers, dafs er als Befehlshaber einer der Legionen des Claudius in Britannien dreifsig Treffen geliefert, zwei tapfere Völkerschaften und über zwanzig Ortschaften derselben, endlich, wie schon gesagt, die Insel Wight unterworfen habe, und zwar theils unter dem Oberkommando des Kaisers selbst, theils unter dem des Aulus Plautius. Der Besitz von Wight war gewiss eines der ersten Ziele der Eroberung: ich vermuthe, dafs ihre Unterwerfung noch im ersten Jahre unter dem Kommando des kaiserlichen Hauptquartiers erfolgte. Aus der Lage der Insel vor dem grofsen Hafen, dem von Southampton, folgt mit grofser Wahrscheinlichkeit, dafs der Vormarsch von diesem ziemlich weit westlich gelegenen Punkte aus erfolgte. Unter Plautius wird Vespasianus dann in den folgenden Jahren seine übrigen Thaten verrichtet haben. Nach den ersten Niederlagen weichen die Barbaren nach Osten zurück, zu ihren alten Wohnsitzen nördlich der Themsemündung. Abtheilungen der Flotte werden vorher von Westen her in den Bristolkanal, nachher von Osten in die Themsemündung einfahrend den Feldzug unterstützt haben. Hier erst erfolgte die entscheidende Schlacht, zu welcher die Ankunft des Kaisers erwartet worden war. Unmittelbar daran schliefst sich die Einnahme der Königsburg des Cunobellinus, Camalodunum, so genannt nach dem britannischen Kriegsgott Camalus, worauf der Kaiser, nach nur sechszehntägigem Aufenthalt auf der Insel, nach Gallien zurückkehrt. In diesem Bericht Dio's ist nichts, was über die durch Ort und Zeit gegebenen Schranken hinausginge. Auf jenem Siegeszuge fand die Niederwerfung der elf Könige statt, welche die Inschrift des dem Kaiser nachher in Rom errichteten Triumphbogens erwähnt.

Camalodunum

Als der nördlichste Punkt, welcher auf der Ostseite der Insel im ersten Jahre der Eroberung erreicht wurde, ist hiernach Camalodunum anzusehen. Sicher ist, dafs dort dem Claudius noch bei seinen Lebzeiten ein Tempel errichtet wurde, wahrscheinlich zugleich mit der Göttin Roma und der Venus oder Victoria; denn so hiefs bekanntlich die römische Venus als Stammmutter der Aeneaden und des julischen Kaiserhauses. Das war der Mittelpunkt für den sofort eingerichteten Provinzialkultus, ähnlich wie für das germanische

Grenzland der Altar des Augustus in der Ubierstadt Köln, für Gallien der des Claudius bei Lyon am Zusammenfluss von Rhone und Saône, für Hispanien der Tempel des Augustus in Tarragona. Camalodunum hiefs danach in der amtlichen Sprache Colonia Victrix. In dem austernberühmten Colchester, das an seiner Stelle liegt, ist, aufser der hohen Lage des alten Kastells mit seinem weiten Blick über die Marschen und Küsten, einigen Mauerresten und den üblichen Zeugen römischer Niederlassungen, Bronzen, Grabsteinen und Geräthscherben, die ein sauberes städtisches Museum bewahrt, nichts vom alten Glanz der barbarischen Zeit zu spüren. Ein schöner Grabstein eines Centurionen der zwanzigsten Legion, mit dem Reliefbild des Verstorbenen in ganzer Figur, ein anmuthiges Kunstwerk wohl noch aus neronischer Zeit, bezeugt die militärische Bedeutung der Stadt. Als eine Folge der Besetzung von Camalodunum wird die Unterwerfung der nächst wohnenden Stämme, wie der Ikener, anzusehen sein. Ihr König Prasutagus erscheint wie der der Regner Cogidumnus unter den von Rom abhängigen britannischen Fürsten.

Bleiminen

Wie weit nach Westen in das Land hinein der Vorstofs der Armee in den Jahren der ersten Statthalterschaft zu dauernder Unterwerfung führte, ist nicht unmittelbar bezeugt. Doch lässt sich dafür auf anderem Wege ein Zeugniss gewinnen. Seit den Tagen des Pytheas von Massalia, des ersten Griechen, welcher das äufserste Thule erreicht zu haben sich rühmte (gemeint sind damit die Orkney-Inseln), ist der Reichthum der Berge des fernen Britanniens an edlen und unedlen Metallen und seiner Meere an Perlen von Dichtern und Prosaikern mit märchenhafter Uebertreibung gefeiert worden. Auch Caesar zog es wenigstens mit in seine Berechnung, als er die britannische Expedition unternahm, dafs damit möglicher Weise dem Reiche ein zweites Hispanien als eine neue, unerschöpfliche Quelle des Reichthums erworben werden könne. Und soviel steht ja fest, dafs das Zinn und Blei, welches die zuerst vielleicht von den Phoenikiern, dann von der einheimischen Bevölkerung eifrig bebauten und argwöhnisch abgeschlossenen Minen von Cornwall und Devon nach den Scilly-Inseln lieferten, unter den Ausfuhrartikeln der Insel seit unvordenklicher Zeit die erste Stelle einnahm. Am östlichen Ufer der Severnmündung und südlich vom Avon, in dem nördlichsten Theil des heutigen Somerset, liegt der noch jetzt bebaute Minenbezirk der Mendiphügel. Dies war das erste von den Römern in Betrieb ge-

nommene britannische Bergwerk; die Bergwerke von Devon und Cornwall liefs man, wie bei der Landung, vor der Hand links liegen. Die einzigen römischen Orte in jenen Gegenden, Durnovaria, das spätere Dorchester, der Hauptort der Durotriger, von welchen die Grafschaft Dorset ihren Namen hat, und die Stadt der Dumnonier Isca, Exeter, scheinen erst viel später einige Bedeutung erlangt zu haben. Aber in den Mendiphügeln sind seit dem sechzehnten Jahrhundert nach und nach etwa vierzig Bleibarren zum Vorschein gekommen mit lateinischen, in die Gussform gestempelten Aufschriften. Diese Aufschriften enthalten zum weitaus gröfsten Theil die Namen des regierenden Kaisers als des rechtmäfsigen Besitzers der Minen (doch kommen auch Namen von Privaten vor) und den des Bergwerks; daneben findet sich zuweilen die Angabe, dafs das Metall aus silberhaltigem Erz gewonnen sei. Die Barren wechseln im Gewicht zwischen rund 50 und 225 englischen Pfunden; die jüngsten Kaisernamen, welche auf den bis jetzt vorliegenden sich finden, sind die des Marcus Aurelius und Lucius Verus. Der älteste Barren aber, jetzt im brittischen Museum, im Gewicht von 163 Pfund, trägt den Namen des Britannicus und das Jahr 49 n. Chr. Also bereits sechs Jahre nach der Invasion ist der Name des damals siebenjährigen Thronfolgers, der schon in seinem vierzehnten Jahre starb, sicher mit Zustimmung des Kaisers, dessen eigener Name wohl nur aus Zufall bisher noch auf keinem Barren gefunden worden ist, diesem Erzeugniss der neuen Provinz aufgestempelt worden. Bis dahin ist mithin die Besetzung gleich in den ersten Jahren vorgeschritten. Ob dagegen das im westlichen Binnenlande etwa auf gleicher Höhe mit Colchester gelegene Glevum (Gloucester) schon damals dauernd besetzt worden ist, muss nach den vorliegenden Berichten bezweifelt werden; erst sieben Jahr später wird von einem gegen die Silurer errichteten Legionslager berichtet, womit nur Glevum gemeint sein kann. Man wird die Linie Bath (Aquae Sulis), Silchester (Calleva), London (Londinium) mit der vorgeschobenen Festung Colchester mit Wahrscheinlichkeit als die erste bezeichnen können, bis zu welcher die neue Provinz sich erstreckte.

Des Claudius Triumph

Bereits im Jahre 44, also ein Jahr nach dem Aufbruch, ist der Kaiser wieder in Rom und feiert den britannischen Triumph. Sechs Jahre später war auf dem Marsfeld schon zur Erinnerung an diesen Triumph der prachtvolle Bogen errichtet, dessen Reste noch im fünf-

zehnten Jahrhundert den Corso beim Palast Sciarra sperrten. Die grofsen Reliefs desselben, die Parade der Armee vor dem Kaiser und seinen Generalen darstellend, steif und ernst und ohne Anmuth, sind theilweise noch erhalten und in der offenen Eingangshalle der Villa Borghese zn sehen. Die Inschrift des Bogens, eine gewaltige Marmorplatte mit grofsen, aus Erz eingelegten Buchstaben, ist nur zur Hälfte noch vorhanden; sie befindet sich in einer Terrassenwand neben dem Palast Barberini eingemauert. Der Kaiser rühmt sich darin, ohne jeglichen Verlust elf britannische Könige besiegt und unterworfen und zuerst die Barbaren jenseits des Oceans dem Reiche einverleibt zu haben. Auch Weihgeschenke wurden dem Kaiser in Rom für die glückliche Heimkehr und den Sieg aufgestellt. Den Siegesnamen Britannicus aber lehnte Claudius für seine Person ab, auch darin seinen Stiefgrofsvater Augustus nachahmend; ihn führte seitdem der schon erwähnte unglückliche Sohn der Messalina, zuerst Germanicus genannt. Von einem zweiten Bogen, der dem Kaiser an der gallischen Küste da errichtet wurde, wo die Expedition hinübergegangen war, ist schon gesprochen worden. Auch in den übrigen Provinzen des Reichs wurde der Sieg gefeiert. In Kyzikos wurde dem Claudius ein Ehrenbogen errichtet, zugleich mit seinen Vorgängern Augustus und Tiberius, dessen Aufschrift ihn, wie die Aufschrift des Triumphbogens in Rom, als den Besieger von elf britannischen Königen feiert.

Der erste Statthalter von Britannien, Aulus Plautius, verwaltete die neu erworbene Provinz, das heifst also den südlichsten Abschnitt der Insel, noch weitere drei Jahre; bei seiner Heimkehr ward ihm die Auszeichnung der Ovation oder des kleineren Triumphs zu Theil. Dies Ergebniss spricht deutlicher als Schlachtberichte: die Expedition muss so wohl vorbereitet gewesen und mit solchem Glück geleitet worden sein, dafs sie vollkommen gelang.

Claudius, der Wasserkopf mit dem schielenden Blick und der schweren Zunge, der Spott der Zeitgenossen, der das Sprichwort wahr gemacht hatte, dafs man entweder als König oder als Tropf zur Welt kommen müsse, er hatte wie spielend erreicht, woran Caesars Glück und Augustus' Vorsicht gescheitert waren; er konnte sich in der Rede, welche auf den grofsen Erztafeln des Museums von Lyon, seiner Vaterstadt, erhalten ist, rühmen, das Reich über den Ocean hinaus erweitert zu haben. In der römischen Anthologie

stehen nicht weniger als acht mehr oder weniger gelungene Epigramme der Hofpoeten, welche das Ereigniss feiern. In einer der geistreichsten, aber boshaftesten Satiren aus dem Alterthum, die wir haben, in des jüngeren Seneca Apotheose oder Apokolokyntose (das heifst Verkürbissung) des Claudius, lässt der Verfasser ein Trauerloblied auf ihn singen, als er auf des göttlichen Augustus Antrag und den einstimmigen Beschluss aller Götter aus dem Olymp, in den er eben nach seiner Consecration eintreten soll, hinausgeworfen und in den Orcus abgeführt wird. In diesem wird unter Anderem gesagt, mit deutlicher Anspielung auf die ruhmredige Aufschrift des Triumphbogens: „Er befahl, den Britanniern jenseit der Gestade des bekannten Meeres und den Briganten mit ihren blauen Schilden den Hals mit den römischen Ketten zu beschweren, und liefs selbst den Ocean vor dem neuen Gebot der römischen Beile erzittern".

II.

Die Verwaltung von Nero bis auf Hadrian.

Es ist nicht meine Absicht, hier einen historisch-antiquarischen Commentar zum Agricola des Tacitus vorzulegen. Freilich giebt es keinen der Art, auf welchen verwiesen werden könnte, und der oft, besonders von englischen Militärs gemachte Versuch, wie von dem General Roy im vorigen Jahrhundert, die Erzählung des Tacitus mit der Oertlichkeit in Uebereinstimmung zu bringen, stöfst auf grofse Schwierigkeiten. In kurzen Zügen hat der unerreichte Meister im rhetorisch-poetischen Stil der Historiographie von jedem der Vorgänger des Agricola und seiner Thätigkeit, von den Fortschritten der Besetzung und Unterwerfung des Landes ein scharf umrissenes Bild gegeben, dessen Umrisse wiederum durch die allgemeine Analogie des anderswo ähnlich Ueberlieferten, durch Denkmäler und Inschriften Farbe und Leben gewinnen. Allein die Lösung dieser Aufgabe fordert gröfseren Raum und weiteres Ausholen. Hier soll es genügen, gleichsam das Skelett der Ereignisse zu geben und die leitenden Grundsätze der fortschreitenden Eroberung darzulegen, ohne die der Geschichtschreibung vorbehaltene eingehende Schilderung der Personen und der unter den verschiedenen Kaisern mit wechselndem Glücke geführten Kämpfe.

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY

Römische Städte

Etwa ein Decennium nach dem Beginn der Besetzung hatte eine hinreichende Anzahl von Legionaren ihre Dienstzeit beendet und es musste für die Ansiedelung dieser Veteranen in der neuen Provinz gesorgt werden, um auf diese Weise, nach den bekannten Grundsätzen römischer Verwaltung, einen sesshaften Kern der Bevölkerung zu gewinnen, aus dem sich, neben und im engsten Anschluss an die befestigten Lagerplätze der Truppen, städtisches Leben mit Handel und Gewerbe, Unterricht und Künsten entwickeln konnte. So sind überall die römischen Lagerstädte entstanden, deren rechtwinkelige Anlage wenigstens in Strafsen und Thoren, Mauern und Thürmen von so mancher modernen Stadt erkennbar ist, wo nicht der Wüstensand allein sie bedeckt und in fast unberührter Vollständigkeit bewahrt hat, wie in der französischen Strafcolonie Lambessa, dem alten Lambaesis, in Algier. Die erste Veteranencolonie in Britannien, unter dem nächsten Nachfolger des Aulus Plautius zu Nero's Zeit gegründet, war die von Camalodunum, das wegen der erwähnten Stiftung eines gemeinsamen Kultus für die Provinz daselbst die erste Hauptstadt der neuen Provinz geworden sein muss und seinen Charakter als befestigtes Standquartier der vierzehnten Legion, der Bändiger von Britannien, wie sie im Heere hiefsen, nach und nach verlor. Tacitus hebt ausdrücklich hervor, dafs die Veteranencolonie unbefestigt war, als sich der Aufstand der Ikener zunächst gegen sie wendete. London, schon damals gewiss der wichtigste Handelsplatz des Landes, wurde wahrscheinlich sogleich der Sitz eines römischen Zollamtes für die von den gallischen und germanischen Kaufleuten eingeführten Waaren und erhielt eine Flottenstation. Die anderen alten Königsburgen der einheimischen Fürsten, wie die Burg der Kantier, Durovernum (Canterbury), Calleva (Silchester), Verulamium (Verulam bei St. Albans), Durocornovium (Cirencester, westlich von Oxford), und andere, sind nie bedeutende römische Städte geworden. Wo die alten Erdwerke der Lagerbefestigungen einigermafsen ausgebaut wurden und erhalten blieben, zeigt der stehende und sehr begreifliche Brauch der sächsischen Eroberer an, welche alle solche Orte ausdrücklich Castrum (ceaster) nannten, die alten, in natürlich befestigter Lage, meist hoch gelegenen Orte ohne römische Werke aber als Burgen (wie Canterbury, Shrewsbury, Peterborough) oder wenigstens mit ihren alten Namen, ohne den Zusatz —chester bezeichneten. Keineswegs darf man aus dem in den englischen Orts-

namen so ungemein häufigen Bestandtheil Chester schliefsen, dafs es ebensoviel römische Festungen im eigentlichen Sinne des Worts, befestigte Lagerplätze mit stehender Besatzung, in der Provinz gegeben habe. In diesem Sinne ist in dem südlichen Theile der Insel aufser Colchester nur noch eine römische Festung nachweisbar, Glevum, ein alter Ort des Stammes der Dobuner, von den Sachsen Gleavanceaster genannt, das heutige Gloucester, ein Name, dessen Klang uns aus der geschichtlichen Ueberlieferung weniger vertraut ist, als aus Shakespeare's Dichtungen. Wir wissen jetzt (es ist erst vor Kurzem durch eines bescheidenen Lokalforschers Verdienst zu völliger Evidenz gebracht worden), dafs dort wahrscheinlich gleich von Anfang an eine andere von den britannischen Legionen, die zweite Augusta genannte, ihr erstes Standquartier erhielt, an das sich wohl ebenfalls früh eine Veteranencolonie anschloss. Merkwürdiger Weise liegt Gloucester, wie ein Blick auf die Karte zeigt, westlich fast genau auf demselben Breitengrade wie im Osten Colchester, und beide fast ganz gleich weit entfernt von Calleva (Silchester), dem ersten Knotenpunkt der beiden grofsen Hauptstrafsen, welche im Osten und Westen der Insel nordwärts führten. Vielleicht bildete also die Linie Gloucester-Colchester die zweite Nordgrenze der inzwischen durch erweiterte Strafsenzüge und neue Flottenstationen an beiden Küsten fester zusammengefassten Provinz. Bei oberflächlicher Betrachtung kann es freilich scheinen, als ob weder Camalodunum noch Glevum als die ersten Standquartiere der vierzehnten und der zwanzigsten Legion anzusehen seien, sondern als das jener vielmehr die britannische Stadt Viroconium, bei dem heutigen Wroxeter unweit Shrewsbury in Shropshire, im westlichen Theil des Landes. Man hat diesen kleinen Ort mit einiger Uebertreibung ein brittisches Pompeji genannt. Es steht daselbst allerdings ein grofses Stück eines römischen Bauwerks aus der spätesten Zeit der römischen Herrschaft, und Reste von ziemlich ausgedehnten Villen und Bädern, die Grabsteine zweier Soldaten der vierzehnten und eines der zwanzigsten Legion, sowie der eines thrakischen Reiters sind innerhalb des alten Mauerrings gefunden worden. Dennoch ist Viroconium niemals Standlager einer oder mehrerer Legionen gewesen, wie seine ganz ungleichmäfsige ovale Umwallung und seine Ueberreste deutlich zeigen; hat auch später nie den Titel Colonie erhalten. Dafs einige Soldatengrabsteine daselbst gefunden worden sind, beweist so wenig für die

Glevum

Colonie wie die weit zahlreicheren Funde gleicher Art für Londinium oder Aquae Sulis (Bath). Jene Legionare scheinen während der Expedition des Paullinus nach Mona, die gleich zu erwähnen ist, gefallen zu sein; in beiden erscheint die Legion ohne die Beinamen Martia Victrix, welche sie erst nach der Wiedereroberung von Camalodunum erhielt. Sie gehören also in die frühere Zeit der Besetzung. Aber Viroconium liegt so weit nördlich über die Linie Gloucester-Colchester hinaus, dafs nur zwingende Gründe dazu veranlassen könnten, schon damals eine solche Ausdehnung der Eroberung anzunehmen.

Etwas südlich von Gloucester, bei Aylburton, sind hoch am Severn gelegene Reste des grofsen Heiligthums eines britannischen Gottes Nodon gefunden worden; eine merkwürdige und in ihrer Art fast allein stehende Anlage.

Ostorius Scapula

Die festen Standlager der Legionen waren die natürlichen Stützpunkte für die weiteren Operationen. Die übrigen Legionen und sämmtliche Auxilia zu Fufs und zu Ross waren in vorübergehend errichteten Lager- und Garnisonplätzen vertheilt; jeder Vormarsch in feindliches Gebiet suchte natürlich sogleich wieder im Kleinen, wie für das ganze Land im Grofsen, feste Stützpunkte zu gewinnen. Von Gloucester erfolgte der Vorstofs gegen Wales, das schwer zugängliche Bergland der Silurer und Ordoviker; die Silurerstädte Venta (Caerwent, nicht zu verwechseln mit dem belgischen Venta in Südengland) und Isca, im dritten Jahrhundert das Standquartier der zweiten Legion, daher Caerleon, Castra Legionis — Caer ist die welsche Umformung von Castra — in Südwales bezeichnen wohl ungefähr die erste Marschrichtung. Aus dem Bericht des Tacitus über die Feldzüge des Ostorius Scapula, des Nachfolgers des Plautius, ebenfalls eines vorzüglichen Offiziers, geht nur soviel deutlich hervor, dafs er auf den beiden Kriegsschauplätzen, im Osten, auf Camalodunum gestützt, gegen die Ikener, im Westen, auf Glevum gestützt, gegen die Siluren, mit ungefähr gleichem Erfolge vorging. Während Camalodunum zur Colonie erhoben und mit zuverlässigen Veteranen besiedelt wird, legt der Lagerpräfect der zwanzigsten Legion im Lande der Siluren zerstreute Kastelle an, deren Besatzungen in der Vereinzelung theilweis unterliegen, bis die zusammengenommene Kraft der Legionen die Feinde zurückwirft. Leider ist die einzige Ortsangabe für diese Kämpfe in der Handschrift der Annalen des Tacitus verderbt überliefert. Alle bisherigen Versuche den Namen des hier genannten

Flusses wieder herzustellen sind missglückt: der neueste, der den Antonafluss bei Southampton annimmt, führt zu weit nach Süden. Das Wahrscheinlichste bleibt, dafs Ostorius in dem weiten Gebiet zwischen Camalodunum und der Severnmündung nach dem alten römischen Brauch Kastelle anlegte, ohne dafs daraus dauernde Niederlassungen hervorgingen. Der Feldzug des Scapula endet zwar mit der von Tacitus in den Annalen eindrucksvoll geschilderten Niederlage der Britannier und der Gefangennahme ihres Fürsten Caratacus, des Caradoc der Sagen von Wales, aber keineswegs mit der wirklichen Besetzung des Landes, die erst zwanzig Jahr später durchgeführt worden ist. In den nächsten sechs Jahren wurden die Grenzen der Provinz nicht erweitert. Erst Suetonius Paullinus, ein ehrgeiziger Führer, voll Tapferkeit, der Rival des Corbulo, aber ohne die nöthige Vorsicht, gewinnt, so scheint es, beträchtlich weiter nördlich, an der Flussmündung des Deva, ein neues Standquartier für die dritte der britannischen Legionen: es führte damals den gleichen Namen wie der Fluss und hiefs später nur das Lager schlechthin: Castra, Chester. Aus dieser ersten Zeit der Colonie Chester sind zahlreiche Grabsteine von Legionaren, sämmtlich der zwanzigsten Legion, erhalten. Bei der Erweiterung der Befestigungen im dritten Jahrhundert sind sie in die nördliche Stadtmauer verbaut worden. Paullinus versuchte es von da aus den Kanal von Bangor, den jetzt die berühmte Eisenbahnbrücke überspannt, zu überschreiten und das Eiland Anglesey, das alte Mona, den Hauptsitz des keltischen Gottesdienstes, zu erobern. Er mag sich das öde Felsplateau gröfser und mächtiger vorgestellt haben, als es in Wahrheit ist. Segontium (Caer Seiont) wird damals schon von ihm zum Schutz des Uebergangs angelegt worden sein. Inzwischen aber brach im Jahre 61 im Osten der Insel, und zwar mit richtiger Berechnung von Seiten der Empörer in Camalodunum selbst, in dessen Lager nur eine schwache Garnison geblieben war, die erste und höchst gefährliche Rebellion der unterworfenen Fürsten und Völker gegen das römische Joch aus. Ihre Schilderung durch Tacitus hat strengen Tadel erfahren. Seine Leser brachten den Dingen nicht das sozusagen technische Interesse entgegen, wie wir es zu thun pflegen; ihm selbst lag nur daran, die Thatsachen wirkungsvoll zu verknüpfen. Ursachen aber und Wirkung legt er gewiss richtig in ungefähr folgender Weise dar. Die Aushebung und die Besteuerung, beide oft mit Gewalt und Erpressung

Suetonius Paullinus

verbunden, machten den sonst meist der Ruhe geneigten gemeinen Mann den hochfliegenden Plänen der Königin der Ikener Boudicca willig. Sie seien vom Regen in die Traufe gekommen, hiefs es schon damals; statt eines Fürsten hätten sie jetzt deren zwei, den Legaten und den Procurator des Kaisers; der eine nimmt die Söhne vom Pflug weg, der andere das Geld aus dem Kasten und das Korn aus der Scheuer. Schamlose Unbill von Seiten der kaiserlichen Beamten gegen das Fürstenhaus und frecher Uebermuth der Veteranen gegen die Gemeinden trugen das Ihrige bei. Wunder und Zeichen halfen nach, die Menge zu fanatisieren: das Bild der Siegesgöttin im Tempel des Claudius sollte von seinem Postament herabgestürzt sein oder auch sich umgewendet haben, als wolle es weichen. Kurz, Besatzung und Veteranen, damals, wie ausdrücklich gesagt ist, durch keine Befestigung geschützt, werden niedergemacht. Petillius Cerialis, der Legat der nächsten Legion, der neunten, der zuerst gegen die Empörer vorrückt, wird geschlagen und vermag sich kaum in Verschanzungen mit dem geringen Rest seiner Truppen zu halten, bis endlich Suetonius Paullinus mit einem Theile des Heeres erscheint. Er muss blühende Städte, Londinium und Verulamium, und ihre römische Bevölkerung der Rache und Beutelust der Barbaren preisgeben, um seine Kräfte nicht zu zersplittern. Aber es gelingt der überlegenen Taktik des römischen Heeres den Aufstand im Keime zu ersticken und durch eine einzige siegreiche Schlacht die ganze Provinz dem Reiche zu erhalten. Das Alles erzählt Tacitus, weit ausführlicher und anschaulicher als im Agricola, in den Annalen, aber freilich mit jenem dem rhetorisch-poetischen Stil eigenem Vermeiden fast aller Ortsangaben, welches das Verständniss der Erzählung sehr erschwert. Dem Tacitus dient die Erzählung dieses und ähnlicher Ereignisse aus Nero's Zeit dazu, auch die politische Verkommenheit der Monarchie neben dem Sittenverfall der höchsten Stände zu beweisen. Aber wenn auch der Stern der julischen Dynastie im Sinken war, so zeigen diese Ereignisse doch vielmehr, dafs deshalb das Reich noch keineswegs in seinen Grundfesten, dem Heer und der Verwaltung, wankte. Eine dauernde Hemmung der Eroberung von Britannien ist durch jene wenn auch sehr gefährliche Episode nicht eingetreten; Chester scheint nicht einmal aufgegeben worden zu sein. Erhebliche Verstärkungen von Auxiliartruppen sind damals nach Britannien gesendet worden. Der erste Legat Vespasians, Petillius

Petillius Cerialis

Cerialis, derselbe, welcher soeben erst die neunte Legion in Britannien kommandiert hatte, drang im Osten der Insel von Colchester aus gegen den mächtigsten und kriegerischesten aller britannischen Stämme, die Briganten, vor. Ihr Name wird von Seneca und Tacitus auch für die frühere Zeit schon als fast dem der Britannier gleichbedeutend gebraucht, solchen Eindruck hatte er in Rom hinterlassen; mit dem modern italienischen brigante, Räuber, stimmt er nur zufällig im Laut überein. Vespasian, der die Schwierigkeiten der Aufgabe aus eigener Erfahrung kannte, sandte die von ihm im Jahre 70 neu aus Flottenmannschaften errichtete zweite Hülfslegion, die Secunda Adiutrix, aus ihren Quartieren in Pannonien sofort nach England, zum Ersatz für die vierzehnte, welche inzwischen zum Kriege gegen den Bataver Civilis nach Germanien zurückbeordert worden war und seitdem dort geblieben ist. Der zweiten damals zuerst und nicht auf lange Zeit nach Britannien versetzten Legion erwarb Cerialis ein festes Standquartier in der Colonie Lindum, das davon noch heute seinen Namen Lincoln führt. Zu Anfang von Domitians Regierung stand sie schon wieder in Pannonien; ihr Aufenthalt in England fällt also in die Zwischenzeit. Nur in Lincoln sind einige Grabsteine von Soldaten dieser zweiten Legion gefunden worden; daher liegt es am nächsten, ihren zeitlich begrenzten Aufenthalt mit dem Feldzug der Cerialis in Verbindung zu bringen. Es ist wahrscheinlich, wenngleich nicht mehr durch Denkmäler zu erweisen, dafs die vier Legionen, welche in den ersten Jahren nach der Besetzung wohl noch wechselnde Winterlager bezogen, mindestens seit der Verwaltung des Scapula, also zu Nero's Zeit, schon feste Standquartiere bezogen hatten. Nach der älteren, erst von Domitian abgeschafften Ordnung lagen je zwei Legionen in einem Lager; wo diese frühesten Doppellager sich befanden, ist nicht zu ermitteln. Aber da es feststeht, dafs die vierzehnte in jener zweiten Epoche, bis sie unter Nero aus Britannien wegverlegt wurde, zu Camalodunum lag, so wird höchst wahrscheinlich die neunte hispanische, die wir auch später im Osten finden, nicht allzuweit davon ihr erstes Quartier gehabt haben. Man kann an Calleva, die Stadt der Atrebaten, denken, die wohl wie Camalodunum von Anfang an ein Stützpunkt der Eroberung war, ihrer Lage nach und wegen der Beziehungen zu dem Atrebatenfürsten Verica. Aus ähnlichen Gründen wird man das erste Standquartier der zwanzigsten Legion in dem westlichen Theil der Insel, etwa

zwischen dem der neunten und dem der zweiten, Glevum, wie oben vermuthet wurde, ungefähr in der Gegend von Durocornovium (Cirencester) und den Bädern der Sulis (Bath) suchen müssen. Dort sind in der That die ältesten Inschriften von Soldaten der Legion gefunden worden. Hier also hätte dann Agricola im Jahre 69 den Befehl über die Legion übernommen. Er war von Licinius Mucianus, dem Reichsverweser Vespasians, dazu ausersehen worden, in der ihm schon durch die *rudimenta castrorum* im Contubernium des Suetonius Paullinus bekannten Provinz sich weiteren Ruhm zu erwerben und die Truppen dem Vespasian zuzuführen. Nachdem sein Vorgänger Roscius Coelius im Streit mit dem Legaten Trebellius Maximus den Uebermuth der Truppen gefördert hatte, fiel ihm zunächst die schwierige Aufgabe zu, die Disciplin wiederherzustellen. Unter Vettius Bolanus, dem wenig thatkräftigen Nachfolger des aus der Provinz herausgeärgerten Maximus, bot sich noch keine Gelegenheit zu kriegerischen Thaten. Erst unter dem Petillius Cerealis, dem einstigen Legaten der neunten Legion, *habuerunt virtutes spatium exemplorum.* Leider ist auch hier die Schilderung dieser Thaten im Agricola zwar wie immer voll der glücklichsten und gewähltesten Wendungen, aber ohne alle topographische Grundlage und ohne thatsächliche Angaben. Deutlich aber sehen wir, wie die Legion im Westen Fufs fasst, schon ehe sie zu Ende etwa des ersten oder zu Anfang des zweiten Jahrhunderts ihr bleibendes Standquartier in Deva (Chester) erhält, neben welchem wahrscheinlich bald jene Lagerstadt erwuchs, die den Namen des Lagers bis heute führt. Dort sind die meisten ihrer Denkmäler im südlichen Theil der Insel überhaupt gefunden worden; nur hier finden sich die Ziegel derselben; von hier aus hat sie durch Vexillationen und Cohorten die *praesidia* und *castella* längs der westlichen Küste anlegen helfen, wie unter Anderem ihre Arbeit in den Steinbrüchen jener Gegenden zeigt. Lindum und Deva liegen wiederum, wie Camalodunum und Glevum, in fast genau gleicher Breite, das eine zwischen der grofsen Bucht der flachen Ostküste, the Wash, und der hafenähnlichen Flussmündung des Humber, das andere, Chester, zwischen den Mündungen des Dee und Mersey, dem heutigen Hafen von Liverpool, also an möglichst günstigen Punkten für den Seeverkehr. Inzwischen hatte Sextus Julius Frontinus, der Nachfolger des Cerialis im Kommando, einer der vorzüglichsten von Vespasians Offizieren, der gelehrte Verfasser uns erhaltener Werke

Agricola

kriegswissenschaftlichen und technischen Inhaltes, endlich auch das Gebirgsland Wales unterworfen, so dafs die gröfsere südliche Hälfte der Insel römisch war. Die Linie Chester-Lincoln bezeichnet deutlich die dritte Grenze, bis zu welcher die Provinz sich erstreckte, an verhältnissmäfsig schmaler Stelle der Insel.

Des Frontinus Nachfolger im Oberbefehl war Agricola. Dafs ihm, dem noch von Vespasian Ernannten, die Söhne und Nachfolger desselben, Titus und Domitian, den britannischen Oberbefehl sieben volle Jahre (von 78—85 n. Chr.) liefsen, mehr als doppelt so lange Zeit, als gewöhnlich die Statthalterschaften zu dauern pflegten, zeugt für das hohe Vertrauen, das er sich zu erwerben und zu erhalten verstanden hat. Die meisterhafte Schilderung seiner Verwaltung der Provinz und seiner kriegerischen Thaten, welche wir der Pietät seines Schwiegersohnes verdanken, übertreibt in verzeihlichem und natürlichem Eifer wohl ein wenig den Werth der Thaten, wenn auch sicher nicht den des Mannes. Zweierlei Aufgaben konnte ein ehrgeiziger, kriegserfahrener und rastlos thätiger Offizier, wie er, nach Lage der Sache sich stellen: entweder das Werk der Vorgänger dadurch zu krönen, dafs er alles innerhalb der bisherigen Grenzen der Provinz belegene Gebiet vollständig und endgültig unterwarf, was bis dahin keineswegs geschehen war, oder aber die Vorgänger dadurch zu übertreffen, dafs er noch nicht unterworfenes Gebiet in möglichstem Umfang, wo möglich die ganze Insel, für das Reich gewann. Beide Aufgaben scheint er sich in der That nacheinander gestellt zu haben, keine von beiden hat er gelöst.

Gleich im ersten Jahre seines Oberbefehls gelang es ihm, einen Aufstandsversuch der Ordoviker, welche die in einem nicht bekannten Kastell zu ihrer Bewachung stationierte Reiterala fast völlig niedergemacht hatten, zu dämpfen und Anglesey, das Suetonius Paullinus hatte aufgeben müssen, mit Hülfe der das Schwimmen gewohnten batavischen Cohorten endgültig zu erobern. Im folgenden Jahre schritt die Unterwerfung innerhalb der bisherigen Grenzen weiter vor —, in welcher Richtung, wissen wir nicht, da keine Namen von Orten oder Völkern angegeben werden. Agricola beschäftigte sich, nach dem Bericht des Tacitus, ausschliefslich mit der Einrichtung und Vervollkommnung der bürgerlichen und militärischen Verwaltung. Im dritten Sommer (den Winter blieb man nach alter Weise in den Quartieren) rückt er weiter gegen Norden vor und besetzt einen neuen Terrain-

REESE LIBRARY

abschnitt, wahrscheinlich an der westlichen Küste; doch ist die Meeresbucht, bis zu welcher er seine Besatzungen vorschob, das Aestuarium Tanaum (denn so haben die Handschriften des Agricola), sonst völlig unbekannt und geographisch nicht festzustellen. Im vierten beginnt die grofse Expedition mit der ganzen mobilen Armee, welche als die Veranlassung des verlängerten Oberbefehls anzusehen ist. Die Erzählung des Tacitus hebt diesen augenfälligen Abschnitt vielleicht absichtlich nicht besonders hervor. Allein es ist klar, dafs dazu aus allen verfügbaren Truppen ein eigenes Expeditionscorps gebildet worden ist, dessen Zusammensetzung und Stärke sich nur annähernd aus den Angaben über die letzte Schlacht ermitteln lässt, welche Agricola mit demselben schlug. Es müssen an Legionen, Reiterei und Hülfscohorten nahe an 30,000 Mann gewesen sein, also etwa die Hälfte des ganzen britannischen Heeres. Eine Flottenabtheilung begleitete die Expedition, wahrscheinlich auf der Ostküste. Zu berücksichtigen ist dabei, dafs die eine der seit Vespasian wieder auf die ursprüngliche Vierzahl gebrachten britannischen Legionen, die von ihm hinübergeschickte Secunda Adiutrix, inzwischen aus Veranlassung von Domitians germanischem Feldzuge nach Pannonien zurückkehrte, wodurch auch Lincoln seine Festungsbesatzung verlor, falls nicht inzwischen die neunte Legion dort eingerückt war; was nicht unmöglich ist. Die Ermittelung der Truppenzahl und Zusammensetzung von Agricolas Heer ist ein nach den Angaben des Tacitus und den Inschriften nur annähernd zu lösendes Problem. Agricola, so heifst es in bündiger Kürze, marschiert nordwärts bis zu den Aestuarien Clota und Bodotria und besetzt diese Linie mit Kastellen. Das sind, wie anderweitig mit völliger Sicherheit feststeht, der Firth of Clyde und der Firth of Forth in Schottland; es ist die Linie Glasgow-Edinburgh, die nördlichste der ganzen Insel, welche je von der römischen Eroberung erreicht worden ist, und zwar erst ein volles Jahrhundert später. Denn auf dieser Linie legte, wie sich nachher ergeben wird, der Kaiser Antoninus Pius den nördlichsten Grenzwall der Provinz an. Hier ist in der Darstellung des Agricola eine offenbare Lücke, welche die spätere Ausführung in dem verlorenen Theile der Historien wahrscheinlich ergänzt haben wird. Denn es ist undenkbar, dafs ein Vorstofs so weit nordwärts in Feindesland und sogar noch über diese Linie hinaus auch von dem kühnsten Führer unternommen werden konnte, ehe nicht der gewaltige Raum

zwischen den Linien Chester-Lincoln im Süden und Glasgow-Edinburgh im Norden, in der erprobten Weise mit wenigstens einer starken Festung besetzt, in gesicherten Land- und Seeverbindungen die nöthige Rückzugslinie und die Möglichkeit des Nachschubs von Proviant und Verstärkungen gewährte. Das Gebiet der Briganten, welches gerade jenen mittleren Theil der Insel umfasst, muss nothnothwendig ebenso wie alle früher eroberten Gebiete erst unterworfen worden sein, ehe an einen Vormarsch so weit über dasselbe hinaus vernünftiger Weise gedacht werden konnte. Nun ist, wie durch Schriftstellerzeugnisse und Inschriften in zweifelloser Weise feststeht, spätestens seit Trajans Regierung Eburacum, das heutige York, der alte Hauptort der Briganten, das Standquartier der letzten unter den jetzt nur drei britannischen Legionen, nämlich der neunten hispanischen, und zugleich der militärische Mittelpunkt des Landes. Es begreift sich, dafs nachdem der Schwerpunkt der militärischen Operationen in die Mitte und die nördliche Hälfte der Insel verlegt worden war, während der ganze Süden in dauerndem Friedenszustand sich mehr und mehr romanisiert hatte, das ferne Colchester nicht mehr geeignet schien, den Legaten und sein Hauptquartier zu beherbergen, zumal das Lager der vierzehnten Legion daselbst inzwischen eingegangen war, wie oben erzählt wurde. In Chester und in gröfserem Maafsstabe in York haben seit dem Ende des ersten Jahrhunderts die britannischen Legionen, die zwanzigste und die neunte, zuerst in England gröfsere Bauten für Dienstzwecke nach der heimischen Art ausgeführt und dazu die nöthigen Ziegeleien angelegt; in den südlichen Festungen hat man sich mit dem vorgefundenen Bruchsteinmaterial und mit Holzbauten begnügt. Nur in Chester und York werden Ziegel mit den Stempeln der Legionen gefunden; in dem schönen Museum von York, das in den erhaltenen Räumen und den Gärten der alten Marienabtei aufserhalb der Stadtmauer untergebracht ist, sind ganze Gräber der Legionare aus den grofsen gestempelten Ziegeln der neunten Legion zu sehen. In York stand das Prätorium des Statthalters, wie eine griechische Inschrift ausdrücklich bezeugt. Hier hat sich neben dem militärischen, wenn auch im Vergleich zu anderen Provinzen in geringem Maafse, municipales Leben entwickelt; die Soldaten aus allen Weltgegenden haben fremde Kulte aller Art, wie den des Mithras und des löwenköpfigen Aeon, hier eingeführt; die Kaiser Septimius Severus und Constantius,

der Vater des Constantin, sind hier gestorben. York ist seitdem unzweifelhaft die Hauptstadt der Provinz. Der Schluss, dafs Agricola als sein eigentlicher Gründer anzusehen ist, lässt sich kaum abweisen, wenn auch in des Tacitus Schrift Nichts davon steht —: ob er eine Festung mehr oder weniger angelegt, da man dieser die künftige Bedeutung damals nicht ansehen konnte, schien für die Charakteristik seiner Thaten gleichgültig und keiner besonderen Erwähnung werth. York liegt von Lincoln und Chester gleich weit entfernt an einem mittleren Punkte zwischen den beiden Meeren: das strategische System der Besetzung erscheint hier in einen mächtigen Mittelpunkt zusammengefasst, welcher die nothwendige Grundlage für den Vormarsch nach Norden bildet. Dafs Agricola nach dem Urtheile der Fachleute gerade in der Wahl der strategischen Positionen aufsergewöhnlich geschickt gewesen sei, dafs nie ein von ihm befestigter Platz feindlichem Angriff erlegen oder durch Uebergabe oder Flucht aufgegeben worden sei, hebt Tacitus ausdrücklich hervor. Da er das Kastell von Eburacum sicher noch nicht vorfand, so muss er es wohl angelegt haben. Und gewiss war dies nicht das einzige, das er gründete, da Cumberland und Northumberland und das ganze südliche Schottland wenigstens einigermafsen besetzt sein mussten, ehe er an die Linie Glasgow-Edinburgh gelangte.

Im fünften Kriegsjahre setzte er zu Schiff wahrscheinlich über den Firth of Clyde nach dem westlichen Schottland, Argyleshire oder Arran, über. Denn hier kam ihm der Gedanke, dafs es leicht sein müsse das gegenüberliegende Irland zu erobern. Er knüpfte, nach althergebrachter Politik inneren Zwist benutzend, mit den einheimischen Fürsten Verbindungen an; oft hat er noch später seinem Schwiegersohne gegenüber geäufsert, Irland könne mit einer einzigen Legion und mäfsigen Hülfstruppen unterworfen und besetzt werden, und das werde auch die Pacificierung Britanniens erleichtern, welches dann, statt des Ausblicks in ein freies Land, überall römische Besatzungen sehen würde. Man dachte sich, durch unvollkommene Karten verleitet, Irland ungefähr in der Mitte zwischen Britannien und Hispanien liegend; der Anklang des Namens Hibernia an den Hiberus, den Ebro, und das iberische Land scheint dabei mitgewirkt zu haben. Es schien somit das natürliche Verbindungsglied zu sein zwischen den drei Provinzen des Westens, Hispanien, Gallien und Britannien. Wenn trotzdem Domitian oder seine militärischen Rathgeber, wie

zwischen den Zeilen zu lesen ist, die dazu verlangte vierte Legion (denn die drei britannischen waren sicher dort nicht zu entbehren) nebst den entsprechenden Hülfstruppen verweigerten, so handelten sie offenbar gemäfs dem weisen Grundsatze, keine Erweiterung der Reichsgrenzen vorzunehmen.

Der Heereszug nach Irland wurde aufgegeben; Irland ist niemals von den Römern besetzt worden. Im sechsten Kriegsjahre marschiert Agricola nach dem östlichen Schottland, trotz der sehr begründeten Warnungen einzelner seiner Offiziere, während vorgeblich das Heer darauf brannte, nun endlich das Ende der Insel zu erreichen, und trotzdem dafs bei dem mit einer Dreitheilung erfolgten Vormarsche wiederum die schwache neunte Legion in einem nächtlichen Ueberfall beinahe aufgerieben ward, und besetzt, mit Hülfe der Flotte, die Gebiete jenseits des Firth of Forth. In dem rednerisch mit am meisten ausgeführten Theile der Schrift, welcher diese Ereignisse umfasst, verliert aber des Tacitus Bericht jede weitere topographische Grundlage. Die wenigen Ortsnamen, welche überhaupt vorkommen, der Berg Graupius (so haben die Handschriften des Agricola; dafs man im siebzehnten Jahrhundert den Gebirgszug, welcher sich nördlich von Blair Athol quer durch Schottland von Südwest nach Nordost zieht, the Grampian mountains getauft hat, der damals geltenden schlechten Lesart Grampius folgend, hat noch die neuesten Herausgeber des Agricola getäuscht), das Volk der Borester und der trucculensische Hafen, sind auch nicht mit annähernder Wahrscheinlichkeit ihrer Lage nach zu bestimmen. Aber genau ist die Angabe des Tacitus über das Heer des Agricola in jener Schlacht. Aufser den vier britannischen Legionen mit höchstens 15,000 Mann, vorwiegend Mannschaften aus Gallien, Germanien und Britannien, konnte er der Uebermacht des Feindes 8000 Auxiliarier, gallische, germanische, pannonische und hispanische Truppen, nebst 3000 Reitern gegenüberstellen.

So viel ist aber deutlich: der Sieg über den Calgacus und seine Caledonier im nächstfolgenden Sommer, dem siebenten Kriegsjahre, am Berge Graupius ward trotz der schönen Rede des Agricola an seine Truppen nur mit grofsem Verluste erkauft, und seine strategische Bedeutung war gleich Null. Damit verträgt sich sehr wohl, dafs der Sieg, wie ihn Tacitus in ziemlich verständlicher Weise schildert, an sich ein vollständiger war. Das weite Gebiet der Bri-

ganten von York nordwärts blieb nach wie vor der Heerd des nationalen Widerstandes. Eine der germanischen Cohorten von dem altberühmten Stamme der Usipier, welche in einem der römischen Kastelle an der Küste, vielleicht in Uxellodunum (Maryport in Cumberland) in Garnison lag, erschlägt ihre wenigen römischen Offiziere und sucht auf drei Transportschiffen die Heimath zu erreichen. Diese Meuterei, blieb dem Feinde nicht unbekannt und gab trotz des tragischen Endes der tollkühnen Wikingerfahrt, ein höchst gefährliches Beispiel. Der Rückzug musste angetreten werden, und zwar sofort, wenngleich die nöthige Langsamkeit in der Beziehung der Winterquartiere den Schein ungebrochenen Muthes wahrte. Und zwar ging der Rückzug herab bis auf die Linie von York, das vielleicht nun erst vor ähnlichen Kastellen seiner centralen Lage wegen bevorzugt und zu einer Festung ersten Ranges gemacht wurde. Nördlich von York ist kein Denkmal gefunden worden, welches in die vortrajanische Zeit hinaufreicht. Nur die Flotte umfuhr, wie einst Pytheas gethan, die ganze Insel und erreichte das geographisch interessante, politisch aber gleichgültige Ziel, das Ende der Welt, das äufserste Thule, gesehen zu haben. Kein römisches Heer ist nach dieser Lehre je wieder so weit nach Norden vorgedrungen. Dafs Agricola nach seiner im folgenden Jahre erfolgten Abberufung vom Kaiser kühl empfangen ward, obgleich er die höchste militärische Auszeichnung, die Ehren eines Triumphators, erhielt, ist gewiss, wie die weiteren Zurücksetzungen, welche er bis an seinen acht Jahre später erfolgten Tod erfuhr, mit auf den heimtückischen Hass des Domitian zurückzuführen. Die Charakteristik dieses Kaisers, welche Tacitus bei jener Gelegenheit giebt, ist in allem Wesentlichen richtig. Aber die beiden Aufgaben, welche Agricola zu lösen sich vorgenommen hatte, hat er nicht gelöst: er hat keine neue Nordgrenze der Provinz gewonnen und die überall drohende Rebellion unter den Briganten wahrscheinlich durch die schottische Expedition eher befördert als unterdrückt. Wohl aber konnte Juvenal, der Satirendichter, der vielleicht noch unter Agricola eine Cohorte der Dalmatier als Tribun in Britannien befehligt hat, rühmen, dafs die römischen Waffen siegreich bis über Hibernien hinaus und zu den jüngst besetzten Orkneyinseln gelangt seien.

Mit dem Schluss von Tacitus' Schrift endet der zusammenhängende Bericht über die Geschichte Britanniens. Dafs Trajan,

Alles in Allem genommen der gröfste unter den römischen Kaisern, nicht auch in das Geschick Britanniens, wie in das fast aller übrigen Provinzen, mit kräftiger Hand eingegriffen zu haben scheint, mag seine guten Gründe gehabt haben. Unsere Ueberlieferung über ihn ist zu dürftig und lückenhaft, als dafs man darüber mehr als Vermuthungen haben könnte. Einige seiner Legaten in Britannien, wie der als Redner nicht unbedeutende Salvius Liberalis und Neratius Marcellus, der als gelehrter Jurist bekannt ist, haben offenbar nur durch die Anwendung der altbewährten Methode ein mäfsiges Gebiet nördlich von York durch Kastelle und Strafsen bleibend in römischem Besitz erhalten. Eine Thatsache aber spricht deutlich: die neunte Legion verschwindet nach Trajans Regierung, in welche ihre letzten in York erhaltenen Denkmäler fallen, aus der Liste der römischen Armee und wird unter Hadrian durch die sechste mit dem Beinamen Victrix ersetzt, welche seit Augustus in Hispanien, zuletzt in Xanten am Niederrhein ihr Standquartier gehabt hatte; sie liegt fortan in York im Quartier. Die neunte, die schon zwei Mal, unter Petillius Cerialis im Kampfe gegen Boudicca und unter Agricola vor der Graupiusschlacht fast aufgerieben und wahrscheinlich seitdem nie wieder auf die volle Stärke gebracht worden war, muss in den Kämpfen mit den Briganten ihr Ende gefunden haben.

Dafs unter Hadrian eine grofse Zahl römischer Soldaten in Britannien niedergemacht und damit die Befriedung wenigstens des nördlichen Theils der Provinz von Neuem in Frage gestellt wurde, ist ausdrücklich bezeugt. Nach fast hundertjährigen Kämpfen war es also noch nicht gelungen, der Provinz nach Norden hin eine sichere Grenze zu geben.

III.

Die römischen Grenzwälle in Britannien.

I.

Der Wall des Hadrian.

Die näheren Nachweisungen und Quellenzeugnisse über die römischen Wälle in Britannien sind auf Grund der ganzen einschlägigen Litteratur und wiederholten Besuches (in den Jahren 1866 und 1883) zusammengestellt in den Inscriptiones Britanniae Latinae, Band VII des Corpus inscriptionum Latinarum (Berlin 1873 fol.), besonders S. 99 ff. und S. 191 ff. Das Kastell von South Shields habe ich in den Bonner Jahrbüchern LXIV 1878 S. 25 ff. beschrieben.

Aehnlich wie es einst dem unbedeutenden Claudius zum Erstaunen seiner Zeitgenossen beschieden war, in Britannien die Pläne seiner grofsen Vorgänger Caesar und Augustus zur That zu machen, so ist es nicht dem Trajan, sondern seinem weit weniger kriegerischen Nachfolger Hadrian vorbehalten geblieben, in das bisherige System der Besetzung Britanniens eine wesentliche Veränderung zu bringen. Die noch immer ungebrochene Widerstandskraft der Briganten, von welcher die Dichter jener Zeit zu erzählen wissen, wie Juvenal, der wie schon gesagt selbst Offizier in Britannien gewesen war, und die Vernichtung der neunten Legion zwangen ihn zu Maafsregeln, von welchen eine neue Epoche in der Verwaltung der Provinz datiert.

Hadrian ist der Schöpfer jenes erstaunlichen Denkmals der Römerherrschaft in Britannien, dessen Name wohl, aber keineswegs seine Bedeutung, in den weitesten Kreisen bekannt ist, des Piktenwalles, wie man früher zu sagen pflegte, oder des römischen Walles, wie er jetzt schlechthin genannt wird. Ich will versuchen, von ihm eine kurze, auf eingehendes Studium aller einschlägigen Werke und auf wiederholte Autopsie gegründete Schilderung zu geben.

Quer durch die Insel, von der Mündung des Tyneflusses östlich von Newcastle-upon-Tyne in Northumberland bis zum Solway Firth, dem Meerbusen westlich von Carlisle in Cumberland, erstreckte sich ein gewaltiges, zusammenhängendes System von Mauern und Thürmen, Wällen und Gräben und grofsen und kleinen Kastellen, welche durch eine in deutlich erkennbaren Resten erhaltene römische Strafse untereinander verbunden waren. Trotz der fortgesetzten Kriege mit den nordischen Barbaren seit dem sechsten Jahrhundert und der zerstörenden Wirkung, die sie nothwendig ausüben mussten, waren grofse Strecken dieser Anlage das ganze Mittelalter hindurch noch so wohl erhalten, dafs sie in den Fehden der schottischen und englischen Nachbarn und der einzelnen Grafen und Barone untereinander, wie die gleichzeitigen Berichte ergeben, in steter Benutzung geblieben sind. Erst die Vereinigung der beiden Königreiche und der im Frieden zunehmende Wohlstand des Landes brachte jene Bauwerke zu allmäligem Verfall. Noch zur Zeit der Königin Elisabeth waren die Grenzgebiete zwischen England und Schottland so unsicher durch Wegelagerer und Räuberbanden, die in den verfallenden Werken des Walls bequeme Schlupfwinkel fanden, dafs der gelehrte Sir Robert Cotton und sein Begleiter, der Staatsarchivar William Camden,

der Verfasser der Britannia, welche den Wall im Jahre 1599 zu besuchen wünschten, mit Bedauern davon abstehen mussten ihre Wünsche zu befriedigen. Das folgende Jahrhundert, das siebzehnte, die grofse Zeit der politischen Revolutionen und zugleich der materiellen Entwickelung Englands, war den antiquarischen Forschungen daselbst überhaupt nicht hold. Erst im dritten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts wurde der Wall von Antiquaren besucht, von dem sehr eingebildeten William Stukeley aus London (im Jahre 1724), von dem bescheidenen schottischen Musikmeister Alexander Gordon (1737), und endlich von dem vortrefflichen John Horsley, dessen ich schon gedacht habe (S. 5), und, wenn auch noch in unvollkommener Weise, beschrieben. Damals war schon Vieles verschwunden, was im sechzehnten Jahrhundert noch vorhanden war. Mehr aber hat die erst seitdem mächtig entwickelte Bebauung des Landes durch Ackerwirthschaft und Strafsenanlagen in aller Stille beseitigt, zur grofsen Betrübniss der einheimischen Antiquare, die es mit ansehen mussten, wie die sumpfigen Gräben des Walles in seiner ganzen Länge von Jahr zu Jahr mehr trocken gelegt und bebaut, die unfruchtbaren Steinhaufen der Mauern und Kastelle auf den Abbruch verkauft, das Material zu Pächterhäusern und Viehställen verwendet, der ehemals steinige Boden beackert ward —: sehr zur Freude und zum Vortheil der Pächter und Grundbesitzer, welche die Stätten früherer Kultur rings um die römischen Niederlassungen als besonders fruchtbar schätzten und den Ertrag des Bodens in jenen Gegenden sich nach und nach um das Zehnfache steigern sahen. Die Chaussee von Newcastle nach Carlisle, bis vor etwa fünfzig Jahren, als die Eisenbahn erbaut wurde, die Hauptverkehrsader zwischen den beiden Meeren, läuft in beträchtlichen Strecken auf dem breiten Rücken der römischen Mauer, welche die Ingenieure einfach als Fundament benutzten und dabei Erhebliches an den Baukosten ersparten. Bei derselben Gelegenheit freilich, beim Chausseebau und nachher mehr noch bei dem Eisenbahnbau, haben zuerst zufällige Funde von allerlei Alterthümern den Eifer des Sammlens und Erhaltens angeregt, nachher auch zu mehr oder weniger umfänglichen Ausgrabungen geführt. So wird, was die früheren Jahrhunderte durch Vernachlässigung gefehlt haben, jetzt durch verdoppelte Sorgfalt im Beobachten, Sammeln und Veröffentlichen einigermafsen wieder gut gemacht. Nach Horsley haben sich John Hodgson,

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

der sorgfältige Geschichtschreiber seiner Heimath Northumberland (seit 1820), und vor Allem seit über vierzig Jahren J. Collingwood Bruce in Newcastle die gröfsten Verdienste um die Aufhellung der Geschichte und die Beschreibung und Deutung des Baues und der Alterthümer des Walles erworben. Algernon, der vierte Herzog von Northumberland, hat in den Jahren 1851 und 1852 eine sorgfältige topographische Aufnahme des ganzen Walles und der mit ihm in Verbindung stehenden römischen Strafsen und Kastelle, verbunden mit verschiedenen Ausgrabungen, auf seine Kosten ausführen lassen. Römische Denkmäler aller Art aus dem ganzen Norden von England werden in den öffentlichen Sammlungen von Durham, Newcastle und Carlisle, in den privaten des Herzogs von Northumberland auf dem prachtvollen Schlosse zu Alnwick, und in der des ehrwürdigen Veteranen der englischen Alterthumsforschung John Clayton zu Chester am Wall aufbewahrt. Die mit vielen Abbildungen ausgestatteten, von der archäologischen Gesellschaft zu Newcastle herausgegebenen Werke von Bruce, die Beschreibung des Walles (1867) und die Sammlung der Steindenkmäler des ganzen Nordens (1875), vermögen bis zu einem gewissen Grade die mangelnde Anschauung zu ersetzen.

Für die wissenschaftliche Reconstruction des Walles und seiner Stationen liegen uns aufserdem noch zweierlei Hülfsmittel vor. Als es galt, die Kastelle längs des Walles mit stehenden Garnisonen zu versehen, waren die inzwischen auf drei reducierten britannischen Legionen, wie ich ausgeführt habe, bereits sämmtlich dislociert (in Glevum, Deva und Eburacum); auch ward keines der Kastelle so grofs angelegt, dass eine ganze Legion, sondern nur so, dafs eine oder mehrere Cohorten oder Alen sowie andere kleinere Detachements darin Platz fanden. Die Kenntniss der in den Kastellen liegenden Truppen verdanken wir den oben (S. 14) erwähnten vier britannischen Militärdiplomen. Die in den einzelnen Kastellen längs der Linie des Walles gefundenen Inschriften beweisen, dafs die Besatzungen von Hadrian bis auf das Ende des dritten Jahrhunderts dieselben geblieben sind.

Dafür bietet eine Bestätigung die zweite Art von urkundlicher Ueberlieferung, welche für diese Fragen in Betracht kommt. Erhalten ist uns bekanntlich noch das unter den Kaisern Honorius und Theodosius dem zweiten in den ersten Decennien des fünften Jahrhunderts abgefasste Staatshandbuch der beiden Reichshälften, genannt

die *Notitia dignitatum*. Diese enthält zwar im Uebrigen die Dislocierung der Armee in den Provinzen für jene Zeit, für Britannien allein aber hat sich aus einer älteren Redaction in ihr die vollständige Liste der inzwischen bereits aufgegebenen Garnisonen längs des Walles erhalten, wie sie bis zu Ende des dritten Jahrhunderts bestanden. Ihr allein verdanken wir die Kenntniss der Namen des gröfsten Theiles jener britannischen Kastelle längs des Walles. Die Truppentheile, welche als in denselben garnisonierend darin aufgeführt werden, sind fast durchgehend genau diejenigen, die sich aus den Militärdiplomen und Inschriften als mindestens schon seit Anfang des zweiten Jahrhunderts dort vorhanden ermitteln lassen. Für die nördlichste Grenzlinie hat sich eine ähnliche, nur weniger vollständige und dabei stark verderbte Liste wenigstens der Stationen erhalten in der sogenannten ravennatischen Kosmographie, einem Compendium des sechsten Jahrhunderts. Mit diesen Hülfsmitteln lässt sich über Ursprung und Zweck des grofsen Werkes, sowie über die Veränderungen, die es betroffen, zu hinreichender Klarheit gelangen.

Der Gedanke, die Reichsgrenze an dazu geeigneten Stellen durch ausgedehnte Befestigungswerke förmlich zu schliefsen, ist in Britannien nicht zum ersten Male ausgeführt worden. Das nächste Vorbild für den britannischen Grenzwall bietet der deutsche, von dem weiter unten die Rede sein wird. Hadrian, der gröfste Bauherr aller Zeiten (seine Bauten übertreffen auch die der assyrischen und ägyptischen Könige an Zahl, Mannigfaltigkeit und Ausdehnung), kam selbst im Jahre 121 nach Britannien; die Dichter seines Hofes fanden die Entsagungen dieser Reise unbegreiflich. Er fasste daselbst den Gedanken, nicht etwa, wie es der Zweck der oft mit Unrecht zum Vergleich herangezogenen chinesischen Mauer gewesen zu sein scheint, das Reich durch solche Anlage nach Norden hin hermetisch zu verschliefsen, sondern vielmehr, dem stets auch offensiven Charakter jeder wirkungsvollen Defensive entsprechend, statt des bisher angewendeten Systems einzelner, nur durch Strafsen verbundener Kastelle von Meer zu Meer eine langgestreckte Grenzburg zu schaffen, welche den Operationen nach Süden (denn man war der Briganten keineswegs sicher) wie nach Norden zur festen Basis dienen sollte. Thore und Strafsen führten nordwärts über den Wall hinaus; nach Norden vorgeschobene Kastelle beweisen, dafs man damals wenigstens noch keineswegs daran dachte,

den Plan Agricola's aufzugeben und den nördlichsten Theil der Insel den Barbaren für immer zu überlassen.

Nahe der Mündung des Tyne bei Wallsend, östlich von dem rauchgeschwärzten Newcastle mit seiner Eisenbahnbrücke und dem normannischen Kastell beginnend erstreckt sich der Wall in einer Ausdehnung von rund achtzig römischen oder etwa vierundsiebzig englischen Meilen über Höhen und Thäler westlich bis Bowness am südlichen Ufer des Solway Firth. Die Anlage ist in ihrer ganzen Länge deutlich in drei verschiedene Theile gegliedert: auf der Südseite der Erdwall, auf der Nordseite die steinerne Mauer mit kleinen Kastellen und zahlreichen Thürmen, zwischen beiden die siebzehn grofsen Kastelle und eine sie miteinander verbindende Strafse.

Der Erdwall im Süden ist ein dreifacher. Nördlich von dem über dreifsig Fufs breiten (ich gebe abgerundete Maafse in englischen Fufs) und zehn Fufs tiefen Graben ist er ein einfacher, südlich ein doppelter, auf beiden Seiten je vierundzwanzig Fufs vom Graben entfernt. Der nördliche und der innere der beiden südlichen Wälle sind noch jetzt sechs bis sieben Fufs hoch, mit flach ansteigendem Profil, der südlichste etwas niedriger. Der Kern der Konstruktion ist vielfach, besonders auf sumpfigem Boden, unregelmäfsiges Mauerwerk. Die Entfernung des gesammten Erdwerkes von der nördlichen Mauer wechselt zwischen 180 und 200 Fufs; an einer Stelle etwa in der Mitte zwischen den beiden Meeren, da wo die Mauer die bis zu einer Höhe von etwa 300 Fufs über die Meeresfläche ansteigenden Felsen erklimmt, während der Wall der Thalsohle folgt, beträgt sie 500 Fufs. Der Erdwall ist an beiden Enden um einigen englische Meilen kürzer als die Mauer.

Die steinerne Mauer im Norden ist, wie die fast durchgehends noch kenntlichen Fundamente zeigen, sechs bis acht Fufs breit. In der ursprünglichen zinnengekrönten Höhe ist sie natürlich nirgends mehr erhalten. Beda im achten Jahrhundert, der in dem nahen Kloster Wearmouth bei Jarrow südlich von der Tynemündung lebte, sah sie noch zwölf, verschiedene Zeugen des sechzehnten Jahrhunderts an einzelnen Stellen sogar noch sechzehn Fufs hoch; acht bis zehn Fufs beträgt an einer Stelle die Höhe noch jetzt. Sie wird ursprünglich etwa zwanzig Fufs gewesen sein. Den Kern des Mauerwerkes bildet sogenanntes *opus incertum:* ein felsenharter Guss von kleinen und grofsen, durch Mörtel verbundenen Steinblöcken. Die

nördliche Front ist bekleidet mit ziemlich gleichmäfsigen Quadern von mäfsigem Umfang (meist zwanzig Zoll lang, zehn breit und acht hoch), welche, wie üblich, der Länge nach in die Tiefe der Mauer gelegt sind, während die schmale Seite nach auswärts steht. Die südliche Front ist durchgehends mit geringerer Sorgfalt und Gleichmäfsigkeit behandelt; die Quadern sind kleiner und unansehnlicher als auf der Nordseite; häufig springen grofse Flächen in einer Tiefe von acht bis zwölf Zoll ein. Der Stein, den man verwendete, ist ein ziemlich harter, quarzhaltiger Sandstein, welcher in den Höhenzügen südlich vom Wall bricht. Eine Reihe von Steinbrüchen, aus denen er stammt, lässt sich nachweisen: flüchtig in den natürlichen Felsen eingehauene Inschriften bewahren die Erinnerung an die römischen Werkleute. In ungleichen Zwischenräumen lehnten sich an die Mauer viereckige Thürme von etwa zehn Fufs im Quadrat, mit einer Eingangsthür an der südlichen Seite; die innere Construction war aus Holz. Schon zu Horsley's Zeit waren von den etwa 320 Thürmen dieser Art, welche man nach den Abständen längs der ganzen Mauer berechnet, nur noch drei an einer Stelle nebeneinander wohl erhalten; nur noch ganz vereinzelte lassen sich jetzt erkennen; manche sind neu wieder aufgefunden worden. In Abständen von ungefähr einer römischen Meile, aber natürlich mit Benutzung jeder Gunst des Geländes, finden sich aufserdem kleine Kastelle, deren man im Ganzen mithin nahe an achtzig zählt; die Engländer nennen sie nicht unpassend Meilenkastelle. Es sind vierseitige ummauerte Flächen, die Ecken an der Südseite abgerundet, von ungefähr sechzig Fufs im Quadrat. Die Nordfront fällt meist mit der der Mauer zusammen; zuweilen springt sie etwas über dieselbe vor. Thore führen nicht blos an der Südseite hinein, sondern ebenso auch an der Nordseite hinaus: die Kastelle sind also eigentlich in der üblichen Weise befestigte Thore. Von Baulichkeiten innerhalb derselben hat sich so gut wie Nichts erhalten; es werden nur Blockhäuser von Holz gewesen sein.

An der Nordseite läuft, wo es irgend das Gelände gestattet, ein Graben, wie der des Erdwalles auf der Südseite dreifsig Fufs breit und acht bis neun Fufs tief. Wo Flüsse, wie der Tyne, den Mauerlauf durchschneiden, verbinden vorzüglich gebaute Brücken, an beiden Ufern durch brückenkopfartige Vorbauten geschützt, den Strafsenzug längs der Mauer.

Endlich die siebzehn grofsen Kastelle, Stationen oder Praeten-turen genannt, welche, mit Ausnahme von drei etwas südlich vom Erdwall befindlichen, in sehr ungleichen Abständen von einander zwischen Wall und Mauer liegen; im Durchschnitt sind sie etwa fünf englische Meilen von einander entfernt. Leicht möglich, dafs Hadrians Ingenieure schon von der einheimischen Bevölkerung befestigte Punkte oder bei früheren Märschen römischer Heere gewählte Lagerplätze in das Befestigungssystem hineingezogen haben. Allein im Wesentlichen sind sie nach einheitlichem Plan und zu gleicher Zeit hergestellt worden. Denkmäler, welche mit Sicherheit in die Zeit vor Hadrian gesetzt werden müssten, sind in keinem derselben zum Vorschein gekommen. Von den sämmtlich durch die *Notitia dignitatum* erhaltenen Namen derselben weist einer deutlich auf Titus Aelius Hadrianus als Gründer: Newcastle, mit seiner römischen Brücke über den Tyne, deren Pfeiler unter den späteren wieder gefunden worden sind, hiefs nach ihm Pons Aelius. Die Kastelle sind alle ebenfalls von der bekannten quadratisch-oblongen Form; ihre Gröfse wechselt je nach der Oertlichkeit zwischen drei und sechs englischen Acres (fünf bis neun preufsischen Morgen); Mauern von etwa fünf Fufs Dicke, Erdwälle und Gräben umgaben sie; deutlich sind noch fast in allen die vier Hauptthore und die rechtwinkelig sich schneidenden Hauptstrafsen erkennbar. An einige haben sich, wie an die grofsen Colonien, vorstädtische Anlagen angeschlossen, Bäder, kleine Heiligthümer, ein Mal sogar ein Amphitheater. Die besterhaltene, einst Borcovicium geheifsen, von den Anwohnern als *House Steads,* die Häuserstätten, bezeichnet, wird von den Lokalantiquaren, wie Viroconium (oben S. 27) das englische Pompeji genannt. Aufser den in nächster Nähe von Wall und Mauer liegenden Kastellen gehört zu der grofsen Vertheidigungsanlage aber auch noch eine Anzahl von südlich davon, besonders an den beiden Endpunkten gelegenen Kastellen, wie z. B. das von South Shields gegenüber von Newcastle, das die Mündung des Tyne beherrschte.

An zwei Stellen, im Osten und im Westen, durchschneiden die nordwärts führenden Strafsen den Wall. An ihnen, in Northumberland und im südwestlichen Schottland, liegen in passenden Abständen je zwei, etwa in der Mitte des Walles noch ein vorgeschobenes Kastell; im Ganzen also fünf.

Die monumentalen Thatsachen, die ich in möglichster Kürze

zusammengefasst habe, sprechen an sich laut genug. Durch die oben charakterisierten übrigen Quellen unserer Kenntniss, die Militärdiplome, die an Ort und Stelle gefundenen Inschriften, die *Notitia dignitatum*, empfangen sie weiteres Licht. Der Legat des Hadrian, unter dessen Befehl das Werk in den Jahren 122 bis 124 begonnen und wahrscheinlich bald darauf im Wesentlichen vollendet wurde, hiefs Aulus Platorius Nepos; er ist ein auch sonst bekannter Offizier. Ausgeführt wurde der Bau durch die drei damals in Britannien stehenden Legionen, die zweite, sechste und zwanzigste, während Detachements dreier anderer, der siebenten, die in Hispanien stand, und der beiden Mainzer, der achten, welche schon zum Heere des Claudius ein Detachement gestellt hatte, und der zweiundzwanzigsten, inzwischen den Dienst in der Front thaten. Aufserdem arbeitete ein grofser Theil der Cohorten und Alen, welche in den Kastellen ihre Garnison erhielten, mit an dem Werk. Zahlreiche grofse und kleine Inschrifttafeln bezeugen den Antheil jedes einzelnen Truppentheils an dem Bau, nicht selten mit Angabe des Maafses der von ihnen ausgeführten Strecken. Jeder einzelnen Centurie fast ist auf diese Weise ihr Ruhmesantheil an dem grofsen Werk, mit weiser Rücksicht auf den militärischen Ehrgeiz, urkundlich bescheinigt worden. Die Zahl der zur Besetzung erforderlichen Truppen lässt sich nur annähernd bestimmen. Auch wenn man dem anderweit feststehenden antiken Gebrauch entsprechend nur sehr niedrige Ziffern ansetzt, so werden doch zehntausend Mann eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein. Die sämmtlichen damals in Britannien befindlichen Auxilien standen am Wall und in den Kastellen südlich und nördlich desselben, von den Legionen nur kleinere Abtheilungen.

Wenn man auf dem steilen Felsengrat bei Housesteads steht und nordwärts auf die kleinen northumbrischen Seen herabblickt, südwärts auf die reiche Hügelflur, welche die Eisenbahn durchschneidet, so erkennt man, von kundigen Augen darauf aufmerksam gemacht, die Linien der Mauer und des Erdwalls, bergauf und ab in gerader Richtung sich erstreckend und endlich im Westen wie im Osten in nebliger Ferne sich verlierend. In dem schattigen Park von Chesters Hall, wo am buschigen Ufer des nördlichen Tyne die Station Cilurnum liegt, in dem kleinen Hotel von Gilsland Spa bei Roseberry Hill, in Stanwix, mit der anmuthigen Aussicht auf den berühmten Seendistrikt von Cumberland, dem eleganten Villenquartier

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY CALIFORNIA

von Carlisle, das gerade den hochgelegenen Platz des römischen Kastells von Petrianae einnimmt, am Meeresgestade an den beiden Endpunkten und noch an manchen anderen Stellen des Walles kann man Einzelnheiten desselben in verhältnissmäfsig guter Erhaltung sehen und deren Eindruck auf sich wirken lassen. Aber meist wird es dem Besucher jener Plätze gehen, wie dem, welcher zum ersten Male das römische Forum betritt oder in den kleinen Gassen von Pompeji wandelt. Das schwer zu bemeisternde Gefühl einer gewissen Enttäuschung weicht erst nach und nach dem durch liebevolle Hingabe gewonnenen Verständniss. Nur mit dem geistigen Auge ist die grofsartige Anlage des römischen Walles in Nordengland recht zu erkennen.

II.
Der Wall des Pius.

Dafür, dafs in der That der Grenzwall des Hadrian die Provinz keineswegs gegen Norden abschloss, sondern mit seinen beinahe achtzig Thoren und den fünf nach Norden vorgeschobenen Kastellen viel mehr ein grofses Angriffswerk war, bestimmt, die fortschreitende Eroberung auf eine festere Grundlage zu stellen, als die vorübergehende Besetzung durch Agricola, dafür haben wir ein völlig ausreichendes Zeugniss. Es ist gar nicht unmöglich, dafs des Tacitus vielgelesene Schrift die Veranlassung dazu gab, das Ziel, welches Agricola einst erreicht, aber wieder aufgegeben hatte, die Linie Clota-Bodotria (Glasgow-Edinburgh), die weitaus schmalste Stelle der ganzen Insel zwischen beiden Meeren. nun, auf den Wall Hadrians gestützt, mit besserer Aussicht auf Erfolg von Neuem zu verfolgen. Gerade zwanzig Jahre nach dem Beginn des Baues der hadrianischen Mauer hat sein Nachfolger, der Kaiser Antoninus Pius, auf jener Linie ein Erdwerk, wie es in dem einzigen erhaltenen Schriftstellerzeugniss darüber ausdrücklich gesagt ist, errichtet, welches sich bis in das vorige Jahrhundert hinein noch in deutlichen Resten erhalten hat und, wie die Mauer Hadrians, durch inschriftliche Zeugnisse aufserdem in ausreichender Weise Licht erhält. Das Volk nannte den Wall Grahams Dyke (oder Gryme's Dyke), nach dem Helden der schottischen Sage Graeme, dem Stammvater des Geschlechts der Grahams. Freilich hat das Erdwerk des Pius, zumal es, wie wir sehen werden, früh verlassen wurde, weit weniger deutliche Spuren

hinterlassen, als der massive Bau des Hadrian. Auch fehlt es für dasselbe an einer so sorgfältigen, auf Ausgrabungen gestützten topographischen Aufnahme, wie wir sie für jenen haben. Die Linie des Walles, von den schottischen Chroniken nur kurz erwähnt, erscheint zum ersten Male auf einer alten Karte von Schottland aus dem Jahre 1565 (von Timotheus Pont) eingetragen. William Camden (1599) und die schottischen Antiquare Sir Robert Sibbald (1607) und Doctor Irvine (1685), auch der Engländer William Stukeley (1720) geben nur sehr oberflächliche Notizen. Den schon beim englischen Wall genannten Antiquaren des achtzehnten Jahrhunderts Gordon und Horsley wird eine etwas genauere Beschreibung auch von diesem Denkmal verdankt. Aber die ersten zuverlässigen Angaben brachte erst die allgemeine militärische Landesaufnahme, welche in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Schottland begann. Es ist das Verdienst eines ausgezeichneten Genieoffiziers, des späteren Major-General William Roy, der sich während des siebenjährigen Krieges hervorgethan hat, im Jahre 1764 die noch jetzt einzige genaue topographische Aufnahme des schottischen Walles geliefert zu haben. Der tapfere Offizier hat viel Mühe und Fleifs darauf verwendet, eine grofse Anzahl alter Befestigungsanlagen in ganz Schottland genau zu untersuchen. Er glaubte sichere Kriterien gefunden zu haben für die Unterscheidung der verschiedenen Arten derselben, der brittischen, römischen, sächsischen, dänischen, schottischen u. s. w. Wenn er, gestützt auf diese der Natur der Sache nach vielfach trügenden Beobachtungen, es unternahm, mit Berücksichtigung aller topographischen Hindernisse und mit genauer Berechnung der Marschfähigkeit und der Verpflegung der Truppen, Agricola's Zug nach dem Norden zu reconstruieren und den Platz der Schlacht am Berge Graupius endgültig, wie er meinte, zu ermitteln, so hat ihn freilich darin seine umsichtig aufgestellte, aber gröfstentheils auf falschen Prämissen ruhende Berechnung getäuscht. Die Frage nach dem Ort der Graupiusschlacht ist und bleibt eine offene, fast so wie die nach dem der Teutoburger Schlacht und viele ähnliche Fragen. Aber dem auf ihre Lösung verwendeten Fleifse danken wir, wie gesagt, die noch unter verhältnissmäfsig günstigen Umständen ausgeführte topographische Aufnahme des Walles und seiner Stationen. Seit dem verflossenen Jahrhundert ist die Zerstörung aller erhaltenen Reste desselben mit reissenden Schritten vorwärts

gegangen. Roy's Beschreibung folgen durchaus der vortreffliche John Hodgson (1828) und ohne Eigenes hinzuzuthun der letzte, der den Wall beschrieben hat, der verstorbene Robert Stuart (1840), ein intelligenter Buchhändler von Glasgow, aber kein Gelehrter. Der zweiten Auflage der „Caledonia Romana“ dieses Verfassers hat sein Schwiegersohn, Herr John Buchanan, Banquier in Glasgow, durch eigene Untersuchungen an Ort und Stelle höheren Werth verliehen.

Das Bauwerk zu beschreiben genügen wenige Worte. Von Carridden bei Borrowstowness am Firth of Forth, nördlich von Edinburgh, bis nach West Kilpatrik am Clyde bei Dunbarton erstreckt sich in einer Länge von rund vierzig römischen oder siebenunddreifsig englischen Meilen (also etwa halb so lang wie der Wall Hadrians) durch das fast durchgehends ziemlich ebene Gelände, dessen mannigfachen Verschiedenheiten er überall folgt, ein Graben, etwa vierzig (englische) Fufs breit und zwanzig tief. Ihn begleitet an der südlichen Seite, in einer Entfernung von durchschnittlich fünfzehn bis zwanzig Fufs, der Erdwall, wie der hadrianische mit fast überall gemauertem Kern, der Jahrhunderte lang als Steinbruch gedient hat. Seine Maafse sind schwer zu bestimmen; Roy nimmt, wohl etwas übertreibend, die Breite an der Basis auf vierundzwanzig, die Höhe einschliefslich einer Brustwehr auf zwanzig Fufs an; erhalten war der Wall nirgends höher als fünf bis sechs Fufs. Ein gleichmäfsiger Winkel des Profils liefs sich nicht ermitteln und wechselte wohl auch von Anfang an je nach dem Gelände. Nur an einzelnen Stellen, zwischen Rough Castle zum Beispiel und Castlecary, sind die Fundamente von Thürmen und kleineren Kastellen (wahrscheinlich Thoren) beobachtet worden; erhalten hat sich von ihnen nichts. Endlich ebenfalls südlich vom Graben liegen in sehr ungleichen Entfernungen von einander die zehn grofsen Kastelle, mit der Nordfront überall mit dem Erdwall zusammenfallend, alle von oblonger oder quadratischer Form, im Umfang von rund 500 zu 300 bis auf 300 zu 200 Fufs wechselnd, von breitem Erdwall und Graben umgeben, meist, wenn die Strafse sie schneidet, mit drei, zuweilen nur an der Südseite mit einem Thor; die Nordseite überall geschlossen. Bauliche Anlagen im Innern derselben sind nirgends kenntlich geblieben; es waren dies wiederum wohl nur Holzbauten. Die Kastelle verbindet wie am Wall Hadrians eine südlich des Grabens und der Kastelle laufende, zuweilen jene durchschneidende Heerstrafse. Die Namen

der zehn Kastelle sind erhalten (was freilich keiner der bisherigen Bearbeiter des Walles bemerkt hat), aber in arger Entstellung, in dem oben (S. 43) erwähnten etwa im sechsten Jahrhundert am Hofe zu Ravenna in griechischer Sprache zusammengestellten Reichsitinerar, welches uns in einer durch unwissende Abschreiber völlig verwahrlosten lateinischen Rückübersetzung vorliegt. Etwa fünfzig Inschriften sind in den Stationen längs des Walles gefunden worden; sie befinden sich zum gröfsten Theil in dem von dem Naturforscher Hunter gegründeten Museum der Universität von Glasgow; in Edinburgh sind nur wenige. Es sind meist in gleichmäfsiger Weise gearbeitete grofse Steintafeln, enthaltend eine Weihung an den Kaiser Antoninus Pius, gesetzt von demjenigen Truppentheile, welcher den betreffenden Abschnitt des Wallbaues ausgeführt hatte; die Schrittzahl dieser Abschnitte ist hinzugefügt. Auf manchen sind Reliefs von roher Arbeit angebracht: Götter, Mars, Victoria und die kaiserliche Tapferkeit, den Kaiser hoch zu Ross die Feinde niederreitend, ein Festopfer zu Ehren des Kaisers, die Abzeichen der Legionen, z. B. einen Eber, und Aehnliches darstellend. Kein anderer Kaiser aufser Pius kommt darin vor. Auch von den übrigen nicht zahlreichen Denkmälern, die längs des Piuswalles gefunden worden sind, ist keines später als die Zeit der Anlage. Diefs schliefst den Gedanken an einen Neubau des Piuswalles unter Severus von vornherein aus. Der Legat des Kaisers, welcher den Bau im Jahre 142 in Angriff nahm und wahrscheinlich auch zu Ende führte, hiefs Quintus Lollius Urbicus; er ist aus den Denkmälern seiner vor die britannische fallenden Verwaltung von Afrika bekannt. Die Truppen, welche den Bau ausführten, waren wiederum Abtheilungen der drei britannischen Legionen und der längs des Hadrianswalls stehenden Cohorten und Alen.

Deutlich ergibt sich mithin, dafs der Wall des Pius in allem Wesentlichen eine Wiederholung des hadrianischen ist, nach denselben Grundsätzen angelegt (nur ohne die vielleicht beabsichtigte, aber nie ausgeführte nördliche Mauer) und mit dem gleichen Zweck wie dieser, die Unterwerfung des südlich davon liegenden Gebietes abzuschliefsen und die des nördlichen vorzubereiten. Wenigstens ein beträchtlich weiter nordwärts vorgeschobenes Kastell ist auch bei ihm nachweisbar: bei Ardoch nördlich von Stirling. Dort ist der Grabstein eines Soldaten der ersten hispanischen Cohorte gefunden worden, welche zu Ende des zweiten Jahrhunderts eine Zeitlang da-

selbst in Garnison gelegen haben muss. Das ist das am weitesten nördlich gefundene Denkmal lateinischer Zunge, welches wir kennen. Dafs der Wall des Pius an die Stelle des hadrianischen getreten, ihn zu ersetzen bestimmt gewesen sei, ist völlig ausgeschlossen. Sicherlich diente auch er nur dazu, wie jener, die gewissermaafsen freie Zone eines Vorlandes der Provinz zu umgrenzen. Der Wall des Hadrian mit seinen Kastellen und Garnisonen blieb, wie schon bemerkt, bis zum Ende der römischen Herrschaft in Britannien neben dem des Pius bestehen.

IV.

Das Ende der römischen Herrschaft in Britannien.

Der Grenzwall des Pius ist die letzte grofse strategische Anlage, welche die Geschichte der britannischen Provinz zu verzeichnen hat. Mit ihr erst findet die Erorberung derselben ihren Abschluss. Die Geschichte der folgenden drei Jahrhunderte der Provinz, bis zum Abzug der letzten römischen Garnisonen, soll hier nicht ausführlich erzählt werden, obgleich auch ihr ein über das Durchschnittsmaafs der Provinzialgeschichte hinausgehendes Interesse sich abgewinnen lässt. An der Hand der Denkmäler (denn eine litterarische Ueberlieferung darüber ist kaum vorhanden) kann man bis in's Einzelnste verfolgen, wie auf des Hadrian und Pius erfolgreiche Anstrengungen in den nächsten sechzig Jahren, zunächst unter des philosophischen Kaisers Marcus Aurelius mildem Scepter, auch für Britannien bis etwa auf die Scheide zwischen dem zweiten und dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung eine Epoche des Friedens und des materiellen Wohlstandes folgt. In dem vergleichsweise milden Süden der Insel blühten Ackerbau und Handel; zahlreiche römische Villenanlagen, mit allem südlichen Comfort von warmen Bädern nnd weiten Hallen ausgestattet, mit Mosaikfufsböden, so grofs und mannigfaltig, wie sie im Rheinthal, im südlichen Frankreich und Spanien vorkommen, sind daselbst aufgedeckt worden. Nördlich von York sind bis jetzt solche Anlagen kaum gefunden worden, nur in der Nähe der gröfseren Kastelle des Walles sind sie ähnlich wie bei den Stationen des germanischen Grenzwalles vorhanden. Die Thermen der Göttin Sulis-Minerva zu Bath, dem berühmtesten Badeort des vorigen Jahrhunderts, waren schon damals von den Provinzialen eifrig besucht. Manches Kunstwerk von zierlicher Ar-

beit, das in jenen Gegenden gefunden worden ist, zeugt von dem gebildeten Kunstgeschmack seiner früheren Besitzer.

Ein Bau von dem Umfang der hadrianischen Mauer, aller Unbill eines nordischen Klima's ausgesetzt, erforderte begreiflicher Weise fortgesetzte Fürsorge; daher denn die Erinnerung an allerlei Wiederherstellungen desselben in verschiedenen Denkmälern bewahrt ist. Aber von feindlichem Angriff ist nicht die Rede. Unter des Marcus Aurelius Sohn Commodus regt sich wieder hier und da der alte Freiheitssinn der Briganten. Der kriegstüchtige Kaiser Septimius Severus kommt mit seinen beiden Söhnen Caracalla und Geta selbst nach Britannien, um die in langer Friedenszeit gelockerte Disciplin der Truppen wiederherzustellen, die Kastelle neu zu armieren und jede aufständische Bewegung zu unterdrücken. Seine Thätigkeit am Wall des Hadrian ist eine so umfassende, dafs schon bei seinen ruhmredigen Biographen nicht Hadrian, sondern er für den Erbauer wenigstens der Mauern, Thore und Thürme desselben angesehen wird. Dies ist ein offenbarer und durch die oben dargelegten monumentalen Thatsachen leicht zu widerlegender Irrthum. Dennoch ist er Veranlassung gewesen, dafs noch bis in die neueste Zeit hinein ein heftiger Streit geführt worden ist zwischen den geschichtskundigen Männern von Northumberland, welche von ihrer Stadt Pons Aelius aus mit vollstem Recht an Hadrian festhielten als Gründer des ganzen Werkes in allen seinen Theilen, das nur ein einheitlicher Gedanke habe eingeben können, und den Antiquaren von Cumberland, welche zu Severus hielten, besonders weil die früh-mittelalterlichen Chronisten den Severus für den Erbauer des Hadrianwalles hielten und noch in den Liedern und Sagen ihrer Heimat der Wall Gual Sever, Wall des Severus, genannt werde. Die Frage nach dem Antheil des Severus an den britannischen Befestigungsanlagen wird nach Lage der Ueberlieferung vielleicht niemals mit völliger Sicherheit entschieden werden können. Die englischen Antiquare haben die Angaben seiner Biographen mit den älteren Ansprüchen des Hadrian theilweis so zu vereinen gesucht, dafs sie diesem die ganze Anlage und den doppelten Erdwall, dem Severus aber die steinerne Mauer zuschrieben nach dem Wortlaut der Ueberlieferung in den Caesares des Victor, aus welchen der Verfasser der Kaiserbiographien schöpfte. Hier ist nur ungenau, dafs von einem Neubau gesprochen wird, während es sich um Ausbau und Wiederherstellung der älteren

Anlage handelt. Dieser Erklärung steht die schon hervorgehobene und in die Augen fallende Thatsache, dafs die ganze Anlage, Wall, Mauern, Kastelle u. s. w. eine einheitliche ist, nicht im Wege. Eine weitere Schwierigkeit bildet, dafs in einer unabhängigen Quelle die Ausdehnung des dem Severus beigelegten Walles auf zweiunddreifsig römische Millien angegeben wird. Diese Zahl passt weder auf den Wall des Hadrian, der achtzig, noch auf den des Pius, der vierzig Millien lang war; dafs 32 dieser Zahl etwas näher kommt, als der anderen macht dabei keinen Unterschied. Die späteren Ausschreiber der Nachricht haben die unmögliche Zahl willkürlich auf 132 Millien erhöht. Mit demselben Rechte könnte man statt des überlieferten XXXII etwa LXXXII verbessern, um damit der wirklichen Ausdehnug des Hadrianwalls näher zu kommen. Zahlreiche Inschriften bezeugen des Severus wiederherstellende Thätigkeit am Hadrianswall, während am Piuswall nicht ein einziges Denkmal seiner Anwesenheit oder überhaupt der eines späteren Kaisers gefunden worden ist. Die von Bruce zuerst mit Nachdruck aufgestellte Meinung, dafs nur auf den Wall des Hadrian sich des Severus Thätigkeit beziehen lasse, bleibt daher die allein auf Zeugnissen und Denkmälern begründete. Sie steht mit allem, was wir sonst von dieses Kaisers Politik wissen, in bestem Einklang. Auch die grofsen Kastelle zwischen dem englischen und schottischen Walle sind damals von Grund aus hergestellt und erweitert worden. Eines derselben, High Rochester, das alte Bremenium, welches der Herzog von Northumberland, dem der Boden gehört, zum gröfsten Theil hat freilegen lassen, zeigt den Plan und die Vertheilung der römischen Lagerbauten mit grofser Deutlichkeit. Auch das an der Mündung des Tyne auf dem südlichen Ufer gelegene grofse Kastell von South Shields, am östlichen Endpunkt des Walls, scheint erst von Severus angelegt worden zu sein, unzweifelhaft um die wichtige Verbindung mit der Flotte noch mehr als bisher zu sichern. Grabsteine von Personen syrischer und afrikanischer Herkunft haben sich hier gefunden. Aufser dem Brigantenland war Wales, das Land der Silurer, der Heerd unaufhörlicher Aufstandsversuche seiner kriegerischen Bewohner. Wer den mächtigen Snowdon kennt und die ihrer landschaftlichen Reize wegen so hoch gepriesenen Thäler und Schluchten von Südwales, weifs, dafs dies Land in seiner Eigenart zum kleinen Kriege förmlich herausfordert. Auch da schaffte Severus endgültige Ordnung: er nahm, wie

früher erwähnt wurde, die zweite Legion aus ihrem alten Standquartier Gloucester und legte sie weiter westlich in das Gebirgsland der Silurer nach Caerleon in Südwales; auch gründete er neue Kastelle am irischen Kanal. Dafs Isca nicht bereits zu den unter Nero angelegten Legionslagern gehört hat, ergiebt sich nicht blofs aus seiner weit nach Westen vorgeschobenen Lage, sondern mehr noch aus der baulichen Beschaffenheit seiner Anlage und den dort gefundenen inschriftlichen Denkmälern, von denen keines über die Zeit jenes Kaisers hinaufreicht. Auch Deva, das alte Standquartier der zwanzigsten Legion, hat Severus, wie die neuen dort gemachten Funde zeigen, erheblich erweitert und neu befestigt. Er ist der letzte Kaiser, welcher die Provinz noch einmal auf lange Zeit hinaus der römischen Waffengewalt völlig unterthänig gemacht hat.

Die grofse militärische Bedeutung der Provinz fand ihren Ausdruck in dem Pronunciamiento der britannischen Armee zu Gunsten des in Gallien und Germanien proclamierten Gegenkaisers Albinus. Solchen gefährlichen Vorgängen vorzubeugen theilte Severus die Verwaltung der Provinz unter zwei coordinierte Offiziere, den Legaten der oberen und den der unteren Provinz. Auch in anderen Provinzen hatte man längst auf ähnliche Art den Gefahren der grofsen Militärkommandos zu begegnen gesucht. Die Theilung des britannischen scheint jedoch nicht lange Bestand gehabt zu haben.

Aber unter des Severus Regierung noch ward auch in Britannien der erste Schritt rückwärts gethan. Es ist glaubhaft überliefert, dafs damals schon die Garnisonen aus den Kastellen am schottischen Walle zurückgezogen wurden. Die umfassende Neubefestigung des Hadrianswalles und der ihn in der Front deckenden Kastelle scheint mit jener Maafsregel im engsten Zusammenhang zu stehen. Nur die Stationen der Strafse längs des schottischen Walls werden in den Itinerarien des Reiches noch fortgeführt. Der verhältnissmäfsig wenig entwickelte bürgerliche Wohlstand findet auch in dieser Zeit noch seine Hauptstütze an den grofsen Besatzungen. In den Kastellen am Wall haben syrische Männer aus Palmyra Handel getrieben; eine ursprünglich aus einem syrischen Volksstamm gebildete Cohorte stand daselbst. Die geringe Zahl inschriftlicher Denkmäler im Vergleich mit den übrigen Provinzen darf nur bis zu einem gewissen Grade als ein Beweis für mangelndes Durchdringen der römischen Sitten angesehen werden. Wo gegraben wird oder der Zufall früher

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

verwendete Denkmäler blofslegt, wie in Chester, finden sich Zeugnisse des römischen Lebens in steigender Zahl und Bedeutung. Der frühe Wohlstand des Landes hat viel einst Vorhandenes verbaut und versteckt. Aber im Ganzen tritt doch zu jeder Zeit der kriegerische Charakter der Verwaltung und Bevölkerung deutlich hervor; das erhebliche Ueberwiegen militärischer Inschriften ist kein Zufall. Dafs es daneben an höherer, auch griechischer, Bildung und feineren Sitten, besonders im Süden der Insel, nicht gänzlich fehlte, versteht sich; aber die Beweise dafür erscheinen als Ausnahmen gegenüber der Regel. In den Städten des Südens, vor allem in Londinium, lag bis an das Ende der römischen Herrschaft der Schwerpunkt des bürgerlichen Lebens; in den grofsen Legionslagern, besonders in Eburacum, der des militärischen. London übertrifft an Zahl und Reichthum antiquarischer Funde alle übrigen römischen Städte der Provinz. Denkmäler des ersten Jahrhunderts sind überhaupt nur im Süden der Insel gefunden worden. York erscheint seit dem Beginn des zweiten Jahrhunderts als die eigentliche Hauptstadt, als Sitz des Legaten mit einem kaiserlichen Absteigequartier.

Im Laufe des dritten Jahrhunderts, unter dem ansteckenden Einflusse der das Reich nach allen Richtungen hin durchwühlenden centrifugalen, autonomistischen und föderalistischen Tendenzen und der damals schon in den Armeen hervortretenden nationalen Reibungen wird York noch einmal für vorübergehende Zeit, ähnlich wie Lyon und Trier, der Sitz eines Gegenkaiserthums von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Aber Diocletians kraftvolle Neugründung der eigentlichen Monarchie und Constantins Ausbau derselben in der freilich den Anfang vom Ende bezeichnenden Theilung des Reiches zertraten der Hydra den Kopf. Die Barbaren, von Norden zu Land und von Osten über das Meer eindringend, schwemmen, erst wie die Fluth von fernher anschlagend, aber langsam nagend, nachher mit immer stärkerer Bewegung den Firniss römischer Gesittung weg, der aufser in den Festungen und Kastellen nirgends tief eingedrungen war noch fest anhaftete. Während im Innern des Landes, besonders in der Mitte der Insel und im Westen, längst, wie es scheint, das römische Element dem einheimischen gewichen war, hielt man, wie die *Notitia dignitatum* ausweist, bis zuletzt die Grenzgarnisonen südlich vom Hadrianswall, in den Küstenplätzen, vor Allem in den Häfen längs des Kanals fest. Noch bis gegen das Ende des vierten Jahrhunderts

war man, wie die erhaltenen Meilensteine zeigen, eifrig bemüht, das die Kastelle verbindende Strafsennetz in gutem Stand zu halten und zu erweitern. Die fremden Götter, die mit den gallischen und germanischen Truppen neben den einheimischen, auch hier den verwandten römischen gleichgesetzten verehrt wurden, daneben die orientalischen Kulte des Mithras, bereiteten wie überall dem Christenthum den Weg. Damit tritt ein neues Interesse in dieser letzten Epoche der Geschichte der Provinz, wie in der des Reiches, in den Vordergrund. Die einheimische britannische, nur wenig romanisierte, aber früh dem Christenthum gewonnene Bevölkerung, die kleinen Leute auf dem Lande, bewahren treu ihren christlichen Glauben allen Invasionen zum Trotz, und auch nachdem in den folgenden Jahrhunderten die sächsischen Eroberer selbst Christen geworden, diesen gegenüber in besonderen Formen und Satzungen. Es erschien mehr und mehr unthunlich, die militärische Besatzung und die römische Verwaltung aufrecht zu erhalten. Um die Mitte des fünften Jahrhunderts wird die Provinz endgültig aufgegeben.

Fragt man nach dem bleibenden Ergebniss des mit so viel Mühe und Opfern erreichten, mit so grofser Zähigkeit behaupteten Besitzes der Provinz Britannien, so giebt die bündigste Antwort darauf die englische Sprache. Sie ist eine germanische Sprache; ihre romanischen Elemente verdankt sie ausschliefslich der normännischen Eroberung. Nicht also hat, wie in Spanien und in Frankreich, die römische Eroberung auch hier zu einer wahrhaften Assimilation geführt. Fremd sind die Eroberer vier Jahrhunderte lang in England geblieben, als Fremde haben sie endlich den frischen Nationalitäten den Platz geräumt, welchen es bestimmt war, nicht blofs die Herren des Landes zu sein, sondern ihre bleibende Heimath in ihm zu finden.

V.

Mars Thingsus.

Nach einer kurzen Nachricht über den Fund, der hier besprochen werden soll, welche den Herren John Clayton und Dr. Bruce verdankt wird, in den *Proceedings* der *Society of Antiquaries* in Newcastle-upon-Tyne I 1883 S. 104 ff., sind die Denkmäler des Mars Thingsus zuerst von mir veröffentlicht worden in einem Aufsatz „Altgermanisches aus England“ in der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst III 1884

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY CALIFORNIA

S. 120—129 und 287—293, — sein Inhalt ist mit einigen Bemerkungen des Herausgebers Bruce und anderer Gelehrter wiederholt in der Archaeologia Aeliana von Newcastle-upon-Tyne X 1884 S. 148 ff.; nachher von dem verstorbenen W. Th. Watkin in der Archaeologia Aeliana X 1884 S. 150 ff. Darauf hat der verstorbene Wilhelm Scherer in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie von 1884 S. 571 ff., theilweis mit Benutzung von Bemerkungen W. Heinzels in Wien, ihre Deutung eingehend begründet, und H. Brunner dieselbe in bündiger Kürze mit werthvollen Ergänzungen wiederholt in der Zeitschrift der Savignystiftung V 1885 german. Abth. S. 226 f. Abgesehen von der Erörterung einiger epigraphischer Nebenfragen, die ich hier nicht anführe, ist dann der Gott und sein Schwan zuerst von W. Pleyte in den Mittheilungen der Amsterdamer Akademie von 1886 (mit 6 Taf. Letterkunde 3. Reihe 2. Theil S. 110 ff.; vgl. dazu J. Klein Bonner Jahrb. LXXIX 1885 S. 276 und F. Möller Korrespondenzbl. der W. D. Z. V 1886 S. 255 ff.), nachher von J. Hoffory in seinen Eddastudien, erster Theil Berlin 1889 S. 145 ff., mit der deutschen Sage vom Schwanenritter in Verbindung gebracht und als der germanische Himmelsgott Tivaz, in seiner doppelten Eigenschaft als Volksversammlungsgott und Wolkenherrscher gedeutet worden. Hoffory hat seiner Abhandlung auch Abbildungen der drei Denkmäler beigegeben. Der verstorbene F. Möller in Metz wollte ohne Wahrscheinlichkeit nur den römischen Mars mit der Gans in ihm erkennen, in dem Aufsatz über die Gans auf Denkmälern des Mars in der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst V 1886 S. 321 ff. Eine neue Deutung der beiden Begleiterinnen des Gottes versuchte K. Weinhold in der Zeitschrift für deutsche Philologie XXI 1887 S. 1—16. Den Fund von Procolitia, die Weihinschriften der Göttin Coventina, habe ich im Hermes XII 1877 S. 257—272 besprochen.

Mit den Truppen von gallischer und germanischer Herkunft sind, wie überall, so auch in Britannien fremde Gottesdienste eingezogen. Davon verschieden ist noch die Frage, wie weit britannische Gottheiten in derselben Art römischen Göttern gleich gesetzt und neben und mit ihnen verehrt worden sind, wie es von keltischen, germanischen, hispanischen, pannonischen und dakischen bekannt ist. Die inschriftlichen Denkmäler bieten reichen Stoff für darauf gerichtete Untersuchungen; bisher ist eine solche nur für die keltischen und germanischen Mütter unternommen worden. Bei einer der Stationen des Hadrianswalles, Procolitia, jetzt Carrawburgh in Northumberland, haben germanische Soldaten aus den Cohorten der Bataver und Cugerner einer Quellgöttin Coventina kleine Altäre sowie thönerne Becher und zahlreiche Münzen von Hadrian abwärts geweiht. Ob diese Göttin fremden, germanischen Ursprungs ist oder vom Zusammenkommen bei

ihr einen lateinischen Namen führt, lässt sich mit Sicherheit nicht entscheiden. Hier soll auf den Ursprung und die Verknüpfung solcher fremder, aber doch in ihrem Urgrund mit den römischen stammverwandter religiöser Vorstellungen nicht eingegangen werden. Aus einem anderen der von germanischen Hülfstruppen besetzten Kastelle am Hadrianswall sind uns Denkmäler bekannt geworden, welche ein überraschendes Licht auf die älteste Gottesverehrung unserer Vorfahren werfen. Sie verdanken der römischen Herrschaft in England ihre Erhaltung; als eine schöne Frucht der auf ihre Erforschung gerichteten Untersuchungen verdienen sie die Aufmerksamkeit auch weiterer Kreise.

In dem Bezirk eines der gröfsten unter den Kastellen am Hadrianswall, dem alten Borcovicium, dessen Ruinen, wie schon gesagt (S. 46), den Namen Housesteads, die Häuserstätten, führen, sind im November 1883 drei Steindenkmäler gefunden worden. Herr John Clayton bewahrt sie in dem Museum seines Landsitzes zu Chesters; das ist die heutige Bezeichnung für die Reste eines anderen, weiter östlich liegenden Kastells am Wall, des alten Cilurnum. Es sind zwei grofse Altäre und ein halbrundes bogenartiges Relief, wahrscheinlich das Frontstück eines kleinen der Gottheit geweihten Heiligthums.

Die beiden Altäre tragen Inschriften in grofser und schöner Schrift, wie man sie in jenen entlegenen Orten und aus jener Zeit kaum erwartet; sie gehören, wie sich gleich ergeben wird, in die erste Hälfte des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Aber die Schrift ist auf dem nicht besonders harten granitartigen Sandstein, der dort bricht, durch Feuchtigkeit und langes Liegen in der Erde sehr ausgewittert und stellenweise wie verwischt; im übrigen sind die Altäre wohl erhalten. Die Bildwerke des Heiligthums sind ziemlich roh und von flachem Relief, wie man es von den militärischen Steinmetzen aus ziemlich zahlreichen ähnlichen Werken jener Gegenden gewohnt ist. Dennoch liefs sich die Lesung mit Hülfe von künstlicher Beleuchtung der Steine, sowie von Papierabdrücken und Photographien mit aller wünschenswerthen Sicherheit feststellen. Hoffentlich zieren Gipsabgüsse dieser für das deutsche Alterthum so wichtigen Denkmäler in nicht allzu langer Frist unsere Museen.

Der erste Altar, 2 Fufs 3 Zoll (englisch) hoch, 1 Fufs 5 Zoll

breit, trägt eine hohe, aber glatt gelassene Krönung und auf der rechten Seite vom Beschauer eine weibliche Figur in flachem Relief. Auf der linken Seite war gewiss einst eine entsprechende Figur beabsichtigt; sie ist entweder heruntergemeifselt oder vielleicht nie ausgeführt worden, etwa wegen des Raumes, in welchem der Stein aufgestellt war. Die Figur trägt weite Gewänder, unter denen die Linke verborgen ist; die Rechte erhebt sie mit geöffneter Hand wie zum Ruf. Den Kopf mit hoher Haartracht scheint kein Kranz oder Band zu schmücken. Die Inschrift, mit grofsen und deutlichen Buchstaben eingemeifselt und mit ziemlich häufigen raumsparenden Buchstabenverbindungen, wie sie zu der Zeit üblich waren, lautet:

Deo Marti Thingso et duabus Alaesiagis Bede et Fimmilene et n(uminibus) Aug(usti) Germ(ani) cives Tuihanti v(otum) s(olverunt) l(ibentes) m(erito).

Die Lesung und Auflösung der Abkürzungen entspricht durchaus bekanntem Brauch und bedarf keiner Rechtfertigung. Welches Augustus Numen oder Numina gemeint sind, ergiebt sich aus der zweiten Inschrift.

Sie steht auf einem etwas kleineren Altar (hoch 2 Fufs, breit 1 Fufs 7 Zoll), dessen Krönung eine sehr gewöhnliche architektonische Form zeigt, an den Seiten zwei Voluten, vorn mit radförmigen Rosetten verziert, in der Mitte ein kleiner Giebel, in welchem sich eine Büste befindet, ohne Zweifel die des Gottes. Auf den Seiten sind Opfergeräthe, rechts Kanne und Schale, links Messer und Beil dargestellt, wie auf vielen gleichartigen Altären. Das erste Wort der Inschrift steht vorn auf der Krönung des Altars. Der Text, in Schriftformen, welche denen des ersten Altars ganz ähnlich und offenbar gleichzeitig sind, lautet:

Deo Marti et duabus Alaisiagis et n(uminibus) Aug(usti) Ger(mani) cives Tuihanti cunei Frisiorum Ver . . . Ser . . . Alexandriani votum solveru[nt] libent[es m(erito)].

Der Name des Kaisers, dessen Gottheit in beiden Inschriften zugleich mit den übrigen Göttern geehrt wird, ergiebt sich mit Sicherheit aus dem (oder den) Beinamen des *cuneus Frisiorum:* es ist Severus Alexander, und damit ist die Zeit der Denkmäler sicher auf die Jahre 222 bis 235 n. Chr. bestimmt.

Wir haben also zwei im wesentlichen gleiche Weihungen vor uns, denselben Gottheiten von denselben Personen dargebracht. Nur

dafs in der ersten die Namen der Gottheiten, in der zweiten diejenigen der Weihenden vollständiger angegeben sind, als in der anderen. Man könnte fast vermuthen, dafs die zweite Inschrift wegen einiger darin vorkommender Abkürzungen, die wahrscheinlich fehlerhaft sind, verworfen worden ist, Daraus würde sich erklären, dafs die beiden letzten Zeilen anscheinend unvollendet geblieben sind. Allein so gut sich ein solches Verwerfen eines nicht ganz gelungenen Textes durch ähnliche Beispiele erläutern lässt, so ist doch auch die Möglichkeit keineswegs ausgeschlossen, dafs beide Altäre nebeneinander, etwa an verschiedenen Oertlichkeiten des Heiligthums, für welches sie bestimmt waren, Verwendung fanden. Die Undeutlichkeit und Unvollständigkeit des Textes lässt sich auch auf andere Weise erklären.

Zunächst die Gottheiten, denen diese Altäre geweiht sind. Mars, der an erster Stelle genannt ist, erscheint vielfach unter einheimischen Anrufungen, welche mit seinem römischen Namen verbunden werden, in Britannien zum Beispiel als Belatucadrus und Cocidius. Thingsus, wie er hier auf dem ersten Altar genannt wird, ist, wie die Kenner der ältesten Formen unserer Sprache übereinstimmend urtheilen, die Latinisierung eines germanischen Adjectivs, gebildet von dem altnordischen thing, dem althochdeutschen ding, „Volksversammlung“. Mars Thingsus ist mithin der Vertreter des deutschen Tiu, wie er im Namen des Dienstages (holländisch noch heute Dingstag), des *dies Martis*, als solcher erscheint. Tiu, der deutsche Kriegsgott, ist mithin hier zugleich Gerichtsgott, wie Heeresfriede und Thingfriede im deutschen Recht gleichbedeutend sind. Für die Wechselbeziehung zwischen Kampf und Ding verwies Scherer auf das althochdeutsche *wehadinc* als Bezeichnung des gerichtlichen Zweikampfs, Brunner auf das *compthing*, Kampfding, des friesischen Rechtes.

Auch erscheint der Name des Gottes hier nicht zum ersten Mal. Auf einem schon länger bekannten kleinen Altar mit verwitterten Schriftzügen, der in einem der Kastelle in Cumberland, südlich von Hadrianswall, Brougham Castle (der antike Name ist unbekannt), zum Vorschein gekommen ist, steht folgende Inschrift:

Deo Belatucadro a muro siv[e] Tus Tingso ex cuneum [Fr]is[iorum Ger]manorum.

Die Lesung ist zwar nicht vollkommen zweifellos, aber doch

in der Hauptsache deutlich. Bemerkenswerth ist zunächst, dafs auch hier wieder dieselbe friesische Heeresabtheilung als weihende erscheint, wie auf den Altären von Borcovicium. Belatucadrus ist, wie schon gesagt, der britannische Mars; er heifst *a muro*, der vom Wall, mit auffälliger, aber doch verständlicher Kürze. Gemeint ist mit dem *murus* natürlich der Wall des Hadrian. Durch das *sive* scheint der britannische Mars noch deutlicher, wie in jenen anderen Weihungeu, dem Thingsus (hier ohne die Aspiration geschrieben) gleichgesetzt zu werden. In Tus liegt also wahrscheinlich der Name des deutschen Tiu, in etwas missverstandener Umschrift. Die ungrammatische Verbindung *ex cuneum* für *ex cuneo* entspricht den zu jeder Zeit im Volksmunde üblichen rein lautlichen Verwechselungen der Casus.

Mit Mars werden auf den Altären von Borcovicium nun ferner zwei weibliche Gottheiten genannt, die beiden Alaisiagae; ihre besonderen Namen, Beda und Fimmilena oder Fimmila, hat nur die Inschrift des ersten Altars erhalten. Dafs auf dem ersten Altar Alaesiagae, auf dem zweiten Alaisiagae steht, ist nicht auffallend; der ältere Diphthong *ai* hat sich neben *ae* in einheimischen Namen lange im Gebrauch erhalten. Was der Name Alaisiagae oder Alaesiagae bedeutet, ist noch nicht mit völliger Sicherheit ermittelt worden. Scherer erklärte die Alaesiagen, vermuthungsweise und zweifelnd, für die Allgeehrten; Weinhold hält die Form Alaisiagis für verschrieben statt Alaisagiis — was ja immer bedenklich bleibt —, und deutet sie als die grofsen Gesetzsprecherinnen. Deutlicher sind ihre besonderen Namen Beda und Fimmilena. Nach Heinzels Vorgang erklärt sie Scherer, unter allseitiger Zustimmung der Kenner des deutschen Rechtes, für die Gottheiten zweier verschiedener Arten der Volksversammlung, also als die rechten Gehülfinnen des Kriegs- und Dinggottes Tius. Bodthing ist im friesischen Recht das regelmäfsige Gericht, zu welchem eine Ladung stattfand, Beda, Bitte, später Bot, Gebot. Davon verschieden ist das Fimmelthing oder richtiger Fimelthing, das bewegliche Gericht, das nicht regelmäfsig stattfand, sondern nur wenn ein besonderes Bedürfniss dazu vorlag. Es war ein After- oder Nachding, welches die im Bodthing nicht zu Ende gebrachten Sachen verhandelte. So sind also die beiden Alaisiagen „Vertreterinnen der Ehrfurcht, welche Tius Things auf der Volksversammlung heischt", sie sind die Göttinnen des Thingfriedens, und zwar Beda für das Bodthing, Fimmilena für das Fimmelthing, Bedas

Name erscheint selbstständig in dem Namen einer rheinischen Ortschaft, dem *pagus Bedae* der römischen Itinerare, das dem heutigen Bittburg entspricht. In dem Genetiv Fimmilene hat Weinhold vielleicht mit Recht nach Wilhelm Wackernagels Vorgang eine veränderte Ableitung von dem Nominativ Fimmila erkannt. Deutsche Namen auf *a*, männliche wie weibliche, werden im frühmittelalterlichen Latein nicht selten wie Formen auf *anus*, *ana* decliniert: z. B. *Egica* (männlich) *Egicani*, *Teudila* (weiblich) *Teudilane*, und ähnliche. Man erwartet freilich dann Fimmilane; doch läfst sich auch Fimmilene statt dessen wohl erklären. Wie dem aber auch sei, ob Fimmila oder Fimmilena, die Beziehung zum friesischen Fimmelthing ist auf dieser von Friesen gesetzten Weihung an den Mars Thingsus neben der der Beda auf das Bodthing unzweifelhaft.

Die eine der beiden Alaisiagen ist mit grofser Wahrscheinlichkeit in der weiblichen Gestalt auf der Seite des ersten Altars zu erkennen; die Handbewegung stimmt gut zu ihrer Bedeutung.

Es entspricht nur der Treue gegen den kaiserlichen Kriegsherrn und weit verbreitetem Gebrauch in von römischen Beamten oder Militärs gesetzten Weihungen der Kaiserzeit, wenn neben dem einheimischen Gott und seinen Helferinnen auch noch die Gottheit des Kaisers in der Weihung verehrt wird. Sie erscheint theils singularisch bezeichnet, als *numen Augusti*, theils pluralisch, als *numina Augusti* oder *Augustorum*, mit einigen Gebrauchsverschiedenheiten, die hier nicht zu erörtern sind.

Ehe ich in der Erläuterung der inschriftlichen Urkunden fortfahre, ist nun gleich noch des dritten Denkmals zu gedenken, welches zugleich mit den beiden Altären gefunden worden ist. Das halbkreisförmige Relief war, wie schon gesagt. vielleicht bestimmt, die Vorderfront am Heiligthum des Mars und seiner Nebengottheiten zu schmücken, das an jener Stelle innerhalb des Kastells von Borcovicium gestanden haben muss. Wie dies Heiligthum beschaffen gewesen, haben die Ausgrabungen nicht aufgeklärt; die Bogenöffnung unter dem Relief bildete wahrscheinlich den Eingang zu der Cella des Gottes, vor welcher die beiden Altäre standen. In der Mitte des Reliefs ist in über dem Bogen erhöhter Nische der Gott Mars dargestellt, in der gewöhnlichen römischen Bewaffnung mit Helm, Harnisch, an der rechten Seite hängendem Schwert, Schild und Speer. Der Helm scheint einen grofsen, zu beiden Seiten herab-

hängenden Helmbusch zu haben. Leider ist gerade der Kopf durch die Verwitterung fast unkenntlich; man sieht nur, dafs er nach rechts gewendet ist. In der Rechten hält der Gott den Speer, die Linke stützt er auf den runden Schild. Zu seiner Rechten unten sitzt ein Schwan, der zu ihm aufblickt. Ein Schwan, nicht eine Gans, ebenso wie auf einem in Lancashire gefundenen römischen Schildbuckel, jetzt im brittischen Museum, neben dem Speer oder Feldzeichen, das der thronende Mars in der Linken hält, deutlich ein Schwan erscheint. Diesen Schwan hat zuerst W. Pleyte in Leiden mit dem Schwan der Lohengrinsage in Verbindung gebracht. J. Hoffory wies überzeugend nach, dafs Hönir, der Wolkenherrscher der skandinavischen Götterwelt, aus dem alten schwanengleichen Tius (oder Tivaz) hohnijaz hervorgegangen ist. Dieser aber ist wiederum kein anderer als der Schwanenritter der Sage, die in zahlreichen Abwandlungen überliefert ist. Alle ihre Wandlungen weisen auf das nordwestliche Deutschland als Ursprungsort. Im dritten Jahrhundert sind beide Gestalten des Tius von den Friesen verehrt worden, wie der dem Gotte beigegebene Schwan beweist.

So wird also die Bedeutung der grofsen Gottheit aus deutscher Vorzeit, die aus ihrem Namen erschlossen wurde, durch die Darstellung des Reliefs bestätigt.

Zu beiden Seiten der Nische des Gottes sind zwei gleichartige, wie es scheint ganz nackte Knabengestalten schwebend angebracht, die eine nach rechts, die andere nach links gewandt; sie sind stark verwittert. In der erhobenen Linken tragen beide etwas, das wie ein Stab oder ein Zweig aussieht; wahrscheinlich ist ein Zweig, wohl ein Palmenzweig, gemeint. Die herabhängende Rechte hält einen deutlichen Kranz. Nach den ersten Abbildungen und Beschreibungen sah ich darin die beiden Alaisiagen, wobei vorausgesetzt wurde, dafs sie kurze eng anliegende Gewänder getragen hätten. Allein die Photographie lässt davon nichts erkennen. Ich bin daher jetzt geneigt, die beiden nackten Genien mit Kranz und Zweig für die *numina Augusti* zu halten; schon Pleyte hat sie für Eroten erklärt. Freilich wird der römische Genius gewöhnlich anders dargestellt, als ein Jüngling mit langem Mantel und Füllhorn. Aber wenn wir in der Nische den Mars, auf der Seite des ersten Altars eine der Alaisiagen fanden, so bleiben die Numina allein übrig als nicht darge-

stellt. Für die Deutung des ganzen Denkmals ist unerheblich, was mit den beiden Knabengestalten gemeint war.

Ich kehre nun zu den inschriftlichen Urkunden zurück. Als Weihende werden auf beiden Altäre genannt *Germani cives Tuihanti*, d. h. Tuihanten von germanischer Herkunft. Auf dem zweiten werden sie genauer bezeichnet als gehörig zu dem *cuneus Frisiorum Ver. Ser. Alexandrianus*, und derselbe *cuneus Frisiorum Germanorum* erscheint auch auf der dritten Thingsusinschrift, der von Brougham Castle in Cumberland. Ich beginne mit dem Unsicheren in diesen Bezeichnungen. Die römischen Truppentheile, Legionen, Cohorten, Alen und andere, führen im dritten Jahrhundert nicht selten Ehrenbeinamen von dem jedesmal regierenden Kaiser. So heifst die hier genannte Abtheilung auf einer vierzehn Jahr jüngeren Inschrift aus einem anderen römischen Kastell in Cumberland, Papcastle, dessen antiker Name Aballava war, *cuneus Frisionum Aballavensium Philippianus*, nach dem Kaiser Philippus (244 bis 249 n. Chr.). Die nach dem Kaiser Severus Alexander Ehrenbeinamen führenden Truppenabtheilungen pflegen sich durchweg nach seinen beiden Beinamen zu nennen: also *ala* oder *cohors Severiana Alexandriana*, *numerus Severianus Alexandrianus* oder *Severianorum Alexandrianorum*, nie, soviel ich sehe, *Alexandriana* oder *Alexandrianus*, *Alexandriani* allein; was gewiss wohlbegründet ist. Daher bleibt es das wahrscheinlichste, dafs in dem überlieferten *Ver. Ser.* der Inschrift des zweiten Altares nichts steckt als ein Versehen des provinzialen Steinmetzen für *Sever(ianus)*. Die einzige noch bleibende Möglichkeit der Deutung wäre, *Ser.* für eine lautliche Zusammenziehung aus *Sever.* und *Ver.* für eine Ortsbezeichnung zu halten, wie bei jenem *cuneus Frisionum* von Aballava. Aber die Abkürzung *Ser.* für *Sever.* ist unerhört und der Name des Ortes, an dem die Altäre standen, war Borcovicium, nicht Ver . . . . ; auch pflegen Ortsnamen nicht in so vieldeutiger Weise abgekürzt zu werden. Der *cuneus Frisionum* von Borcovicium führte also, so viel ist unzweifelhaft, nach bekanntem römischem Gebrauch Ehrenbeinamen nach dem Kaiser Severus Alexander. Daraus folgt, dafs die Weihungen während der Regierungszeit jenes Kaisers, 222 bis 235 n. Chr., gesetzt worden sind; wie schon gesagt wurde.

Die Weihenden nennen sich *Germani*, Deutsche, und zwar *cives*

Tuihanti. Das Wort *cives* bedeutet in diesem Zusammenhang, ohne Rücksicht auf rechtliche Stellung, die engere Heimath. So finden sich auf einem in Schottland gefundenen Altar des Mars und der Victoria *cives Raeti militantes in cohorte secunda Tungrorum* genannt; ähnlich in einer schottischen Inschrift ein *pagus Condrustis,* auch ein germanischer Gau, *militans in cohorte secunda Tungrorum.* Der Name der Tuihanten lebt fort in dem Namen der niederländischen Landschaft Twente. Das Wort ist ein zusammengesetztes und in seinem ersten Theil steckt die Zweizahl, deutlich erhalten wie in Tuisto. Hart an die Twente grenzt die Drente, alt Thrianta, worin die Dreizahl den ersten Theil der Zusammensetzung bildet. Woher jene Stämme die Zahlennamen führen ist nicht bekannt. Von der Bevölkerung der Twente war es streitig, ob sie für friesisch oder für sächsisch oder für fränkisch-chamavisch anzusehen sei. Die Tuihanten im *cuneus* der Frisier zeigen, dafs der Stamm aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglich ein friesischer war.

In den beiden britannischen Inschriften, der des zweiten Altars von Borcovicium und der von Brougham Castle, erscheint der *cuneus,* der Keil, zum ersten Mal als technische Bezeichnung einer römischen Heeresabtheilung. In der nachdiocletianischen Eintheilung des römischen Heeres finden sich aufserdem *cunei* als gröfsere Abtheilungen dalmatischer, maurischer, palmyrenischer, sarmatischer Reiter; germanische fehlen. Tacitus bezeugt von den Germanen ausdrücklich, dafs ihre Schlachtordnung aus Keilen zusammengesetzt werde: *acies per cuneos componitur* (Germania Cap. 6). Gewiss ist es kein Zufall, dafs im römischen Heere des dritten Jahrhunderts das Wort zuerst bei einer friesischen Abtheilung begegnet. Ueber den germanischen *cuneus* ist von denen, die sich mit der Kriegführung und Heeresverfassung unser Vorfahren beschäftigen, eingehend gehandelt worden; wie der römische *cuneus* aus ihm hervorgegangen, ist schwer zu sagen. Scherer hat es auf folgende Weise zu erklären versucht. Die einzelne germanische Völkerschaft habe sich in der Schlacht als Keil formiert: so viel Völkerschaften, so viel Keile, wie denn nach Tacitus in den Historien (IV 16) unter Civilis Canninefaten, Friesen und Bataver besondere Keile bildeten. Die Angehörigen eines Keiles glaubten sich untereinander verwandt und nannten sich mit einem gemeinsamen Namen. Zu jedem Keil gehörte nach der germanischen

Heersverfassung eine Abtheilung Reiterei; in der Regel bildete den Keil eine zur Hälfte aus Fufsvolk, zur Hälfte aus Reiterei bestehende Truppe. Diese gemischte Truppe wurde vor der Front aufgestellt; noch in später Zeit war es eine Auszeichnung an der Spitze des Keiles das Feldzeichen zu tragen. Der Keil war also eine Elitetruppe; wenn die Römer die Elite der Friesen aushoben, so mochte auf dieser Truppe der Name des Keiles haften bleiben. Soweit Scherer. Doch ist die keilförmige Schlachtordnung keineswegs ausschliefslich den Germanen eigen gewesen. Die Identificierung des Keils mit der Völkerschaft lässt sich vielleicht auch auf folgende Weise erklären. Jede zum Kreis zusammentretende Versammlung von Geschlechts- oder Gaugenossen, welche, ihre Führer voran, in sich geschlossen bleiben wollte, zerfällt in keilförmige Abtheilungen, falls gleichmäfsige Annäherung aller Theile an den Mittelpunkt beabsichtigt war, der Vorsitz und Leitung in sich schliefsen musste. Aus ähnlichem Grunde zerfällt der Zuschauerraum des griechisch-römischen Theaters und Amphitheaters in Keile. Trat der Kreis einer Versammlung nach geschehener Berathung auseinander, etwa zum Kampfe, so konnte die keilförmige Eintheilung als taktische Einheit beibehalten werden. Dann hätte der Keil der Friesen vielleicht noch besondere Veranlassung dazu gehabt, den Tius Things zu ehren. Auch würde sich so erklären, dafs die landsmannschaftlichen Heeresabtheilungen auch anderer Völker als der Germanen den Namen der Keile übernommen haben. Immerhin bleibt es bemerkenswerth, dafs zuerst im römischen Heer eine Abtheilung der Nervier, vielleicht eine aus Reitern und Fufsvolk gemischte und besonders bevorzugte Truppe, den Namen des Keiles führt. Aus den britannischen Inschriften ist aufserdem nur noch eine Cohorte der Frisiavonen bekannt; man wird sie trotz der verschiedenen Namensform (Frisiavonen für Frisier) für aus Friesen gebildet halten dürfen. Eine Reiterabtheilung der Friesen gab es dagegen nicht. In dem Keil der Friesen dienten also, wie wir aus den britannischen Inschriften erfahren, im dritten Jahrhundert n. Chr. germanische Tuihanten, Angehörige der Landschaft Twente. Sie hielten fest auch in der Fremde und in römischer Heeresfolge an ihrem uralten Gottesdienst und haben uns so die Erinnerung bewahrt an die poesievolle Ver-

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

ehrung des Schwanengottes Tius Things, den sie auf römisch Mars Thingsus nannten.

Das ist die mannigfache und anziehende Belehrung über deutsches Alterthum in römischer Zeit, welche auf kleinem Raum die an der Nordgrenze des römischen Reiches in Britannien gefundenen Denkmäler uns bieten.

II

DEUTSCHLAND

I.

Der römische Grenzwall in Deutschland.

Durch einen vom Verfasser am Winkelmannsfest der archäologischen Gesellschaft zu Berlin am 9. December 1877 gehaltenen Vortrag ist das Interesse an dem Gegenstand neu geweckt worden. Der Vortrag erschien unter dem Titel „Römisches in Deutschland“ in der Deutschen Rundschau Jahrgang V 1879 Heft 10 S. 116—131. Die Belege und näheren Ausführungen dazu geben der Aufsatz „der römische Grenzwall in Deutschland“ in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande Heft LXIII 1878 S. 17 ff. nebst weiteren Beiträgen ebenda LXIV 1878 S. 33—52 und einem Nachtrag LXVI 1879 S. 13—25. Den Ertrag der danach in grofsem Umfang aufgenommenen neueren Untersuchungen fassten des Verf. „neue Studien über den römischen Grenzwall“ in den Bonner Jahrbüchern LXXX 1885 S. 23—149 zusammen. Endlich legen den augenblicklichen Stand der Forschung und ihre Ergebnisse dar die „neuesten Studien über den römischen Grenzwall in Deutschland“, die in denselben Jahrbüchern LXXXVIII 1889 erscheinen. Den beiden ersten Aufsätzen ist je eine Uebersichtskarte von H. Kiepert beigegeben. Von anderen Spuren der römischen Herrschaft in Deutschand handelt ein zweiter Aufsatz „Römisches in Deutschland“ in der Deutschen Rundschau XII 1886 S. 206—228. Verschiedene kleinere Beiträge des Verf. zur Lösung dieser Fragen stehen in der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst II 1881 S. 393—407 u. IV 1883 S. 238—244. In diesen verschiedenen Aufsätzen ist die ausgedehnte und in steter Zunahme begriffene Litteratur nachgewiesen, die sich auf alle Theile des Grenzwalles und die Städte und Strafsen hinter ihm erstreckt.

Wie es die Römer angefangen haben, sich in den Besitz von Deutschland zu setzen, welches zunächst ja nur als das natürliche Vorland der durch den Rhein nicht hinlänglich geschützten gallischen Provinzen und als eine nothwendige Folge der früheren Eroberungen besetzt werden sollte, dann aber Jahrhunderte lang der Schauplatz

der gröfsten kriegerischen Machtentfaltung blieb, deren sich Rom, ja das ganze Alterthum überhaupt fähig gezeigt hat — *tam diu Germania vincitur* —, das soll hier nicht erzählt werden. Sondern nur, wie sie es anfingen das Eroberte zu halten — denn *difficilius est provincias obtinere quam facere* —, welche Spuren noch vorhanden sind oder waren von dieser erhaltenden Thätigkeit, die nur eine Seite der allgemeinen Verwaltungspolitik ist, bildet den Gegenstand der folgenden Darlegung. Sie wendet sich an alle Freunde unserer ältesten Geschichte, insbesondere an alle diejenigen, welche, dauernd oder vorübergehend, in der Lage sind, jenen Spuren nachzugehen und zu ihrer urkundlichen Feststellung, womöglich auch zu ihrer Erhaltung beizutragen. Sie soll versuchen, das Interesse für die Reste der römischen Herrschaft in Deutschland, das im wesentlichen auf den engen Kreis der Lokalforscher beschränkt ist, dadurch zu beleben, dafs sie zeigt, wie verhältnissmäfsig leicht es ist, sie aufzufinden und zu ihrer Erforschung und Erhaltung beizutragen, wie nothwendig andererseits die allgemeine Betheiligung des Staates, der Gemeinde, der Einzelnen erscheint an dem Werke der Erforschung und Erhaltung, ehe es zu spät dazu ist.

Mauern im Orient und in Griechenland

Der Gebrauch, die Grenzen eines Landes durch feste Mauern abzuschliefsen, ist uralt. Das älteste Beispiel dafür ist die aus Xenophons Anabasis bekannte medische Mauer zwischen Euphrat und Tigris, deren Erbauung die Sage der Semiramis zuschrieb. Der aegyptische Sesostris, Ramses der zweite, hat zum Schutz gegen feindliche Einfälle von Osten her eine Mauer von etwa 260 Kilometern Länge von Heliupolis nach Pelusion erbaut. Auf dem Weg von Syene nach Philae, an der südlichen Grenze Aegyptens, läuft den Fluss entlang im Thale eine Mauer aus ungebrannten Backsteinen. Man hält sie für eine Anlage zum Schutze der Grenze aus ptolemäischer oder römischer Zeit; Lepsius glaubte mit älteren Reisenden, dafs sie nur zur Sicherung der Strafse die Katarakte entlang gedient habe. Die Nachfolger Alexanders haben auch in anderen Gegenden des Ostens dergleichen ausgedehnte Befestigungen angelegt. Bei Derbend an der Westküste des kaspischen Meeres ist eine Mauer mit Thürmen vorhanden, die Persien gegen die Nordnomaden abschloss; man schreibt sie Justinian dem ersten oder dem Kosru-Nuschirwan zu; ihr Ursprung ist völlig unbekannt. Antiochos Soter erbaute den Grenzwall der Landschaft Margiana. Im per-

gamenischen Reiche sind bei der jüngsten Erforschung des Landes in der Richtung von Kane und Pitane nach Pergamon mit grofser tektonischer Kunst ausgeführte Kastelle und Wachtthürme gefunden worden, welche das Land in einer Linie durchqueren. Athens lange Mauern bilden wohl die älteste bekannte Uebertragung der die Stadt einschliessenden Mauer auf eine lang ausgedehnte Verbindung, welche die Entfestigung der Burg möglich machte. Die langen Mauern Athens sollen den älteren Vorbildern in Korinth und Megara folgen, deren Ursprung nicht näher bekannt ist. Mit Unrecht hat man jedoch geglaubt, die römische Provinz Afrika sei im Süden durch Wall und Graben gegen die Wüste abgeschlossen gewesen; es liegt dieser Annahme nichts thatsächliches zu Grunde. Das berühmteste Beispiel einer langausgedehnten Befestigung ist die grofse im Jahre 212 vor Chr. erbaute chinesische Mauer; ob und wie weit für sie europäische Vorbilder anzunehmen sind, etwa durch Alexanders Nachfolger vermittelt, entzieht sich meiner Beurtheilung.

Römische Grenzwälle

Alle jene Anlagen zeigen nur entfernte Aehnlichkeit mit den römischen Grenzwällen, als deren am besten erhaltene und am genauesten bekannte Beispiele die oben (S. 39 ff.) beschriebenen Wälle des Hadrian und des Pius in Britannien anzusehen sind. Jene Befestigungen im Orient waren sämmtlich, soviel ich sehe, von Anfang an feste Bauten aus Stein. Die römischen Anlagen dagegen sind in ihrer Grundlage Erdwerke, hervorgegangen, wie wir an den beiden britannischen Wällen deutlich erkennen, aus dem römischen Lager. Man kann sie füglich als in die Länge gestreckte Lager bezeichnen, nur dafs sie, statt von allen vier Seiten durch Erdwerke umgeben zu sein, an zweien, den kurzen Querlinien, vom Wasser, Meer oder Fluss, abgeschlossen werden. So erscheinen sie als eine nationale, aus der römischen Kriegsweise hervorgegangene Erfindung. Caesars Befestigungen des Rhônelaufs sowie seine ausgedehnten Belagerungswerke bilden eine Vorstufe zu der Uebertragung der Lagerbefestigung auf die Grenzlinie, welche die neuen Aufgaben der kaiserlichen Verwaltung nothwendig machten. Auch die römische Bezeichnung der Grenze als Querstrafse, wenn dies als die Grundbedeutung von *limes* gelten darf, ist von der Lagerumwallung hergenommen. Die nach Art eines Lagerwalls befestigte Grenzlinie wird dadurch zur Grenzwehr. Ihre Verbindung mit davor und dahinter liegenden Lagerplätzen, den grofsen und kleinen Kastellen und den Wachtthürmen,

macht sie zum befestigten Grenzwall. Aus der neueren Befestigungskunst kann man den römischen Grenzwällen Wellingtons Linien von Torres Vedras in Portugal vergleichen. Der deutsche Grenzwall ist älter als die britannischen Wälle; er bietet überhaupt das älteste Beispiel solcher Befestigungen.

Quellen

Eine zusammenhängende Ueberlieferung über den römischen Grenzwall in Deutschland, seinen Zweck, seine Entstehung und Entwickelung, über den Ausbau der einzelnen Strecken und die Wiederherstellungen, die nach und nach nöthig werden mussten, liegt nicht vor. Aehnlich wie die britannischen Wälle wird er nur nebenher gelegentlich und nirgends mit deutlicher Bezeichnung seiner Ausdehnung erwähnt. Von den hunderten von Kastellen, die an ihm lagen, sind dem Namen nach nur sehr wenige, der Entstehung nach kein einziges genauer bekannt. Die wenigen vorhandenen Erwähnungen des Walles bei den römischen Schriftstellern werden nachher an ihrer Stelle Besprechung finden. Auch hier also sind wir fast ausschliefslich auf die erhaltenen Reste des Walles und seiner Kastelle angewiesen. Aber nur in sehr viel geringerem Maafse als bei den britannischen Wällen wird hier das stumme Zeugniss der erhaltenen Reste durch die redenden Zeugen, die inschriftlichen Denkmäler, unterstützt. Hier ist von der Zukunft noch mancherlei Aufklärung zu erwarten. Denn vieles zwar, was früher vom Wall sichtbar war, ist jetzt verschwunden; aber mit sorgfältiger Beschreibung des vorhandenen und vor allem mit Ausgrabungen ist eben erst ein Anfang gemacht. Meist zufällige Funde, besonders bei Strafsen- und Eisenbahnbauten, haben manches Neue zu Tage gefördert. Andererseits wirkt die fortschreitende Bebauung des Landes, wie überall, verwischend und entstellt die schon geringen Reste von Jahr zu Jahr mehr bis zu völliger Unkenntlichkeit. Auch geschichtliche und archivalische Forschung ist mithin nothwendig. Manches verschwundene Denkmal, hier und da ein ganzes römisches Kastell, hat aus den Akten ausgegraben werden müssen. Um so mehr erscheint es geboten, sich dasjenige zu vergegenwärtigen, was man wirklich weifs, und Hand anzulegen zur Beschaffung des zur Vermehrung der Kenntniss nöthigen, so lange es noch geht.

Vorarbeiten

Seit der Zeit, in der man in Deutschland nach dem Vorbild der italienischen Renaissance begann den Resten des römischen Alterthums in der Heimat Interesse zuzuwenden, seit dem Ende des

fünfzehnten und dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, ist man auch hier und da auf die besonders in Süddeutschland damals besser als jetzt erhaltenen römischen Straſsen und Befestigungslinien aufmerksam geworden, welche die gröſseren ursprünglich römischen Städte mit einander verbanden. So ist in gröſseren Pausen nach und nach eine mehr umfang- als inhaltreiche Litteratur über diese Dinge entstanden, die man erst in jüngster Zeit begonnen hat in erschöpfender und methodischer Weise auszunutzen. Jedes der früheren Jahrhunderte hat eine oder die andere Untersuchung dieser Fragen aufzuweisen; in gröſserem Zusammenhang werden sie erst seit wenigen Jahrzehnten geführt. Alle diese Arbeiten erstrecken sich nur auf einzelne Theile des groſsen Grenzwalls, auf einzelne Städte und Landschaften. Im Jahr 1748 hatte die Berliner Akademie, vielleicht unter des groſsen Königs Einwirkung, in französischer Sprache die Preisaufgabe gestellt: wie weit der Römer Macht in Deutschland eingedrungen sei. Christian Ernst Hansselmanns nachher noch zu erwähnende Beschreibung des Grenzwalls in den hohenlohischen Landen, ein Stück der Grenze des Zehentlandes, verdankt dieser Anregung ihre Entstehung. Den Preis erhielt der Garnisonpfarrer in Hameln Christoph Friedrich Fein. Ueber das römische Deutschland im Ganzen und besonders über den Grenzwall haben erst seit den vierziger Jahren in summarischer Weise die Handbücher der alten Geographie berichtet, wie das von Friedrich August Ukert. Etwas genauer und zum Theil *de visu* schildern ihn einzelne englische Reisende, welchen die Vergleichung mit den britannischen Wällen den deutschen nahe gebracht hatte, wie James Yates, der treffliche Verfasser eines Werks über die antike Webekunst, und William Bell aus Newcastle. Ihnen sind in jüngster Zeit gelehrte Reisende, wie Thomas Hodgkin, der Verfasser der Geschichte der Ostgothenherrschaft in Italien, und rüstige Fuſswanderer, wie L. G. Mowat, gefolgt. Erst vor etwa zehn Jahren ist das Bewusstsein von der Bedeutung dieses groſsen Denkmals der römischen Herrschaft in Deutschland in weiteren Kreisen erwacht. Die Geschichtschreiber, welche von den Anfängen unserer Geschichte eingehender sprechen, wie Wilhelm Arnold, Georg Kauffmann, Felix Dahn, oder die Geschichte des Kriegswesens behandeln, wie der Oberstlieutenant Max Jähns, oder die römischen Kriege und die römische Herrschaft in Deutschland prüfend untersucht haben,

wie der verstorbene Theodor Bergk und Mommsen in seiner römischen Geschichte der Kaiserzeit, haben ihm ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Ihnen kam zum Theil schon das Werk eines Mannes zu gut, das trotz mancher begreiflicher Unvollkommenheiten immer einen hervorragenden Platz unter den hierhergehörigen Arbeiten einnehmen wird. Es ist das Buch des früheren Obersten im Ingenieurcorps und jetzigen Conservators des Museums zu Wiesbaden August von Cohausen, „der römische Grenzwall in Deutschland“ (Wiesbaden 1885, mit Atlas von 52 Tafeln). Dieses Werk bietet eine zuverlässige, technisch genaue Beschreibung der einst und noch jetzt vorhandenen Ueberreste der römischen Befestigungsanlagen im Rheinland und hat damit die Grundlage für alle weiteren Untersuchungen geschaffen, wenn auch nicht für die ganze gewaltige Ausdehnung der 542 Kilometer langen Limeslinie, so doch für den einen Hauptttheil derselben die Strecke zwischen Main und Rhein. Mit Benutzung der älteren Vorarbeiten, aber im eigentlichsten Sinne des Wortes auf eigenen Füfsen stehend — er hat die oben bezeichnete Strecke der Limes Schritt für Schritt, zum Theil wiederholt begangen —, in anschaulicher und auch dem Laien verständlicher Weise die Ergebnisse seiner Abmessungen und Aufnahmen darlegend (die aufgenommenen Profile füllen allein neun Doppeltafeln) lässt er die einzelnen Abschnitte der ganzen Anlage an dem Auge des Lesers vorübergehen, in ihren Einzelnheiten wie in den charakteristischen Eigenthümlichkeiten, welche die Bodenbeschaffenheit ganzer Gegenden hervorruft. Die kartographische Darstellung der Strecke von Grofskrotzenburg am Main bis nach Hönningen gegenüber von Niederbreisig am Rhein in zweiundzwanzig Kartenstreifen gewährt ein Bild von der ganzen Anlage; die zahlreichen Profile des Walls und die nach gleichem Maafsstab aufgenommenen Pläne der einzelnen Kastelle mit gröfseren der Thürme, Thore und vorstädtischen Anlagen vervollständigen es. Für den bayerischen Theil des Limes liegen die noch besseren Karten Friedrich Ohlenschlagers vor, wie wir sehen werden; für die würtembergische und badische Strecke fehlen sie theils noch ganz, theils sind sie in Zeitschriften versteckt. Lehrreich besonders ist Cohausens Uebersichtstafel, welche die Gröfsenverhältnisse der rheinischen und britannischen Limeskastelle und einiger römischer Städte wie Köln, Heddernheim, Regensburg, zur Anschauung bringt. Viele thatsächliche Berichtigungen von Cohausens

Buch werden den Forschern verdankt, die nach ihm und meist auf seinem Werk fufsend die Untersuchung der im Boden steckenden Reste gefördert haben. In einem zwei Jahr später erschienenen Nachtrag hat der Verfasser selbst schon manches davon verwerthet.

Lange vor Cohausens Werk war der verstorbene Karl Samwer, der bekannte holsteinische Patriot, nachher in gothaischem Staatsdienst, zufällig aufmerksam geworden auf die spärliche Ueberlieferung über den römischen Grenzzolldienst. Dies veranlasste ihn, in dem deutschen Grenzwall ausschliefslich eine Zollschranke zu sehen. Es ist dankenswerth, dafs der praktische Verwaltungsbeamte auf diesen bis dahin nicht gehörig betonten Zweck des Grenzschutzes hinwies; nur dürfen darüber die anderen, wichtigeren Aufgaben desselben nicht aufser Acht gelassen werden.

Den Ertrag der Arbeit Cohausens und seiner Nachfolger haben bald danach Ferdinand Haug in Mannheim, Hermann Haupt in Giefsen, der verstorbene Albert Duncker in Kassel, zuletzt Alexander Riese in Frankfurt und J. Asbach in Köln in gemeinverständlicher Kürze zur Darstellung gebracht, jeder an seinem Theil und aus dem ihm nächstliegenden Gebiete selbständiges beisteuernd. Doch lagen ihnen Ohlenschlagers Arbeiten noch nicht vor; auch fehlen noch die neuesten Untersuchungen über die Neckar-Mümlinglinie. Auf die in mancher Beziehung noch von einander abweichenden Ergebnisse aller dieser Betrachtungen komme ich später zurück. Eine zusammenfassende Darstellung des ganzen Werkes, auch ohne Karten und Pläne verständlich und anschaulich, liegt noch nicht vor.

Der römische Grenzwall zerfällt, obgleich ein einheitliches Werk, in drei Abschnitte, den Donaulimes oder die raetische Grenze, den südlichen Theil des obergermanischen Limes oder die Grenze des Decumatenlandes von der Donau bis zum Main, und den nördlichen Theil des oberrheinischen Limes vom Main bis zum Rhein. Zum zweiten Abschnitt gehört die Neckar-Mümlinglinie und ein Stück nur durch den Main gebildete Grenze. Nach diesen drei Abschnitten wird sich am leichtesten eine Uebersicht über das Ganze gewinnen lassen.

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY CALIFORNIA

I.

Die raetische Grenze.

Da Donau und Rhein zusammen des Reiches nördliche Grenze bildeten, so kann sich die Betrachtung nicht streng auf Deutschland beschränken, sondern es muss ein Blick geworfen werden auf den Lauf der Donau bis zu ihrer Mündung,

Dakische Grenzwälle

Ehe Trajan Dakien, das heutige Siebenbürgen und Rumänien, dem römischen Reiche als neue Provinz hinzugefügt hatte, bildete die Donau die nördliche Grenze der seit Augustus unterworfenen römischen Provinzen Unter- und Obermoesien, Pannonien und Noricum. Erst seit Vespasian scheinen auf dem rechten Donauufer, abgesehen von den älteren beiden Legionslagern in Singidunum (Belgrad) und Viminacium (Kestolatz) in Moesien, gröfsere Kastelle bestanden zu haben. Novae (bei Steklen unweit Sistow), Durostorum (Silistria) und Troësmis (Iglitza) an der unteren Donau wurden wahrscheinlich zu Anfang des zweiten Jahrhunderts gegründet. Seit dieser Zeit sind an verschiedenen Stellen Ansätze dazu gemacht worden, das Gebiet jenseits des Flusses durch Wälle zu schützen. Die äufserste nordöstliche Grenze Dakiens, zwischen Pruth und Dniester, war durch eine doppelte Linie von Wällen und Kastellen gesperrt. Dieser moldauische Wall ist uns durch C. Schuchardts Untersuchung erst neuerdings etwas genauer bekannt. Vom oberen Lauf des Sereth nördlich von Nicoresci beginnend zieht er sich über den Berladfluss in südöstlicher Richtung an den Pruth und den Jalpuch in Bessarabien nördlich von Belgrad und weiter, wie es scheint über Tabak und Tartarbunar, zum Dniester nördlich von Akkjerman. Nur das moldauische Stück ist von Schuchardt gesehen worden und kann für römischen Ursprungs gelten. Ein zweiter weiter nördlich in Bessarabien zwischen Leowa am Pruth und Bendery am Dniester sichtbarer Wall ist nur aus den englischen Aufnahmen der Donaumündungen unvollkommen bekannt. Diese bessarabischen Wälle dienten offenbar dazu, die römische Küste des Pontus gegen die Sarmaten im Binnenlande zu schützen.

Zu irgend einer Zeit einmal, wohl ehe die Donaumündungen von Galatz an die Reichsgrenze bildeten, ist die kurze Landstrecke der Dobrugea von 6 Kilometern Breite von dem Flusslauf bei Cernawoda, dem alten Capidava, nach Tomi-Konstanza am Pontus durch

Wälle gesperrt worden, in der Richtung von Westen nach Osten, hinter den Karasuseen. Diese Befestigungslinie ist unter dem Namen der Trajansmauer bekannt. Von ihr giebt die im Jahre 1840 veröffentlichte Beschreibung nebst drei vorzüglichen Aufnahmen mit Profilen von dem preufsischen Ingenieuroffizier Herrn von Vincke eine ziemlich ausreichende Vorstellung. Weitere Mittheilungen über sie gab Schuchardt. Der Grenzwall bestand demnach hier aus drei befestigten Linien, einer steinernen Mauer und zwei Erdwällen; dahinter liegen in ungleichen Abständen Kastelle. Die südlichste Linie, die für die älteste gilt, ist ein Erdwall mit nach Süden, also gegen die Provinz, davorliegendem Graben. Von den beiden anderen ist die eine ein bis drei M. hoher Erdwall, die andere ein weniger hoher mit Steinen gefütterter Wall. Sie laufen oft dicht nebeneinander her, anderswo weit von einander entfernt, und kreuzen sich etwa in der Mitte, so dafs in der östlichen Hälfte der Erdwall, in der westlichen der Steinwall der nördlichere ist. Der Erdwall hat auf beiden Seiten Gräben, der Steinwall nur im Norden. Die Mauern von Konstanza sind durch einen besonderen Wall mit den Linien in Verbindung gesetzt. Wälle und Gräben sind in ihrem Lauf über Höhen und Tiefen weithin bis zur See kenntlich; auch von dem Kastell Capidava am Fluss lassen sich Umfang und Maafse noch erkennen. Die Anlage scheint eine gewisse Aehnlichkeit mit dem britannischen Wall Hadrians zu haben, doch fehlt es auch hier noch ganz an inschriftlichen Zeugnissen. Es wird die Aufgabe des aufblühenden rumänischen Staatswesens sein, hier weitere Aufklärungen zu schaffen.

Unterhalb Drobetae, d. i. Turnu-Severin am eisernen Thor der Donau, bei der scharfen Biegung des Flusses nach Westen, beginnt eine grofse Wallanlage, die ziemlich parallel der Donau durch Rumänien von Westen nach Osten zieht. Der Wall wird vom Volk Trojan genannt, da von dem Lokalgelehrten dort überall die Reste der Vorzeit mit Trajan in Verbindung gebracht werden, oder auch die Novaksfurche; ein Name, für den es bis jetzt keine Erklärung giebt. Ueber Craiowa (das ist Castra nova), Schoperlitza, wo ihn Schuchardt selbst sah, zur Aluta und über diese hinaus zieht sich der Wall bis nach Greci am Argeschflusse. Von da ab schwindet jede nachweisbare Spur. Allein dafs der Wall dort nicht im Leeren abbrach, sondern von da weiter nördlich von Bukarest über Plojesci und Buzeu zum Sereth bis nach Galatz lief und dort einen

festen Anschluss finden musste, ist eine naheliegende und allgemein angenommene Vermuthung. Denn am unteren Lauf des Sereth bei Serbesci beginnt wiederum ein Stück Wall, das in der Anlage völlig mit dem südlichen bessarabischen übereinstimmt. Es zieht sich in nordöstlicher Richtung bei Tulucesci an der Nordwestspitze des Brateschsees vorbei und endet 15 Kilometer nördlich von Galatz. Wenn dies Schlussstück eines dem Fluss parallel laufenden Limes römischen Ursprungs ist, woran nicht wohl gezweifelt werden kann, so wird man auch den Anfang bei Drobetae und mithin die ganze ursprünglich etwa 600 Kilometer lange Linie mit einiger Wahrscheinlichkeit für römisch halten dürfen. Schuchardt hält den Anfang, da er für den römischen Ursprung der ganzen Linie in der Geschichte der dakischen Provinz keine passende Veranlassung findet, für einen von dem Gothenkönig Athanarich im Jahre 376 gegen die Hunnen errichteten Verhau, von dem Ammianus Marcellinus berichtet. Schwerlich dürfte ein eiliger Bau der Art eine solche Ausdehnung gehabt und so erhebliche Spuren zurückgelassen haben. Unsere Kenntniss von den dakischen Feldzügen Domitians und Trajans ist ganz unvollständig und unsicher. Ich will nicht behaupten, dafs eine so grofse Wallanlage, deren Ausdehnung die des ganzen germanischen Limes noch überträfe, als ein unmittelbarer Vorläufer der Besetzung Dakiens durch Trajan angesehen werden könne; wie Domitians Wall in Deutschland mit seinem Chattenkrieg in Verbindung stand. Römische Strafsenzüge mögen diese Anlage später gekreuzt und über sie hinausgeführt haben. Dakien galt stets als eine weit vorgeschobene Provinz und wurde deshalb früher aufgegeben als die älteren. Die grofse rumänische Wallanlage, die zugleich das Hinterland in Schach hielt, würde mit Dakiens Lage nicht in nothwendigem Widerspruch stehen. Aber freilich, noch ist kein Spatenstich am rumänischen Wall gethan, kein Stein, keine Ziegelscherben, geschweige eine römische Inschrift daher bekannt geworden. Nur seine allgemeine Aehnlichkeit mit den grofsen römischen Anlagen des Westens springt in die Augen. Auch andere Völker, nach und neben den Römern, haben in jenen Gegenden wahrscheinlich, wie die Gallier und Germanen im Westen, Verhaue und Brustwehren, Gräben und Ringwälle zu ihrem Schutze gegen den Feind angelegt. Es bedarf noch viel genauerer Untersuchung, bis man hier das römische von dem nichtrömischen wird sicher unterscheiden können. Vielleicht

hat hier doch der volksmäfsige Name Trojan eine geschichtliche Erinnerung bewahrt, so leicht auch oft für volksmäfsig und alt gehalten wird, was neuerer Gelehrsamkeit seinen Ursprung verdankt.

In späterer Zeit haben, nach den Untersuchungen Karl Torma's in Budapest, an der nordwestlichen und an der südwestlichen Grenze der dakischen Provinz zwei verschiedene Walllinien bestanden. Die erste, nördliche Linie, von Tliho-Nyirsid bei Porolissum (Moigrad) nach Kis-Sebes nordwestlich von Napoca, Klausenburg. die in einer Inschrift des dritten Jahrhunderts (C. I. L. III 827) erwähnt wird, ist 65 Kilometer lang, und bildete also wohl die Grenze der Provinz zwischen den Flüssen Szamos und Körös. Der Wall ist an seinem Fundament 11,2 und 12 Meter breit, an seiner Krone 1,40 bis 2,30 Meter. Die innere Höhe beträgt zwischen 2,5 und 6 Meter, die äufsere wechselt je nach der Wichtigkeit des bedrohten Punktes zwischen 3,5 und 7 Meter. Der Wall besteht, wie in sehr summarischer Weise angegeben wird, theils aus Steinmassen, theils aus Pflasterwerk, theils aus blofsen Erdschanzen. Der davorliegende Graben ist vielfach nicht mehr oder war überhaupt nicht vorhanden. Längs des Walles sind dreiundzwanzig kleinere runde Kastelle beobachtet worden; siebzehn oder achtzehn werden als aufserdem noch vorhanden angenommen, sodafs erst auf 2000 Schritt je eines kam. Hinter dem Wall, 1,50 bis 7,75 Kilometer entfernt, in den nahen Thälern, liegen sieben gröfsere Kastelle, durch Strafsen mit dem Wall verbunden. Das bedeutendste unter ihnen ist das aus Inschriften ermittelte Resculum (bei Sebesváralja). Die römischen Strafsen führen durch den Wall hindurch in das Feindesland zu vorgeschobenen Kastellen und, falls ich den Bericht recht verstehe, zu einer zweiten noch wenig erforschten weiter nordöstlich liegenden Befestigungslinie im Biharer Comitat, zwischen den Flüssen Krászna und Körös. Sieben Stationen derselben, Krászna-Beltek, Kegye, Zalnok, Sziplak, Baromlak, Verzár und Püspöki am Körös sind ermittelt. Dies ist die beim Volke unter dem Namen „Teufelsmauer" (Czörsz-arka?) gehende Linie. Die runde Form der Kastelle deutet auf Ursprung in nachdiocletianischer Zeit.

Später hat Torma auch den südlichen Theil des dakischen Grenzwalles zwischen Maros und Donau an der südöstlichen Grenze der Provinz untersucht, welcher die Hauptstadt Sarmizegetusa (Várhely) schützte; doch sind mir genauere Aufnahmen davon noch nicht

bekannt geworden. Noch also vermögen wir nicht ganz den grofsen Zusammenhang der römischen Grenzlinie von Westen nach Osten, das vielleicht schon unter Nero und Vespasian erdachte, von Domitian begonnene und von Trajan und Hadrian vollendete Werk zu übersehen.

Pannoniens Grenze von Singidunum (Belgrad) bis hinauf über Carnuntum (Deutsch-Altenburg zwischen Wien und Presburg) hat stets nur die Donau gebildet mit zahlreichen Kastellen, von denen das letztgenannte, eines der gröfsten und durch die neuen Ausgrabungen der Wiener Alterthumsfreunde und Alterthumskenner am besten bekannten, wahrscheinlich schon unter Claudius angelegt und durch Vespasian erweitert worden ist. In einem jener Kastelle, dem von Matrica, südlich von Budapest, ist eine dem Kaiser Commodus im Jahre 185 gesetzte Inschrift gefunden worden, in der es heifst, er habe das ganze Ufer geschützt durch Burgen (*burgis*), die er von Grund auf durch seine Legaten habe errichten lassen, und durch Wachtmannschaften, die an geeigneten Stellen das heimliche Hinüberkommen von Wegelagerern zu verhindern hatten. Wachtposten mussten also hier neben den Kastellen an Stelle eines Grenzwalles die nur durch den Fluss gebildete Grenze schützen helfen. Auch Noricum und Raetien bis über Regensburg hinaus haben nur die Donau als natürliche Grenze gegen das Barbarenland; hier erst beginnt die natürliche Befestigungslinie.

Der raetische Limes

So unsicher auch unsere Kenntniss von jenen dakischen Wällen ist, nur erst seit wir von ihnen überhaupt etwas wissen reiht sich der raetisch-germanische Limes für unsere Anschauung in ein grofses System gleichartiger Befestigungswerke ein.

Die bayerische Strecke des raetischen Grenzwalles gehört zu den theilweis am frühesten bekannten der ganzen Anlage. Der bayerische Chronist Johannes Thurmayr von Abensberg, der sich lateinisch Aventinus nannte, hat schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts einige Andeutungen über den Wall gegeben. Zu Anfang des achtzehnten hat dann erst wieder Johannes Alexander Döderlein, der Rector des Lyceums von Weifsenburg, in zwei 1723 und 1731 in Nürnberg gedruckten Schriften einzelne Theile davon ziemlich eingehend beschrieben. Es folgen Redenbacher und der bayerische Staatsrath von Stichaner, dann Johann Andreas Buchner, Professor in Regensburg, der in den Jahren 1818 bis 1820 die

ganze Strecke von Kehlheim bis Lorch beging, und Dr. Anton Mayer, Pfarrer in Gelbelsen bei Kipfenberg. Er hat in sechzehn Jahren, 1821 bis 1838, wiederholt den ganzen bayerischen Grenzwall beschritten, an vielen Stellen Grabungen veranstaltet, und vieles mit ziemlicher Genauigkeit ermittelt. Als er am Ende seiner Wanderung angelangt ist, kniet er in tiefer Erregung im weichen Moos unter den rauschenden Baumwipfeln nieder, um Gott zu danken, dafs es ihm vergönnt gewesen sei, noch in vorgerücktem Alter das Ziel zu erreichen und eine genaue Beschreibung dieses schönen Denkmals römischer Baukunst zu geben. Allein über wichtige Fragen der Bauart wie des Zuges blieben noch erhebliche Zweifel, denen Cohausen in seinem Werke wiederholt Ausdruck gegeben hat. Seit Jahren lag die Aufgabe, hier an die Stelle des Zweifels und der Unsicherheit bestimmtes Wissen zu setzen, in den bewährten Händen des Herrn Friedrich Ohlenschlager in Speier. Nach einer Reihe von gröfsern uud kleinern Vorarbeiten hat er vor wenigen Jahren sein Werk „über die römische Grenzmark in Bayern“ (München 1887 4., mit 4 Kartentafeln) vorläufig abgeschlossen. Er beherrscht, was bei diesen Untersuchungen nothwendig ist, da jedes Jahr weiter den vorhandenen Bestand der Ueberreste verändert und vermindert, die gesammte handschriftliche und gedruckte Litteratur; eine Anzahl verschollener handschriftlicher Quellen hat er mit glücklichem Spürsinn zuerst wieder aufgefunden. In wiederholten Wanderungen hat er das ganze bayerische Landesgebiet durchschritten. Doch ist er weit entfernt, mit seiner bisherigen Arbeit die Untersuchung überhaupt für erledigt anzusehen; sein Zweck ist vielmehr, neben der Feststellung und Mittheilung des Erreichten und Erforschten zu zeigen, was noch zu thun ist. Seine Aufnahmen, in die Karten des neuesten topographischen Atlas von Bayern (Maafsstab 1:50000) eingetragen, sind die vorzüglichsten, welche bisher überhaupt von irgend einem Theile des römischen Limes in Deutschland gegeben worden sind; sie können sich dreist neben die bisher unerreichten englischen Aufnahmen des Hadrianswalles in England stellen.

Ich beginne mit den Kastellen zum Schutze der Donaugrenze östlich am Anfang des raetischen Limes. An der Grenze der Provinzen Noricum und Raetien liegen sich gegenüber, durch den dort in die Donau mündenden Inn getrennt, die norische Zollstation Boiodurum und die Altstadt von Passau, die raetischen Castra Batava. Eben-

falls unmittelbar an der Donau, 24 römische Meilen nordöstlich von Passau, folgt Künzing, das seinen Namen von dem dort gelegenen Kastell Quintanae, an dem Flüsschen gleichen Namens, führt, ungefähr so grofs, wie das römische Kastell von Wiesbaden. Weitere 30 römische Meilen westlich — denn „die Wischelburg", zehn römische Meilen vorher, scheint eher vorrömischen oder barbarischen Ursprungs — liegt Straubing, das alte Sorviodurum, im zweiten Jahrhundert Standquartier der ersten Cohorte der Canathener, erbaut oder erweitert von Mannschaften der zweiten Raetercohorte und der dritten italischen Legion. Endlich Regensburg, die Regina Castra, seit Marc-Aurel Standquartier der neu errichteten dritten italischen Legion, aus deren Lager die heutige Stadt hervorgegangen ist.

Südwestlich von Regensburg, am Einfluss der Alcimona (Altmühl) in die Donau bei Kelheim, beginnt der raetische Limes, dessen Zug wir jetzt erst vollständig und genau übersehen, Dank den Bemühungen Ohlenschlagers. Ueber Kipfenberg nördlich von Eichstädt, Weifsenburg, Gunzenhausen gelangt er in einer nach Norden vorspringenden Bogenlinie zur württembergischen Grenze bei Mönchsworth, etwas südlich von Dinkelsbühl. Das württembergische Stück ist zwar im Allgemeinen so bekannt wie das bayerische, aber eine der Ohlenschlagerischen ebenbürtige kartographische Aufnahme fehlt noch. Nördlich von Bopfingen, Aalen, Mügglingen gelangt der Limes über Pfahlbronn an einen Punkt zwischen Lorch im Remsthal und Welzheim, von dem an er seine Richtung, wie wir sehen werden, wechselt.

Der raetische Grenzwall läuft nicht in schnurgerader Richtung, wie der überrheinische in Württemberg, sondern benutzt überall, wo es angeht, die oft stundenlang ausgedehnten natürlichen Hochflächen der dortigen Gebirgsbildung, nur unterbrochen durch eine nicht sehr grofse Zahl meist tief eingeschnittener Thäler. Diese werden senkrecht durchquert, um die unvermeidliche, aber störende Lücke möglichst zu verkleinern. Wasserläufe von gleicher Richtung mit dem Grenzwall werden vor ihm gelassen; beherrschende, weithin sichtbare Höhen in das römische Gebiet hereingezogen. Die Grenze war mithin auf einem grofsen Theil dieser Strecke von Anfang an eine natürliche, die man geschickt benutzte. Wo die natürliche Grenze ihrer längeren Ausdehnung wegen verlassen wird, bietet sie doch in leicht erreichbarer Entfernung von dem Wall eine erhebliche Verstärkung. Dasselbe ist an Hadrians brittischem Wall zu beobachten. Nicht umsonst

führt dieser Theil des Grenzwalles den alten Namen der Teufelsmauer. Auf gemauertem Unterbau von ungefähr 1,30 m Breite erhob sich aus den verschiedenen Gesteinen der nächsten Umgebungen theils ohne Mörtel geschichtet, theils regelrecht gemauert, je nachdem zu verschiedener Zeit nachlässiger oder sorgfältiger gearbeitet werden konnte, eine etwa 1 m breite Mauer, deren Höhe sich zu höchstens 2,50 m annehmen lässt. Unmittelbar mit der Mauer verbunden waren in ziemlich gleichen, durch die Verschiedenheit des Geländes bedingten Abständen ummauerte Lagerstellen (wie die Hammerschmiede bei Dambach) und zahlreiche quadratische Wachtthürme vorhanden, überall an Hochpunkten gelegen; zuweilen, wenigstens auf dem württembergischen Theil, stützen Strebepfeiler die Mauer auf der südlichen Seite. Auch Thore zum Einlass der Grenzbevölkerung fehlen in der Mauer nicht. Beim Abstecken der Linie scheinen den römischen Feldmessern Ausblicke auf entferntere Höhen, wie z. B. auf den Hohenstaufen, behülflich gewesen zu sein.

Vor dem Wall nach Norden hin, etwa zwanzig Schritt entfernt, läuft überall ein Graben, aufser wo ihn der stete Abfall des Geländes überflüssig machte. Er war durchschnittlich einst wohl 3 m breit und von ungleicher Tiefe; an vielen Stellen in den Wäldern und Schluchten, welche bisher erfolgreich der Bodenkultur getrotzt haben, ist er noch deutlich; oft freilich gänzlich verschwunden. Auf der Höhe des Walles, wir wissen nicht, ob vor oder auf der Mauer, zog sich einst, längst freilich spurlos verschwunden, die Pallisadenreihe hin, welche dem ganzen Werk seinen zuerst im vierten Jahrhundert vorkommenden deutschen Namen gegeben hat: *palae* die Pfähle. Das älteste Zeugniss dafür findet sich bei Ammianus Marcellinus (XVIII, 2, 15), der in der Erzählung von Julians Alamannenkrieg vom Jahr 359 von einer Gegend an der Grenze zwischen Alamannen und Burgundiern spricht, *cui capellatii vel palus nomen est.* Dafs damit ein Theil des Decumatenlandes gemeint sei, ist sicher. *Capellatium* bedeutet wahrscheinlich, wie im heutigen italienisch *capellaccio*, Mauersteine. Also ist damit wohl die Verbindung von Mauerbau und Pallisadenreihe angedeutet. Pfähle gehören schon nach den Vorschriften der griechischen Befestigungstechniker zu den notwendigen Bestandtheilen von Erdwerken mit Wall und Graben. Stets ist das römische Lager mit Pfahlwerk befestigt worden; der Schanzpfahl ist seit alter Zeit ein so wichtiges Ausrüstungsstück des römischen

Legionars wie seine Waffen. Es erscheint undenkbar, dafs eine so grofse römische Befestigungsanlage überhaupt des Pfahlwerks gänzlich entbehrt haben sollte. Tritt zu diesen Erwägungen nun noch das Zeugniss des Ammianus und die in der Ueberlieferung erhaltene Bezeichnung hinzu, so sollte jeder Zweifel ausgeschlossen sein. Denn in den verschiedenen Gegenden kommen abwechselnd für den Wall vor die Namen Pfahlrain, Pfahlgraben, Pfahldamm und ähnliche. Daher ferner die Namen zahlreicher Ortschaften längs desselben, wie Pfahlbach, Pfahlbronn, Pfahldorf, Pfahlholz, Pfahlwiesen und ähnliche. Die deutschen Anwohner des Grenzwalls müssen also die Pfähle als eine bezeichnende Eigenthümlichkeit der ganzen Anlage gekannt und als solche hervorgehoben haben.

Der Anfangspunkt des Limes am linken Donauufer beim Einfluss der Altmühl oberhalb Kelheim, eine halbe Stunde von dem auf dem linken Ufer liegenden Hienheim und gegenüber von Staubing auf dem rechten, ist genau ermittelt. Vier Kilometer südlich davon, am rechten Ufer, liegt das den Anfang schützende Kastell Eining am Abensfluſs, des Chronisten Aventinus Heimat, der sich danach den lateinischen Namen gab. Aber der alte Name, wie ihn für dieses und einige der folgenden Kastelle das römische Staatshandbuch des fünften Jahrhunderts erhalten hat, war vielmehr Abusina, wie auch der Fluss hiefs; Thurmair hätte sich richtiger Abusinensis nennen können. Das Kastell, von 150 zu 120 m, ist schon zum Theil ausgegraben. Die Ziegelstempel bezeichnen als Erbauer Mannschaften der dritten italischen Legion von Regensburg, der ersten Canathenercohorte, wie in Straubing, und der dritten brittischen Cohorte, deren Tribun die *Notitia dignitatum* nach Abusina setzt. Zwischen Abusina und dem Limes lagen zwei jetzt nicht mehr sichtbare kleinere Befestigungen. Dann folgt, in einer Linie, die 2,5 bis 11 Kilometer vom Limes sich entfernt, eine Reihe von Kastellen, untereinander und mit der Grenze durch Strafsen verbunden, an welchen Ohlenschlager auch noch kleinere Lagerstellen beobachtet hat: Irnsing, Pföring mit seiner Biburg (Celeusum), Kösching, Pfünz (Vettonianae), Weifsenburg (Biricianae?) bei Ellingen, wo ein Militärdiplom des Trajan gefunden wurde und die Frauen noch bis zum Jahr 1771 zu einem römischen Götterbild wie zu einer Iuno Lucina wallfahrteten, ferner Theilenhofen bei Gunzenhausen (Iciniacum?), Gnotzheim, Weiltingen; diese alle in Bayern. In Württemberg sind Bopfingen (Opia), Buch

bei Ellwangen, Aalen (Aquileia), Unterböbingen, Schirenhof und Lorch theilweis bereits als Kastelle ermittelt. Lorch (Lauriacum, wie das gleichnamige Kastell an der Donau und das rheinische an der Wispermündung), durch seine Benedictinerabtei berühmt, ist längst als römisches Kastell bekannt. Aufserdem zieht sich weiter südlich, zwischen der raetischen Grenzlinie und der Donau eine vielleicht ältere Linie von Kastellen, der nördlichen ziemlich parallel, von Osten nach Westen: Gaimersheim, Nassenfels, durch ziemlich zahlreiche Inschriften hervorragend, Faimingen, Heidenheim gehören dazu. Ferner gehören dahin die römischen Kastelle von Manching, Neuburg und Günzburg. Aber auch weiter hinauf, bei Mengen, Möfskirch, Tuttlingen fehlt es nicht an Spuren römischer Städte oder ländlicher Niederlassungen. Die Donau, noch weiter südlich und westlich der Rhein bildeten hier einst die Linie, von der aus die römische Eroberung nach Norden vordrang. Der württembergische Theil der Grenzlinie und ihre Kastelle sowie die übrigen römischen Orte zwischen Donau und Bodensee harren noch genauerer Untersuchung und Feststellung.

Des raetischen Limes erwähnt zuerst Tacitus in der Germania, wo er den friedlichen Verkehr der an ihm wohnenden Hermunduren mit den Römern zur Zeit der flavischen Kaiser schildert. Im Gegensatz zu der überall sonst an den Grenzen festgehaltenen strengen Absperrung, die dem Fremdling nur unter militärischer Begleitung den Eintritt in das römische Gebiet gestattete und von jeder Einfuhr einen Zoll erhob, durften jene friedlichen Leute ungehindert ein- und ausgehen und ihre Waaren bis nach Augsburg auf den Markt bringen. Ein Jahrhundert lang etwa genügte der Schrecken, der den römischen Waffen voranging, die Grenze zu schützen. Ueberall, wo die Grenze über die grofsen Ströme hinaus vorgeschoben wurde, ist zunächst wohl eine Grenzlinie abgesteckt und, wo die Natur des Geländes es erforderte, durch Wall und Graben bezeichnet worden. Das reichte unter friedlichen Verhältnissen, wie an der raetischen Grenze, lange Zeit für den Grenzverkehr und die Zollerhebung aus. Aber als vom zweiten Jahrhundert an die ersten Flutwellen der grofsen Wanderzüge unter den Völkern des Nordens gegen die nördlichen Grenzen des Reiches anschlugen, um sich von da an in immer stärkerem Anprall zu wiederholen, genügte die blofse Grenzlinie nicht mehr; sie wurde zu einer Grenzwehr ausgebaut. Das scheint in Raetien

erst vom zweiten Jahrhundert an, vielleicht schon unter Hadrian geschehen zu sein; sicher erfolgte es unter den Kaisern Pius und Marcus, deren Kriege mit den Markomannen um jene Zeit beginnen. Damals wurden auch die grofsen Donaukastelle, wie Regensburg, verstärkt und ausgebaut. In diese Zeit lässt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit, nach den bisherigen Funden und Beobachtungen, der Bau der Teufelsmauer setzen. An ihr und an den daran und dahinter liegenden Thürmen und Kastellen haben die folgenden Jahrhunderte bis zum Ende der römischen Herrschaft in jenen Gegenden einen festen, erst nach und nach geringer werdenden Schutz gefunden. Die Mauer allein wäre dafür nicht ausreichend gewesen; aber mit den dahinter liegenden Kastellen und ihren im Fall der Noth aus aller waffenfähigen Mannschaft der Grenzbezirke verstärkten Besatzungen bildete sie eine sehr ausreichende Befestigungslinie. So ist der raetische Limes vielleicht als das letzte, aber als ein gleichartiges Glied den grofsen Grenzbefestigungen von der Donau bis zum Rhein eingefügt worden.

II.

Die Grenze von der Donau bis zum Main.

Die württembergische Strecke des Grenzwalles gehört in einigen ihrer Theile zu den am frühesten bekannten. Auf Christian Ernst Hansselmanns umständlichen Bericht (1768 und 1773) ist schon hingewiesen worden. Ihm folgten Julius Leichtlen (1818 und 1825), ein sorgfältiger Forscher, und Friedrich von Stälin (1841), der treffliche württembergische Geschichtschreiber. Seit den sechziger Jahren ist Eduard von Paulus, der schon früher den Alterthümern des Landes als Forstmann und Topograph Aufmerksamkeit geschenkt hatte — eine Frucht dieser Studien ist seine archäologische Karte von Württemberg mit erklärendem Text —, der Erforschung des württembergischen Limes näher getreten und hat diese Aufgabe auf seinen Sohn und Wandergenossen den jüngeren Paulus vererbt. Gelegentliche Arbeiten anderer Gelehrten, wie Otto Kellers Abhandlung über Oehringen, haben nicht wenig dazu beigetragen, klarere Anschauungen von der römischen Kultur dieser Landstriche zu verbreiten. Seit dem Jahr 1876 hat die württembergische Regierung durch eine Kommission von Topographen, Statistikern und Antiquaren (Professor E. Herzog in Tübingen leitet den antiquarischen Theil

der Arbeit) eine vollständige Aufnahme der Limeslinie in Angriff genommen. Das Ergebniss der Vermessung ist im Jahr 1880 mitgetheilt (in den Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte) und auf eine Karte (Maafsstab: 1 : 200000) eingetragen worden. Die Begehung der ganzen Strecke erwies sich auch in landwirthschaftlicher Beziehung als äufserst lohnend; sie gab ein grofsartiges Gesammtbild von der ganzen Anlage. Seitdem sind neben Paulus eine Reihe von jüngeren württembergischen Forschern wie Buck, Drück, Gufsmann thätig, unter denen ich Konrad Miller hervorhebe.

Der militärischen Besetzung des Decumatenlandes durch die Römer hat ein gelehrter Offizier, der jüngstverstorbene württembergische General E. von Kallee, als Mitarbeiter Herzogs durch eine Reihe von topographischen Aufsätzen bekannt, eindringende Untersuchungen zugewendet. Er hat eine Reihe von römischen Kastellen südlich der Rems und am oberen Neckarlauf zuerst genau bestimmt. Nur eines ist noch nicht genau ermittelt: der Punkt, an welchem der raetische Limes mit dem obergermanischen zusammentraf. Die Ansichten der betheiligten Forscher gehn darüber noch ziemlich weit auseinander.

Wo die Donaugrenze aufhört und der Rhein seinen Lauf nach Norden richtet, ändert sich die Front der Grenze. Bis dahin nördlich, also von West nach Ost gezogen, wird sie nun eine östliche, von Süd nach Nord gerichtete. Hier musste die bis dahin mehr oder weniger natürliche Begrenzung zuerst durch eine durchaus künstliche Grenzlinie ersetzt werden. Zwischen den Kastellen Haaghof bei Pfahlbronn, unweit Lorch im Remsthal, und Welzheim, dem ersten der an der östlichen Grenzfront liegenden, hat sich der Richtungswechsel bereits vollzogen. Es fragt sich, ob die südnördliche Linie nicht schon südlich von Remsthal, gegen den Hohenstaufen hin, begann. Die Ansicht der württembergischen Forscher hat sich von jeher dieser Annahme zugeneigt. Herr von Cohausen bestreitet sie; und der topographische Nachweis ist allerdings bis jetzt noch nicht geführt worden. Es wäre nicht unmöglich, dass der raetische Limes von dem Kastell Hesselberg aus ursprünglich, wenn auch nur als Linie, durch die Kastelle Sixenhof, Gmünd, Staufen, Köngen bezeichnet war. Von Köngen am Neckar könnte dann eine engere ältere Grenzlinie über Neckarelz nach Wörth am Main geführt

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY CALIFORNIA

worden sein. Doch dies sind vor der Hand nur Vermuthungen. Unentschieden ist ferner noch, ob das letzte Stück des raetischen Limes auf der Hochebene zwischen Rems und Lein bis zum Haaghof lief, wie Herzog annahm. oder in das Remsthal nach Lorch hinabstieg. wie Paulus und mit ihm Cohausen glauben. Herzog nahm an, das Stück vom Brackwanger Hof bis Pfahlbronn sei nicht Grenzmauer, sondern römische Heerstrafse gewesen. die nördlich vor dem Limes lief. Paulus lässt den Grenzwall von beiden Seiten, im Norden und Süden, von Kastellen begleitet sein, gleichsam wie einen Rückenmarkstrang der Befestigungslinie. Beide Annahmen werden schwerlich vor der Bodenuntersuchung Stand halten. Dafs diese hier noch fehlt, ist die einzige erhebliche Lücke in der Kenntniss des ganzen deutschen Grenzwalls. Die Frage hängt eng zusammen mit der Festsetzung der Grenze zwischen Raetien und Obergermanien, welche grade von hier ab zur Donau und zum Bodensee lief, aber noch nicht genauer ermittelt ist.

Sicher aber ist, dafs vom Haaghof ab der Grenzwall in fast schnurgerader Richtung (was oft als unmöglich bezweifelt worden ist) von Süden nach Norden, mit geringer Abweichung nach Nordwest, quer durch Württemberg läuft, nördlich von Jagsthausen auf badisches Gebiet tritt, den Odenwald in der Richtung von Osterburken auf Walldürn schneidet und endlich in mehrmals wechselnder Richtung auf bayerischem Gebiet bei Miltenberg den Main erreicht.

Die Anlage dieses Stückes des Grenzwalls ist genau bekannt. Er ist ein Erdwall, keine Mauer, wie in Bayern. Davor liegt ein Graben und dahinter in Abständen von 12 bis 14 Kilometern Kastelle; dazwischen auch hier Wachtthürme und kleinere Lagerplätze. Die Linie von Wall und Graben, hier und da sogar noch die breite Waldeslichtung vor dem Pfahlwerke, die einst überall vorhanden gewesen sein muss, ist in ihrer Lage und Richtung fast überall kenntlich und meist in einer Breite bis zu 20 m festgestellt.

Es steht fest, dafs das germanische Grenzland, welches durch die überrheinische Grenzlinie gegen den Osten abgegrenzt wird, von Vespasian dem Reiche zugefügt worden ist. Wir haben dafür das klassische Zeugniss des Tacitus, welches uns zugleich die amtliche römische Bezeichnung dieses anfänglich nicht der Provinz Gallien einverleibten, aber doch unter römischer Hoheit stehenden Landstriches erhalten hat. Er sagt in der Germania (Cap. 29), zu den

Völkern Germaniens wolle er, obwohl sie jenseits des Rheins und der Donau wohnten, die nicht rechnen, welche die Zehentäcker bebauten; wer von den Galliern den leichtesten Muth und jene Kühnheit besessen habe, welche die Armut verleiht, der habe sich Besitz in dem zweifelhaften Gebiet angeeignet. Nachher erst sei der Grenzwall gezogen und Besatzungen dorthin vorgeschoben worden, sodafs sie als ein Winkel des Reichs und ein Theil der Provinz angesehen würden. Zehentäcker, *agri decumates* oder *decumani*, denn beides ist gleichbedeutend, nannte man also das Gebiet, wohl weil die Bewohner zwar den Zehnten vom Bodenertrag der römischen Steuerverwaltung in Gallien zahlten, aber zu den übrigen Lasten der Provinz noch nicht herangezogen wurden, und noch keine Besatzung das Land zur römischen Provinz gemacht hatte. Das geschah erst später, und zwar kurz bevor Tacitus schrieb. Im Verein mit inschriftlichen Zeugnissen, welche beweisen, dafs die erste Anlage der römischen Strafsen in diesem Gebiet durch Vespasian geschehen ist, darf man also die Einverleibung des Decumatenlandes mit gröfster Wahrscheinlichkeit den flavischen Kaisern zuschreiben, Durch sie sind dazu an der natürlichen Grenze jenseit des Rheines nach Osten hin, an der Neckarlinie, die ersten festen Lagerplätze für römische Truppen angelegt worden.

Damals wird man sich, wie gleichzeitig oder wenig später in Raetien, mit der Absteckung der Grenze und ihrer Befestigung durch Wall und Graben zunächst begnügt haben. Die Verstärkung des Werks durch die Anlage fester Kastelle dahinter mag schon unter Trajan oder Hadrian begonnen worden sein. Die Kastelle der württembergischen Linie sind von Haaghof nordwärts Welzheim, Murrhardt, Mainhardt, Oehringen, Jagsthausen, Osterburken. Schon ist mit ihrer Aufgrabung ein Anfang gemacht worden. In Murrhardt ist der Umfang des Kastelles (185 zu 150 m) ermittelt und Inschriften des Kaisers Severus Alexander und der Julia Domna gefunden worden, gesetzt von der 24. Cohorte der Freiwilligen. Oehringen ist schon länger bekannt; als sein alter Name oder als der des damit verbundenen Fleckens ist jüngst vicus Aurelianus ermittelt worden. Es war im dritten Jahrhundert Standquartier eines *numerus Aurelianensis*. Seine inschriftlichen Denkmäler reichen bis in die Zeit Marc Aurels hinauf. In Jagsthausen, Goetzens Burg, die auf klassischem Boden liegt, noch jetzt Sitz der Herren von Ber-

lichingen. ist ebenfalls die Lage des Kastells ermittelt. Das letzte Stück dieser Limesstrecke, von dem Kastell Osterburken und dem Wachtthurm im Hettinger Walde südlich von Walldürn an, mit den Kastellen Alteburg bei Walldürn, der Hasselburg bei Reinhardsachsen, endlich der Alteburg am Main unterhalb Miltenberg, und dazwischen die Grundmauern von einundzwanzig in Abständen von 900 bis 1000 Schritten liegenden Wachtthürmen hat nach älteren Versuchen verschiedener Gelehrter Wilhelm Conrady in Miltenberg, einer der sorgfältigsten Erforscher unserer heimischen Alterthümer, ermittelt. Walldürn führt seinen Namen übrigens nicht vom Wall, sondern, wie Wallhausen und Grofswallstadt, entweder, wie man annimmt, von den Welschen, den Fremden, oder von Wallfahrten. Von Walldürn an hört die gerade Richtung des Grenzwalls auf. Bis Miltenberg mussten die römischen Feldmesser, dem Gelände folgend, wiederum wie in Raetien mehrere Winkelschläge eintreten lassen. Auch hier wird die Aufgrabung der einzelnen Kastelle, die noch kaum ernstlich in Angriff genommen worden ist, für ihre Anlage und ihren Ausbau wahrscheinlich die gleichen Ergebnisse liefern, wie die der württembergischen Kastelle. Miltenberg, W. Conrady's Wohnsitz, war nach inschriftlichen Zeugnissen im zweiten und dritten Jahrhundert Lagerort einer Abtheilung von Vortruppen, welche den Namen *exploratores Seiopenses* führten. Seiopa oder Seiopum scheint daher Miltenbergs alteinheimischer Name gewesen zu sein. Wie sehr seine Lage gerade für eine Abtheilung militärischer Kundschafter sich eignet, bedarf keiner Ausführung. Eine Anzahl Soldateninschriften, die dort gefunden wurden und von L. von Urlichs in Würzburg gelehrt erklärt worden sind, bestätigen seine militärische Bedeutung. Zu den hier gemachten Funden hat der Bau der Eisenbahn Miltenberg-Aschaffenburg den ersten Anstofs gegeben.

Die Neckarlinie

Ehe ich mich zu der von hier ab dem Main folgenden Grenzlinie wende, ist noch einer anderen Vertheidigungslinie des Decumatenlandes zu gedenken. Von Vindonissa, Windisch in der Schweiz etwa in der Mitte zwischen Zürich und Basel, einem der alten Lagerorte der gallischen Legionen, führte eine Strafse über den Rhein und nordwärts, die Donau unweit Donaueschingen überschreitend, nach Rottweil am oberen Neckar. Dort hatte Vespasian bei der Besetzung des Decumatenlandes einen oder mehrere Altäre für die göttliche Verehrung seines Hauses gestiftet, so wie Augustus und

Drusus einst in den Provinzialhauptstädten Altäre der Göttin Roma und des julischen Hauses errichtet hatten. Das Kastell von Rottweil, das den Namen der „flavischen Altäre“ führte, ist nebst einer Reihe anderer in jenem Gebiete liegender römischer Kastelle von den einheimischen Gelehrten, dem General von Kallee nnd Professor K. Miller durch Untersuchung und Grabung festgestellt worden. Von dort zieht sich, dem Laufe des Neckar folgend, der ja an sich eine Parallele zum Lauf des Rheines bildet, ähnlich wie hinter dem raetischen Grenzwall, eine Kette von Kastellen nordwärts, welche als eine Staffel und zugleich als eine Rückendeckung der Linie Lorch-Miltenberg anzusehen ist. Das also sind die Besatzungen, welche nach dem Zeugniss des Tacitus in das Barbarenland vorgeschoben worden waren. Auf Rottweil folgen, sämmtlich am linken Neckarufer, wobei ich kleinere Kastelle übergehe, Rottenburg, im Alterthum Sumelocennae (in der Sülchenkapelle daselbst ist ein Rest des alten Namens erhalten), der Sitz der Steuerverwaltung in dem neu erworbenen Zehentland, Köngen, die Altenburg bei Cannstadt (Clarenna), Benningen (der vicus Murrensis mit römischer Neckarbrücke), Walheim, Böckingen-Heilbronn, Neckarmühlbach bei Gundelsheim. Nördlich davon wendet sich der Neckar nach Westen dem Rhein zu.

Wo die natürliche Flussgrenze aufhört, beginnt eine Linie von Kastellen und Thürmen, nicht durch Wall und Graben verbunden, welche über die Höhe des Odenwaldes dem Main zustrebt, den sie bei Wörth erreicht. Man nennt sie die Neckarmümlinglinie, von einem der kleinen Flüsse, deren Thäler die Linie schneidet: die Modau, die Mümling, die Gersprenz. Ihre ersten Kastelle sind „Bürg“ bei Neckarburken und „die Burgmauer“ bei Oberscheidenthal; es folgen die nicht grofsen, aber offenbar nach gleichmäfsigem Plane angelegten Kastelle Schlossau, Hesselbach, Würzberg, Eulbach, Hainhaus, Lützelbach und zuletzt Wörth am Main; nur wenige aber von ihnen sind genauer bekannt. Sie liegen alle auf weithin herrschenden Höhenpunkten an den Hauptübergängen aus dem Main- in das Mümlingthal. Im Park der Grafen zu Erbach-Erbach in Eulbach sind allerlei Ueberreste dieser Kastelle gesammelt. Nach den älteren nicht ausreichenden Nachrichten über sie, die dem geehrten badischen Staatsrath J. F. Knapp und Friedrich Creuzer, dem Heidelberger Philologen, verdankt werden, war schon vor Jahren

eine Aufnahme derselben auf Veranlassung der badischen und hessischen Regierung in Aussicht genommen worden. Da von dem Fortgang dieser Arbeit nichts verlautete, hat in den letzten Jahren ein einsichtiger Liebhaber dieser Studien, Friedrich Kofler in Darmstadt, die Linie und ihre Kastelle auf eigene Hand sorgfältig begangen und soweit möglich festgestellt. Die Linie folgt der Hauptsache nach der „hohen Strafse“ im Odenwald; zwischen den Kastellen liegen auf zur Beobachtung nach vor- und rückwärts geeigneten Punkten Wachtthürme. Aber Wall und Graben fehlen durchaus; sie würden auf solcher Höhe zwecklos gewesen sein. Nur ein Verbindungsweg, keine Heerstrafse, läuft zwischen den Kastellen. Es liegt nahe, in diesen Kastellen am Neckar und im Odenwald eine ältere überrheinische Grenzlinie des Zehentlandes zu erkennen, eine Stafel wiederum und zugleich eine Rückendeckung der Linie Lorch-Miltenberg. Die Kastelle beider Linien stehen in enger Verbindung miteinander und hatten gleichzeitig Besatzungen derselben Truppenkörper. Vielleicht also wurden diese Kastelle und Wachtthürme zuerst schon zu Ende des ersten Jahrhunderts angelegt. Die ältesten inschriftlichen Zeugnisse, die sich bis jetzt in ihnen gefunden haben z. B. in Hesselbach und in Eulbach), sind aus der Zeit des Pius, also den raetischen und denen der Linie Lorch-Miltenberg gleichzeitig. Damals wird also auch ihnen Ausbau und Verstärkung zu Theil geworden sein. Nicht blofs gegen den Feind aufserhalb der Grenzen sollten Grenzlinien und Grenzwälle schützen; auch in dem eroberten Lande selbst gab es eine zahlreiche einheimische Bevölkerung, die scharf überwacht werden musste. Griechische Befestigungskunst hat in den asiatischen Reichen der Nachfolger Alexanders schon dergleichen Kastelle und Wachtposten im eroberten Lande angelegt: auf die pergamenischen Kastelle ist oben (S. 72) bereits hingewiesen worden, Auch das grichische Wort für Thurm, πύργος, ist als *burgus* in den römischen Gebrauch übergegangen. Einige der obergermanischen Kastelle, wie die pannonischen (oben S. 82), werden auf Inschriften *burgi* genannt. Daher finden sich hier, wie an der Taunuslinie, viele mit Burg gebildete Namen für die Limeskastelle; Alteburg ist einer der häufigsten.

Die Mainlinie

Von Miltenberg bis Hanau fliefst der Main fast genau von Süden nach Norden parallel dem Rhein und bildet die natürliche Fortsetzung der beiden künstlichen Grenzlinien Lorch-Miltenberg und Rott-

weil-Wörth. Ungenaue Kenntniss der Oertlichkeiten und ihrer Ueberreste, phantastische Ueberschätzung der römischen Herrschaft und ihrer Ausdehnung nach Osten haben ältere Lokalgelehrte, wie den Baumeister Karl Arnd, der ein nicht sorgfältig beobachtender Enthusiast war, und den ganz unkritischen J. W. Chr. Steiner in Seligenstadt zu der an sich nicht unmöglichen Vermuthung gebracht, der überrheinische Grenzwall habe sich jenseits des Maines, bei Freudenberg, wie sie meinten, über den Spesshardt hin fortgesetzt, bei Gelnhausen etwa die Kinzig überschritten und am westlichen Abhang des Vogelsbergs entlang ziehend Laubach als nördlichsten Punkt berührt und von da erst sich westlich wendend den Taunus erreicht. Sie folgten darin einem Irrthum Gibbons, des Historikers, der eine Nachricht über den Kaiser Probus damit in Verbindung brachte. Diese beträchtliche Erweiterung der römischen Macht in Deutschland hat sich, wie Albert Duncker und Friedrich Kofler zeigten, als ein Truggebilde erwiesen. Vor wenigen Jahren hat H. Haupt in Giessen durch eine Begehung der ganzen Strecke den Nachweis geführt, dafs was Arnd für römische Wälle und Gräben ansah, sehr junge Anlagen verschiedener Art sind. Kein behauener Stein römischen Ursprungs, kein Legions- oder Cohortenziegel, keine römischen Thonscherben, geschweige denn irgend ein gröfseres inschriftliches Zeugniss hat sich in diesem ganzen Gebiete gefunden. Wir dürfen mit Sicherheit annehmen, dafs es niemals zum römischen Provinzialland gehört hat.

Zwischen Miltenberg und Grofskrotzenburg, welches oberhalb der Kinzigmündung am rechten Mainufer gelegen ist, hat vielmehr stets der Main allein die eigentliche Grenze des römischen Gebietes gebildet. Aber parallel zu ihm lief wenigstens bis Wörth etwas weiter westlich die Mümlinglinie, wie wir sahen, und ausserdem war sein linkes Ufer, genau wie das des Neckars, durch eine Reihe von in mäfsigen Abständen liegenden Kastellen geschützt. Zwischen Miltenberg und Wörth liegt ein kleines Kastell bei Trennfurt. Dann folgen den Main abwärts Wörth, etwa eben so grofs, das den Abschluss die Mümlinglinie bildet, Obernburg, bedeutend gröfser wie die beiden genannten, an Umfang der nachher zu nennenden Saalburg nahe stehend, und die wenig kleineren Niedernberg, Stockstadt, Seligenstadt und Heinstadt gegenüber von Grofskrotzenburg. Aus Stockstadt sind Inschriftsteine nach Aschaffen-

burg gekommen und haben eine Zeit lang zu der falschen Annahme geführt, dafs auch Aschaffenburg, das Ascapha der alten Geographen, ein römisches Kastell gewesen sei. Doch hat sich bis dahin nie der Römer Macht erstreckt. Die Kastelle am Main sind, Dank den Bemühungen Wilhelm Conrady's, Karl Christs und Friedrich Koflers zum Theil schon genauer bekannt; auch ist wiederum zwischen ihnen eine Reihe von Wachtthürmen festgestellt worden. Wahrscheinlich bildete der Main auch noch ein Stück weiter bis Hanau, in frühester Zeit vielleicht sogar in seinem nun von Osten nach Westen gerichteten Lauf bis Mainz die Grenze des römischen Reiches. Aber dies bedarf noch der näheren Untersuchung. Die Kastelle am linken Mainufer sind nicht ohne Verbindung über den Fluss hinüber geblieben. Bei Seligenstadt schon scheint eine römische Brücke über den Main geführt zu haben. Bei Grofskrotzenburg ist eine solche sicher nachgewiesen; auch bei Hanau und vielleicht bei Höchst sind Reste von römischen Brücken bemerkt worden. Ueber die Zeit dieser verschiedenen Brückenanlagen lässt sich noch nicht mit Sicherheit urtheilen. Die von Grofskrotzenburg gehört wohl der Zeit an, in welcher, wie sich sogleich zeigen wird, der Grenzwall jenseit des Maines angelegt worden ist. Die Hanauer und Höchster Brücke fallen dann innerhalb des Provinzialgebietes und werden mit Wahrscheinlichkeit in die Zeit der am meisten entwickelten römischen Kultur jener Gegenden, von zweiten Jahrhundert abwärts, gesetzt werden können. Doch könnte von Hanau aus ein älterer Grenzwall über Friedberg nach Butzbach geführt worden sein; davon wird nachher zu reden sein.

So endet der zweite Hauptabschnitt der nordöstlichen römischen Reichsgrenze, der oberrheinische Grenzwall zwischen Donau und Main.

III.

Die Grenze vom Main bis zum Rhein.

Mainz ist nach Augsburg die erste deutsche Stadt, deren römische Denkmäler schon zu Anfang des sechzehnteu Jahrhunderts gelehrte Behandlung erfahren haben. Von Mainz und Wiesbaden aus sind zuerst auch die Spuren des römischen Grenzwalles beobachtet worden. Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts hat Johann Justus

Winckelmann in seiner Beschreibung der Fürstenthümer Hessen und Hersfeld (1697) den Grenzwall in der Wetterau von Arnsburg bis Pohl beschrieben. Philipp Dieffenbach in Friedberg hat dann, nach allerlei älteren Vorarbeiten, seiner Heimatstadt Alterthümer (1829) und die Urgeschichte der Wetterau (1845) zum Augangspunkt darauf gerichteter Nachforschungen gemacht. Allein die genaue Erforschung des Grenzwalles in allen seinen Theilen — für die rheinischen hat schon vor Cohausen der verstorbene Oberstlieutenant Friedrich Wilhelm Schmidt den sicheren Grund gelegt — wird erst der jüngsten Vergangenheit verdankt.

Auf die Anlage dieses Theils der Grenzlinie bezieht sich die älteste bestimmte, wenn auch nur kurze Nachricht über den germanischen Grenzwall aus dem Alterthum, die wir besitzen. Sie findet sich in den Schriften des Frontinus, eines hochgestellten Offiziers der Kaiser Domitian und Trajan; an Domitians Feldzügen gegen die Chatten hat er selbst Theil genommen. Er berichtet von Domitian, dass dieser Kaiser zuerst der schwierigen und unsicheren Kriegführung gegen unsere germanischen Vorfahren eine völlig neue Grundlage gegeben habe. Sie pflegten bekanntlich überall aus ihren Thälern und Wäldern zum Angriff plötzlich vorzubrechen und zogen sich dann ebenso schnell wieder in ihre Schlupfwinkel zurück, ehe sie verfolgt werden konnten. Dem zu begegnen habe der Kaiser auf eine Entfernung vom 120 römischen (oder etwa 25—30 geographischen) Meilen — leider sagt Frontinus nicht von wo bis wo — Grenzwälle *(limites)* gezogen, die Schlupfwinkel der Feinde bloſsgelegt — nämlich durch Lichtung der Wälder vor dem Walle — und dadurch die Unterwerfung derselben herbeigeführt. Auf dies Unternehmen desselben Kaisers bezieht sich eine zweite, für die Geschichte des Grenzwalles in Deutschland nicht minder wichtige Nachricht. Sie steht in der Germania des Tacitus und ist daher wenig jünger als die des Frontin; leider ist sie noch kürzer, enthält aber wenigstens eine Ortsangabe. Tacitus sagt, des römischen Volkes Gröſse — er verschweigt absichtlich den Namen des ihm persönlich besonders verhassten Kaisers — habe bis jenseit des Rheins — er rechnet von Gallien aus — in das Gebiet der Mattiaker über die alten Grenzen hinaus — die bis dahin der Rhein gebildet hatte — Ehrfurcht vor seiner Herrschaft verbreitet. Hier wird also Domitian ausdrücklich als der Erbauer der befestigten Grenze jenseit des Rheins be-

zeichnet. Sicher ist, dafs, was Domitian begann, seine Nachfolger Trajan und Hadrian weitergeführt haben. Von Trajan wissen wir, dafs er die rechtsrheinischen römischen Niederlassungen, soweit sie zerstört oder verfallen waren, wieder hergestellt hat. Von Hadrian berichten seine Biographen ausdrücklich, dafs er während seines Aufenthaltes bei dem germanischen Heer die durch Grenzwälle, nicht durch Flüsse, gebildeten Grenzen gegen das Barbarengebiet durch gewaltige Pfahlbauten nach Art einer Mauereinfriedigung habe schliessen lassen. Er hat ja bekanntlich alle Provinzen des weiten Reiches wiederholt bereist und sich dabei überall um den Dienst im Kleinen und Grofsen gekümmert und alle Anstrengungen und Gefahren der Feldzüge mit den Truppen getheilt. Diese Nachricht ist allgemein gehalten; wir sind daher durchaus berechtigt, sie nicht blofs auf den britannischen Wall des Hadrian zu beziehen, sondern ebenso auch auf den germanischen. Die Erwähnung der Pfahlbauten führt deutlich auf den germanischen Grenzwall. Der Holzbau war hier wohlfeiler und wohl auch schneller herzustellen, als der steinerne Mauerbau, welchen der Kaiser mit dem gleichen Zweck in England errichten liefs. Erst von diesem Zeitpunkt an scheint auch die räumlich feste Grenze der untergermanischen Provinz vorhanden zu sein. In Obergermanien waren schon früher, wie wir sahen, rechtsrheinische Gebiete dem Reiche dauernd einverleibt worden: das Decumatenland durch Vespasian, das Gebiet der Mattiaker durch Domitian. Wie weit den beiden germanischen Provinzen auch Gebiete auf dem linken Rheinufer zugetheilt worden sind, die bis dahin zur belgischen Provinz von Gallien gehörten, kann hier unerörtert bleiben. Aber die Feststellung der Grenze zwischen dem oberen und dem unteren Germanien ist von entscheidender Wichtigkeit für die richtige Beurtheilung der Frage, wie weit der obergermanische Limes sich erstreckt hat. Die Germania des Tacitus ist im ersten Jahr der Regierung des Trajan 98 vor Chr., zwei Jahr nach Domitians Tod, veröffentlicht worden; sie erzählt nur erst von dem Beginn des Werkes. Zu einer Schilderung des glücklichen Zeilalters des Trajan ist Tacitus nicht mehr gekommen; es liegt uns über Trajan überhaupt gar keine zusammenhängende geschichtliche Ueberlieferung vor. So ist es kein Wunder, dafs wir von seinem Antheil an der Befestigung der obergermanischen Grenze nichts erfahren. Von Hadrian berichtet die dürftige uns erhaltene Biographie, die unter Constantin verfasst

worden ist, eben nur die nackte Thatsache, dafs er einen Pfahlbau gegen die Barbaren aufgeführt habe. Das sind die gegebenen Daten, mit welchen wir an die Betrachtung des nächsten Abschnittes der römischen Reichsgrenze gehen.

Den herrlichen Südabhang der Höhe oder des Taunus (der antike Name ist erst in neuerer Zeit von den Gelehrten wieder hervorgesucht worden) mit den angrenzenden Höhenzügen östlich bis gegen den Vogelsberg, westlich bis nach Rüdesheim, bewohnte im ersten Jahrhundert ein Stamm des mächtigen Chattenvolkes, die Mattier oder Mattiaker, deren Namen die Römer mit den Wiesbadener Heilquellen, den Aquae Mattiacae und dem Kastell jenseit Mainz, dem Castellum Mattiacorum, von jeher verbunden haben. Von Hanau an bis Mainz bildet der Main, von da bis Bingen der Rhein die Grenze und zugleich die zum Ueberschreiten lockende Verbindung für diesen lachenden Landstrich, dessen Klima schon damals trotz der Wälder ein vergleichsweise dem italischen ähnlicheres gewesen sein wird, wie das aller übrigen Gegenden des Nordens. Der Blick von den hohen Mauern von Mainz, dem Sitz des Statthalters der Provinz, über das weite Hügelland bis zu der langgestreckten Höhe erinnert noch heute an Italien. Kein Wunder, dafs seit den Zeiten des Augustus, seit denen Mainz eines der Hauptquartiere des germanischen Heeres geworden war, die römischen Eroberer bestrebt waren, mit Güte oder Gewalt sich in den Besitz jenes übermainischen und überrheinischen Gebietes zu setzen. Von den ersten Unterhandlungen des Drusus mit den Chatten, seinem Feldzug gegen ihre alten Feinde, die Sugambern, und nachher gegen die vereinten Cherusker, Sugambern und Chatten lässt sich so wenig ein topographisch sicheres Bild gewinnen, wie Arbalo, der Ort seines Sieges im Chattenlande, bis jetzt hat ermittelt werden können. Sicher aber ist, dafs Drusus ein Jahr vor seinem Tode noch von Mainz aus über den Rhein siegreich vordrang und ein Kastell am Taunus, Artaunum, anlegte. Wo es lag, ob es den Grundstock gebildet hat zu einem der später in jenen Gegenden vorhandenen gröfseren römischen Kastelle, wie der Heddernburg zwischen Praunheim und Heddernheim (was einige Wahrscheinlichkeit hat) oder etwa von Friedberg, ist auch zunächst noch nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Wahrscheinlich wurden die Chatten durch des Drusus Nachfolger Tiberius mit Landgebiet der vertriebenen Sugambern und

Markomannen entschädigt und blieben den Römern gefügig bis nach der Varusschlacht. Da fiel der überrheinische Besitz bis auf den Brückenkopf Mainz gegenüber für einige Zeit wieder in die Hände der Chatten. Germanicus drang dann von neuem gegen die Chatten vor und stellte das von seinem Vater Drusus angelegte Kastell wieder her; damals vielleicht wurde zuerst die Strafse von Mainz nach Friedberg und Butzbach angelegt, die wohl seitdem als eine Art Schutz des rechtsrheinischen Gebietes diente. Die Unterwerfung der Chatten wurde durch die damals erfolgte Zerstörung der Mattierfeste (Mattium, vielleicht bei Gudensberg unweit der Adrana oder Edder) gefördert; aber auch in den folgenden Jahren waren noch Feldzüge gegen die Chatten nöthig. Von der Zeit des Tiberius an bis auf die flavischen Kaiser fehlt es nicht an Nachrichten über Kämpfe mit den Chatten, die ich hier übergehe. Leicht möglich, dafs es damals schon römische Ansiedlungen bei den Mattiakern im Taunusgelände gab; je nach dem Stande der Beziehungen zu den Chatten wird der Grenzverkehr über den Main ängstlich beschützt oder freier gehandhabt worden sein, wie bei den Hermunduren. Erst Domitian hat in zwei Feldzügen, in den Jahren 83 und 89 n. Chr. dem dauernden Kriegszustand mit den Chatten dadurch ein Ende gemacht, dafs er das römische Gebiet von dem der Germanen in wirksamer Weise trennte. Damals ist wahrscheinlich die erste stehende Brücke über den Rhein gebaut worden, von der nachher die Rede sein wird.

Hier setzt die oben gegebene Nachricht des Frontin ein. An Stelle der Strafse von Mainz oder Hanau und Kesselstadt nach Friedberg und Butzbach ward damals die alte Grenze des Decumatenlandes, die Neckar-Mümlinglinie, mit ihrer Fortsetzung, der Mainlinie von Wörth bis Hainstadt gegenüber von Grofskrotzenburg, über den Main ausgedehnt. Hier beginnt der dritte und letzte Hauptabschnitt des römischen Grenzwalls, die Befestigungslinie zwischen Main und Rhein.

Bis vor etwa zwanzig Jahren war auch dieser Abschnitt der grofsen Anlage nur sehr unvollkommen bekannt. Nur die in den Jahren 1833 bis 1845 gemachten vorzüglichen Aufnahmen des verstorbenen Oberstlieutenant F. W. Schmidt habe den rheinischen Theil der Anlage bereits im Wesentlichen richtig bestimmt. Seitdem ist es nach vielen Irrthümern im Einzelnen den Bemühungen zuerst des verstorbenen Archivars Carl Rossel in Wiesbaden, dann vor allem

des Obersten von Cohausen, nach ihm dem in Cassel verstorbenen Albert Duncker, dem schon genannten Friedrich Kofler in Darmstadt, A. Hammeran und Georg Wolff in Frankfurt, dem Major Otto Dahm in Hanau, Ferdinand Haug in Mannheim, Hermann Haupt in Gieſsen gelungen, die Art und den Lauf der Befestigung bis auf unwesentliche Lücken genau festzustellen.

Es ist vielleicht der strategisch und historisch wichtigtse Abschnitt der ganzen Anlage. Seine Lage in unmittelbarer Nähe der vielbesuchten nassauischen Heilquellen macht ihn zugleich zu dem weitaus zugänglichsten und landschaftlich lohnendsten Theil des ganzen Limes Transrhenaus. Schon Ende der vierziger Jahre hat James Yates ihn besucht und mit den britannischen Wällen verglichen, im Jahre 1881 Thomas Hodgkin, und die Zahl gelehrter englischer Wanderer, die den deutschen Wall mit ihren einheimischen Römerwällen vergleichen, nimmt jährlich zu. Seitdem sind die Hauptergebnisse besonders von Cohausens den ganzen Limes umfassendem Werk in die allgemeinen Darstellungen römischer und deutscher Geschichte übergegangen. Aber auch in Cohausens Werk ist das topographische Detail für die ganze Strecke noch nicht vollständig vereinigt; doch bietet es die bisher besten Karten. Nichts kann lehrreicher und zugleich genussreicher sein, als an der Hand dieser Karten durch das Kinzigthal, die Höhe des Taunus bis gegen Schwalbach und von da am rechten Rheinufer über Ems bis Hönningen und Rheinbrohl gegenüber von Neuwied den leider nach dem Lauf der Dinge von Jahr zu Jahr mehr verschwindenden Resten des Grenzwalles, seiner Thürme, Warten und Kastelle zu folgen. Die Gradlinigkeit und der übersichtliche Zug des Walles in gleicher Richtung mit dem Flusslauf, wie wir ihn am raetischen und decumatischen Limes fanden, ist hier fast völlig aufgegeben. Nur die Beschaffenheit des Geländes und das Bestreben, das fruchtbare Gebiet der römischen Provinz zu gewinnen und zugleich auskömmlich zu schützen, haben die Abmachungen mit den Chatten bestimmt, nach denen die Linie abgesteckt worden ist. Grofskrotzenburg am Main, das Crucenburg der Urkunden aus karolingischer Zeit, alter Königsbesitz, dann dem St. Petersstift in Mainz gehörig, ist, wie schon gesagt, das erste Kastell der Linie. Sie geht von da in grader Richtung, wie zuerst Jacob Schneider in Düsseldorf sah, durch die Kinzigniederung und über den Fluss mit römischer Brücke unweit der Alteburg bei

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Rückingen, dem zweiten Kastell, nach Marköbel, Altenstadt, Echzell, „auf der Burg“ bei Unterwiddersheim im Thal der Horloff, und wendet sich von da ein wenig westlich nach Arnsburg. Diese Kastelle sind jetzt sämmtlich nach Umfang und Anlage bekannt. Sie entsprechen dem bekannten Schema; überall die gleiche quadratische oder oblonge Form mit abgerundeten Ecken, die zwei sich rechtwinklig schneidenden Hauptstrafsen und die vier Thore an ihren Endpunkten; die innere Eintheilung ist selten erkennbar. Meist schliessen sich vorstädtische Anlagen an die Mauern des Kastells, aus denen zuweilen die modernen Ortschaften erwuchsen. Fast regelmäfsig lässt sich in der Nähe des Kastells eine villenartige Anlage nachweisen, mit heizbaren Räumen und Badeeinrichtungen: das Bad des Kastells, das in den Inschriften erwähnt wird und zugleich zum Absteigequartier der höheren Offiziere gedient zu haben scheint. Nicht aber ein Offizierskasino oder eine Zollstation, wie auch vermuthet worden ist. Alle Kastelle liegen unmittelbar an der Linie des Walls und sind aufserdem durch eine Heerstrafse mit einander verbunden. Kleinere Lagerstellen und Wachtthürme kehren auch hier wieder. Endlich liegen weiter rückwärts, ähnlich wie am raetischen Limes, in mäfsigen Abständen von den Limeskastellen und durch Strafsen mit ihnen verbunden, einige gröfsere und kleinere Kastelle, wie Oberflorstadt hinter Echzell, auf der Mauer zu Inheiden, die Alteburg bei Arnsburg, die Hunenburg bei Butzbach. Auch in ihnen kann man, wie in denen der Neckar-Mümlinglinie, eine ältere Befestigung sehen.

Westlich von Arnsburg, bei dem Kastell von Grüningen, erreicht der Grenzwall seinen nördlichsten Punkt und wendet sich von da in südwestlicher Richtung, an den Kastellen Pohlgöns, „die Burg“ bei Langenhain, Hunnenkirchhof, „auf der Burg“, lauter charakteristischen Namen, Kaisergrube und Ockstadt (diese beiden hat Cohausen benannt) — eine Anzahl kleinerer übergehe ich — und Capersburg vorbei zur Saalburg. Die Saalburg bei Homburg, ein oft besuchtes Ziel der Ausflüge von Wiesbaden, Homburg, Schwalbach und den übrigen Taunusbädern, ist das bekannteste aller deutschen Limeskastelle. Die anmuthige Lage und der Besuch von zahlreichen angesehenen Fremden erhöhen seinen Ruhm. Es geniefst den Vorzug, der einzige Ort in der ganzen Linie des römischen Grenzwalls zu sein, für dessen Erhaltung etwas geschieht. Dank den Bemühungen

Cohausens und des Baumeisters L. Jacobi sowie der Unterstützung der Regierung ist das Kastell wie die Lagerstadt davor zum grofsen Theil ausgegraben, die südwestliche Winkelrundung der Kastellmauer bis zur ursprünglichen Mauerhöhe mit ihren Zinnen wiederhergestellt. Ein eigenes Saalburgmuseum birgt die hier gemachten Funde an Alterthümern aller Art. Die innere Eintheilung zeigt das übliche Muster des römischen Lagers mit einigen Abweichungen: in dem Schneidepunkt der beiden sich kreuzenden Hauptstrafsen das Praetorium, der Sitz des Kommandos, und die Fahnenkapelle; in dem übrigen Raum die Kasernen der verschiedenen Truppentheile, je nach der Gröfse des Lagers und der Stärke der Besatzung vertheilt, ursprünglich und bei vorübergehendem Aufenthalt in Zelten und Baracken, bei dauerndem in festen Holz-, Ziegel- oder Steinbauten. Die Ermittelung des Zweckes der einzelnen Gebäude ist jedoch noch keineswegs abgeschlossen. Nur die Vergleichung möglichst vieler, auch aufserdeutscher Kastellanlagen wird, wenn inschriftliche Funde hinzutreten, die Lösung solcher Fragen bringen. Nie hat sich innerhalb eines Kastells ein Grabstein gefunden; die Gräberfelder liegen stets in einiger Entfernung aufserhalb. Etwa zehn verschiedene mit Heizräumen versehene Bauten sind in der Lagerstadt der Saalburg aufgedeckt; eine derselben ist probeweise wieder in heizbaren Zustand gebracht worden. Besonders lehrreich sind die inschriftlichen Funde. Sie beweisen, dafs das Kastell, dessen alter Name übrigens noch nicht wieder zum Vorschein gekommen ist, spätestens seit Hadrian oder Pius der Standort der zweiten Raetercohorte gewesen ist, eines aus den römischen Bürgern der Städte Raetiens ausgehobenen Truppentheils. Die Ziegel mit dem Stempel dieser Cohorte zeigen, dafs ihre Mannschaften wie die der Mainzer Legionen an dem Bau des Kastells und seiner Kasernen beschäftigt gewesen sind. Die Saalburg ist ein deutsches Pompeji geworden und dient, obgleich nicht eines der gröfsten und wichtigsten, als Musterbeispiel der deutschen Limeskastelle.

Von der Saalburg an schlägt der Grenzwall wieder eine dem Main und Rhein parallele Richtung ein. Die nächsten Kastelle sind Feldberg, am Maisel, Alteburg bei Heftrich, Eichelgarten, Hofheim, Zugmantel, Born, Kemel. Im Thal der Aare bei Adolfseck, unweit des Kastells Alteburg bei Heftrich, sind in die natürliche Felswand die Namen *Ianuarius Iustinus* eingehauen, in

Schriftformen etwa des beginnenden dritten Jahrhunderts. Wahrscheinlich ist es der Name eines Centurionen oder Soldaten, der dort Steinbrucharbeiten leitete. Grade so sind in England an verschiedenen Stellen unweit des Hadrianswalls Felsinschriften in den alten Steinbrüchen erhalten, aus denen die mit dem Wallbau beauftragten Truppen ihren Bedarf an Material entnahmen. Für die Kastell- und Thurmbauten gewann man auch am deutschen Grenzwall die Steine möglichst aus der Nähe. Von da an folgt der Wall der nordwestlichen Richtung des Rheins über Alteburg bei Holzhausen, Pohl, Becheln zur Lahn, die er unweit Ems überschreitet, bei dem Kastell auf der Augst, unweit Arzbach und Montabaur. Ob dieser Name in der That mit irgend einem Augustus zusammenhängt, wie Augst bei Basel den Namen der alten Augusta Rauricorum bewahrt hat, mag dahin gestellt bleiben. Von hier an hat schon Oberstlieutenant Schmidt den Wall erkannt: er läuft zu einem Kastell bei Höhr unweit der Landstrafse nach Vallendar, danach zu dem Kastell Alteburg oberhalb Heimbach-Weifs und erreicht dann das jetzt fast gänzlich verschwundene bedeutendste der Kastelle jener Gegend, die Alteburg bei Niederbiber. Von seinem Vorhandensein und Umfang haben uns nur die Aufnahmen Dorows, des Hauptmann Hoffmann und des Baumeisters Hundeshagen Kunde erhalten, welche unter Förderung Hardenbergs und der Provinzialbehörden nach den in den Jahren 1801 bis 1820 gemachten Ausgrabungen veranstaltet worden sind. Der Name auch dieses Kastells ist unbekannt; seine Gröfse und die Herkunft der Truppen, die dort lagen, zeigt, dafs es unter den Grenzkastellen der obergermanischen Provinz einen hervorragenden Platz eingenommen haben muss. Es folgen längs der hier stets erkennbaren Limeslinie, welche sich dem Rhein immer mehr nähert, nur noch zwei kleinere Kastelle, das jetzt ebenfalls verschwundene vom Weiherhof bei Rockenfeld und ein mit Wahrscheinlichkeit anzunehmendes bei Rheinbrohl. Wenig nördlich davon verliert sich der Grenzwall in der Niederung „im Maar“ und in dem durch ein Werth im Rhein gebildeten rechten Arm des Flusses, der Laach oder Lache. Warum der Wall gerade hier endete, wird sich sogleich ergeben. Vorher sei noch ein Blick geworfen auf die Besonderheiten dieses grofsen Abschnittes der Grenzlinie, der von Main bis zum Rhein reicht.

Hier tritt mehr noch, wie auf der Strecke Lorch-Miltenberg,

der Charakter des Walles deutlich hervor. Kastelle und Wachtthürme sind allen Theilen des Limes gemeinsam. In Raetien verband sie, wenigstens seit dem zweiten Jahrhundert, eine steinerne Mauer, wohl zugleich mit Pallisaden; davor nicht überall ein Graben. Die Neckar-Mümlinglinie zeigt nur Kastelle und Thürme, aber weder Wall noch Graben. Der obergermanische Limes ist fast überall durch sein Profil, wenn dieses auch je nach der Natur des Geländes in der Form wechselte, und den davor liegenden Graben kenntlich. Das Profil von Wall und Graben wird von Anfang an kein fest bestimmtes gewesen sein; die Bodenwelle zeigt meist eine Ausdehnung von 11 bis 13 m; die Erhebung 0,50 m und mehr. Die natürlichen Veränderungen, denen der Boden unterliegt, haben den Wall oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt, so dafs gleiche Ausmessungen auch für bestimmte Strecken kaum angegeben werden können. Aber es unterliegt keinem Zweifel, dafs Wall und Graben, und zwar beide von beträchtlicher Gröfse, überall in ununterbrochener Linie vorhanden waren. Selbst das hin und wieder beobachtete gänzliche Fehlen von Spuren künstlicher Erdarbeit beweist dagegen nichts. Herr von Cohausen hat sehr anschaulich und aus vollster Sachkenntniss geschildert, wie die steilsten Böschungen nach und nach verschwinden und Wald und Sumpf den Wall verdecken. Nicht jede Grenzlinie brauchte durch Erdwerke, wie die des römischen Lagers, befestigt zu sein. Wo, wie in Raetien, das Gelände dazu ausreichte die Grenzlinie zu schützen, begnügte man sich mit Mauer und Pfählen. Hier, in den Niederungen wie auf den Höhen, war der künstliche Erdwall, zuweilen aus Steinen zusammengeworfen, aber ohne gemauerten Kern, ein nothwendiges Erforderniss des Schutzes.

Die Kastelle des oberrheinischen Limes liegen zu einem nicht unbeträchtlichen Theile nicht an solchen Stellen, die man heute für Festungen auswählen würde. Hohe Lage, freie Umsicht sind nirgends bevorzugt; was unseren Militärs, wie Cohausen, natürlich auffällt. Viele Kastelle sind von nahen Erhebungen überhöht. Dennoch verlieh ihnen ihre Zahl und ihre Verbindung durch den Wall die Eigenschaft eines langgestreckten befestigten Lagers. Die zur Besetzung der einzelnen Kastelle und Wachtthürme nöthige Truppenzahl lässt sich nur sehr annähernd veranschlagen. Die ähnlichen neueren Anlagen, wie z. B. die frühere österreichische Militärgrenze, geben keinen sicheren Anhalt, da die Bedingungen von Angriff und Vertei-

digung ganz andere geworden sind. Auch die moderne Berechnung des Raumgehaltes eines römischen Lagers nach der Kopfzahl lässt sich nicht anwenden, weil wir die normalen Besatzungszahlen nicht kennen. Sicher ist nur, dafs eine ungemein viel kleinere Zahl von Legionssoldaten oder Mannschaften der Hülfstruppen nach antiken Begriffen ausreichte. Das beweist ein zufällig erhaltenes Zeugniss aus dem Jahre 155 n. Chr., wonach in einem der gröfseren Kastelle des oberen Moesien aufser dem befehlenden Centurionen nur 76 Legionare, darunter zwei Reiter, die Besatzung bildeten. Nicht blofs der Centurio und Principalis, das ist der eine Unteroffiziersstelle bekleidende, sondern jeder Legionar hatte seine Knechte, Sklaven oder Freigelassene, mit sich im Felde, der Reiter für zwei Pferde oft mehr als einen Trossknecht. Es ist also neben den eigentlichen Besatzungstruppen auf mindestens die doppelte Zahl an Nichtcombattanten zu rechnen. Alle von unseren Offizieren, wie den Herren von Cohausen und Dahm, aufgestellten Berechnungen und Unterscheidungen der Kastelle nach der Zahl ihrer Besatzungen erscheinen daher noch unsicher. In den Kriegszuständen des ersten Jahrhunderts wird das germanische Heer von etwa 30 000 Mann, im zweiten und dritten ein geringeres von etwa 20 000 ausgereicht haben. Gegen Ende des dritten und im vierten Jahrhrhundert fand eine beträchtliche Vermehrung und zugleich eine neue Organisation der Grenztruppen statt, die im Gegensatz zu den vornehmeren beweglichen Reichstruppen in ihren Standorten mit Grundbesitz angesiedelt wurden. Auch eine erhebliche Verstärkung vieler Limeskastelle durch Thürme hat in jener Zeit stattgefunden. Damals mögen die bis dahin mit Centurien, halben Centurien und noch geringeren Besatzungen belegten der gesteigerten Gefahr entsprechende gröfsere Besatzungen erhalten haben.

Aus allem dem ergiebt sich, dafs der Grenzwall seit dem zweiten Jahrhundert mehr war, als eine polizeiliche Grenzlinie. Der Wall mit seinen Kastellen und Wachtthürmen bildete vielmehr eine befestigte Vorpostenlinie, hinter denen die gröfseren Kastelle die strategische Bedeutung von Grenzfestungen hatten. Tacitus sagt in seiner ersten historischen Schrift, dem Leben des Agricola (Cap. 41), von den vielen unglücklichen Kriegen des Domitian in Moesien, Dakien, Pannonien und Germanien wohl mit einiger Uebertreibung, zweifelhafte Kämpfe hätten nicht blofs um den Limes und die Ufer von Donau

und Rhein, sondern um die Winterlager der Legionen und den ganzen Besitz des Landes stattgefunden. Damit bezeichnet er treffend die drei Hauptbestandtheile der befestigten Grenze, um welche gekämpft wurde: den Grenzwall, den Fluss oder die nasse Grenze, und die Kastelle.

Es ist kein Zufall, dafs der obergermanische Grenzwall an der angegebenen Stelle bei Rheinbrohl endet. Gerade gegenüber diesem Punkte, zwischen Schlofs Rheineck und Niederbreisig, mündet von linksher der Vinxtbach in den Rhein. Dieser Vinxtbach, der Abrinca der alten Geographen, ist, wie eine Reihe von übereinstimmenden Beobachtungen erwiesen hat, die Grenze der beiden Provinzen Ober- und Untergermanien auf dem linken Rheinufer. Auf dem rechten, südlichen Ufer des Vinxtbaches stand einst ein dem Juppiter, dem *Genius loci* und der Iuno Regina von einem Soldaten der obergermanischen achten Legion und Beneficiar des Statthalters gewidmeter Altar, der sich jetzt in Lüttich befindet; auf seinem linken, nördlichen, ein ähnlicher Altar, jetzt in Brüssel, den *Fines*, d. h. den Grenzgottheiten, dem *Genius loci* und dem Juppiter von Soldaten der untergermanischen dreifsigsten Legion gewidmet. Diese beiden Altäre beweisen, dafs südlich und nördlich von dem Grenzbach römische Wachtposten standen. Auch an alten Befestigungen an dieser Stelle, zwischen dem Rhein- und Brohlthal, hat es nicht gefehlt. Auf dem Thalrande bei Brohl nördlich vom Alverhof, auf der hohen Buche, will man einen römischen Lagerplatz erkennen; auch Burg Rheineck gilt für einen von Alters her befestigten Punkt. Bis in diese Gegend zählen die römischen Meilensteine des Oberrheins von Mainz ab, die des Unterrheins von Köln ab. Aufserdem ist der Vinxtbach die alte Diöcesangrenze zwischen den Erzbisthümern Trier und Köln. Desswegen also endete der oberrheinische Grenzwall hier, grade gegenüber der Grenze der obergermanischen Provinz.

Die Grenze von Niedergermanien

Die ersten Befestigungen am Niederrhein hat Caesar angelegt. Zweimal ist er, wie bekannt, über den Rhein gegangen, um das vor den Einfällen der Germanen stets unsichere linke Ufer des Flusses, besonders an seinem unteren und mittleren Lauf, zu unterwerfen, wenn auch ohne das rechte dauernd zu besetzen. Zuerst im Jahre 55 v. Chr. geschah diefs, als er von seinem Zuge gegen die Eburonen im heutigen Belgien kam und sich gegen die Sugambren wendete. Also irgendwo am Niederrhein gegen Holland hin, vielleicht bei Xanten, wo unter Augustus das älteste Standlager der römischen

Legionen, die Castra Vetera, sich befand. Das zweite Mal, im Jahre 53 v. Chr., kam er aus dem Lande der Treverer und zog in das der Ubier, um von hier aus die Sueben anzugreifen. Damit ist im Allgemeinen das rechte Ufer Bonn und Köln gegenüber bezeichnet. Er ging, wie er selbst sagt, über den Fluss ein wenig weiter aufwärts als das erste Mal, also vielleicht bei Köln oder Bonn. Sicher ist Caesar beide Male bis zum Rhein auf den alten Verbindungswegen der Völker vorgedrungen, welche er vorfand. So hat er es überall auch in Gallien gemacht; diese alten Wege bildeten die natürliche Grundlage, deren sich seine Genieoffiziere bedienten, um jene blitzschnellen Märsche möglich zu machen, durch die er berühmt war. Allein vergeblich hat man sich bisher bemüht, den Punkt des einen wie des anderen Uebergangs zu ermitteln, auf Grund von Caesars unbestimmt gehaltenen Angaben, oder aus den späteren römischen Strafsenübergängen, oder endlich aus vorhandenen Resten von Brücken. Die ältesten Strafsenzüge, sicherlich meist die durch die Natur selbst vorgezeichneten kürzesten Verbindungslinien, wie wir sie im Kleinen in jedem Feldweg entstehen sehen, sind aus begreiflichen Gründen immer in Gebrauch geblieben und bilden den Kern des späteren römischen Strafsennetzes, an den sich die späteren Strafsenanlagen anlehnten. Hieraus erhellt, wie wichtig die Ermittelung dieses Strafsennetzes für die gesammte Geschichte der Provinz ist, auch da, wo nicht, wie in Italien und in anderen Provinzen des römischen Reiches, Meilensteine mit Inschriften bezeugen, wann die einzelnen Strafsen angelegt worden sind. In den Rheinlanden haben sich vor die Regierung Trajans fallende Meilensteine überhaupt bisher nicht gefunden. Woraus nicht geschlossen werden darf, dafs vorher regelrecht angelegte Heerstrafsen überhaupt nicht vorhanden waren; aber ihr gleichmäfsiger Ausbau mit der bekannten soliden Untermauerung, dem sorgfältig gelegten Pflaster mit Bordschwellen und Meilensteinen beginnt überall in den germanischen Provinzen erst gegen das Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Die Feststellung der römischen Strafsen in Deutschland beschäftigt seit Jahren eine Anzahl von Forschern. Zuletzt haben am Oberrhein Jacob Näher und Karl Miller, am Niederrhein Jacob Schneider und der General von Veith sich um ihre Erforschung verdient gemacht. Die Strafsen gingen, wie sich von selbst ergiebt, in zwei Hauptrichtungen: von Westen nach Osten an den Rhein und über ihn hinaus, und von

Süden nach Norden dem linken Ufer parallel, und verbanden die Hauptwaffenplätze mit einander. Für die ersten waren Trier und Reims, für die letzten Vindonissa und Mainz die Ausgangspunkte. Es bedarf noch vieler geduldiger Untersuchung des Bodens durch persönliches Begehen, womit General von Veith begonnen hat, um an der Hand der späten römischen Itinerarien, die uns vorliegen, der wenigen erhaltenen Meilensteine, der vorhandenen römischen Niederlassungen und der aus der Natur des Bodens sich ergebenden allgemeinen Bedingungen, zu einer annähernd vollständigen Kenntniss der römischen Strafsen in Deutschland zu gelangen, Schon jetzt ist sicher, dafs auf alle Hauptplätze am Rhein, Bonn, Köln, Xanten, von Westen her Strafsenzüge führten.

Die Brücken

Sichere Reste römischer Brücken über den Rhein in der obergermanischen Provinz, oberhalb von Mainz, sind noch nicht nachgewiesen worden. Von Caesar an bildete der Rhein in seinem ganzen Lauf bis zur Mündung die Grenze der gallischen Provinz. Ehe man daran dachte, das rechte Ufer zu erobern, werden Brücken überhaupt nicht angelegt worden sein. In der Zeit des Friedens, vom zweiten Jahrhundert abwärts, wird es schwerlich daran gefehlt haben, so gut wie an Brücken über die hauptsächlichsten Nebenflüsse des Rheins. Bei den Kastellen der Neckarlinie, ebenso bei Heidelberg, sind verschiedentlich römische Brückenpfeiler im Flusse bemerkt worden. Von den Mainbrücken war schon die Rede. Die Mainzer Brücke ist die erste, deren Anlage auf gemauerten Pfeilern mit grofser Wahrscheinlichkeit in die Zeit Domitians gesetzt werden kann, zur Verbindung der Stadt mit dem Brückenkopf in Castel, und im Zusammenhang mit der Befestigung der Reichsgrenze zwischen Main und Rhein. Diefs schöne geschichtliche Ergebniss wird später genauer dargelegt werden. Vorher schon muss eine Schiffbrücke zeitweise in Mainz vorhanden gewesen sein. Von Mainz abwärts sind noch innerhalb Obergermaniens Brückenreste gefunden worden am Thurmer Werth bei Neuwied, in Niedergermanien bei Bonn und bei Köln, endlich bei Xanten. Dafs es an allen den Hauptpunkten, wohin die römischen Strafsen führten, die Friedenszeit hindurch an festen Holz- oder Schiffbrücken oder Fähren nicht gefehlt hat, ist mit Sicherheit anzunehmen. Die Brücken Obergermaniens, welche in das vom Grenzwall eingeschlossene rechtsrheinische Provinzialland führten, werden, in welche Zeit auch ihre Entstehung fällt, während des ganzen

zweiten und dritten Jahrhunderts bestanden haben, bis die zunehmende Unsicherheit nöthigte, sie öfter zeitweis, nachher dauernd abzubrechen. Erst als das Reich unter Diocletian und Constantin sich zu erneutem kraftvollen Schutz der Grenzen ermannte, sind auch die Hauptbrücken, die von Mainz und Köln, neu wieder angelegt worden. In den Brückenresten am Thurmer Werth darf nicht Caesars zweite Rheinbrücke gesucht werden. Diese Brücke wird zur Verbindung des rechten Ufers mit dem gröfsten der dort liegenden Limeskastelle, dem vom Niederbiber, zu Ende etwa des ersten Jahrhunderts gebaut worden sein, vielleicht gleichzeitig mit der Coblenzer Moselbrücke, welche die Strafse von Mainz nach Köln nothwendig gemacht hatte. Die Brückenreste in Niedergermanien sind zu unvollständig bekannt, als dafs ihre Entstehung auch nur annähernd bestimmt werden könnte. Die Frage hängt mit der nach dem Alter der rechtsrheinischen Befestigungen überhaupt zusammen. Sicher ist nur, dafs in Köln unter Constantin eine feste Rheinbrücke bestand, wahrscheinlich, dafs schon seit dem ersten Jahrhundert dort, wie in Mainz, eine Holzbrücke vorhanden war und die Stadt mit dem Brückenkopf in Deutz verband. Ueber das Alter der Brückenreste bei Bonn und Xanten ist keine sichere Bestimmung möglich; allein sie können bis auf Caesars Anlagen zurückgehen.

Die Kastelle

Nur da, wo er seine zweite Brücke geschlagen hatte, liefs Caesar, als er sie zum gröfsten Theile wieder abbrach, eine Besatzung zurück. In ihrem befestigten Lager kann der Keim zu einer der späteren, dem Ubierland gegenüberliegenden Festungen, etwa Köln oder Bonn, gefunden werden. Als Augustus zur Ausführung von Caesars Gedanken schritt und Germanien bis zur Elbe dem Reiche zu unterwerfen dachte, mussten seine Feldherren, Agrippa, Drusus, Tiberius und ihre Nachfolger vor allem darauf bedacht sein, die Rheingrenze durch Kastelle zu sichern. Seit Caesars Zeit bestanden die beiden grofsen Lagerplätze der Legionen in Mainz und in Xanten. Agrippa hat im Jahre 38 v. Chr. die Ubier, die vor ihren Stammesgenossen Schutz suchten, auf dem linken Ufer angesiedelt und damit die Ubierstadt Köln gegründet. Drusus hat nicht blofs den Rhein mit der See durch einen Kanal verbunden und zum Schutz der Provinz überall Besatzungen und Wachen vertheilt, an der Maas, der Weser und der Elbe, sondern auch nach dem summarisch übertreibenden Bericht rednerischer Geschichtschreiber mehr als fünfzig Kastelle an den

Ufern des Rheins angelegt. Die Elbe bildete zwar amtlich unter Augustus die Ostgrenze des Reichs, aber der Rhein blieb doch, wie die Donau, der eigentlich befestigte Schutz. Nach des Varus Niederlage musste zeitweilig das rechtsrheinische Gebiet verlassen werden; Tiberius und Germanicus gewannen es wieder, aber unter Claudius wurde es endgültig aufgegeben; von da an war wieder die befestigte Rheinlinie die Grenze des Reichs. Vergeblich ist freilich das Bemühen, die fünfzig Drususkastelle von Basel bis Nymwegen zusammenzuzählen. Aber dafs der Grund zu den meisten der befestigten Plätze am Rhein damals schon gelegt wurde, ist sicher. In Obergermanien behielten die den Lauf des Rheins begleitenden Kastelle Strafsburg (Argentorate), Brumat (Broecomagus), Speier (Noviomagus), Worms (Borbetomagus) und nach Mainz Bingen (Bingium) mit den Kastellen auf der Heidenmauer bei Kreuznach (Cruciniacum) und von Bingerbrück stets eine gewisse militärische Bedeutung, trotz des weit davor nach Osten liegenden Grenzwalls. Von Bingen bis Koblenz bedurfte der eingeengte Lauf des Stroms keinen stärkeren Schutz: nur Boppard (Baudobriga) scheint später wenigstens ummauert und militärisch besetzt gewesen zu sein. In Koblenz war nur eine Zollstation für die Moselschifffahrt. Den Abschluss der obergermanischen Provinz, dem Schlussstück des Grenzwalls etwa gegenüber, bildet Andernach (Antunnacum), eine uralte vorrömische Ansiedelung, dann Lagerort verschiedener Truppentheile und noch in spätester Zeit mit verstärkten Befestigungen versehen. Von hier an beginnt, wie wir sahen, die Provinz Untergermanien. Nach der Grenzstation am Vinxtbach und verschiedenen kleineren Wachtposten am Ausgang des Brohl- und Ahrthals folgen Remagen (Rigomagus) — dort hat ein Militär zu Ende des zweiten Jahrhunderts dem Genius des Ortes und dem Rheinstrom einen Altar gesetzt — und Bonn. Bonn gehört wohl sicher zu den schon von Drusus angelegten Kastellen; er hatte es zu einem der Stationsorte für die Rheinflotte gemacht und, wofern des Florus viel besprochene Nachricht darüber nicht falsches zusammenbringt, eine Strafse von Bonn über Sumpfniederungen bis nach Gesoriacum (Boulogne-sur-Mer) geführt. Jüngst ist in Bonn das beträchliche römische Kastell, der Lagerplatz der ersten Legion, der Minervia, seinem Umfang nach genauer festgestellt worden, nördlich von der Stadt am Wichelshof, hoch über dem Fluss. Südlich lehnte sich daran die Lagerstadt, aus der nach und nach die heutige her-

vorging. Zwischen Bonn und Köln gab es noch verschiedene Wachtposten am Rhein; kurz vor Köln „die Alteburg“, wo auch eine Station der Rheinflotte gewesen zu sein scheint. Köln hat seit Claudius aufgehört, ein Militärkastell zu sein. Doch blieb der einst von Drusus gestiftete Altar, wie der früher in Lyon am Zusammenfluſs von Rhône und Saône von ihm angelegte, bestehen. Hier wie dort hat Kaiser Claudius, des Drusus Sohn, für die Erhaltung der väterlichen Stiftung gesorgt. Auch nachdem Köln durch Claudius im Jahre 51 v. Chr. Veteranencolonie geworden war und aufgehört hatte befestigter Lagerort zu sein, blieb ihm unzweifelhaft eine Besatzung als dem Sitz des Statthalters der Provinz Niedergermanien. Solange das rechtsrheinische Germanien als Provinz galt, wird es an einer Brücke, wie wir sahen, und an einem befestigten Brückenkopf Köln gegenüber nicht gefehlt haben. Wahrscheinlich befand sich daselbst schon eine Niederlassung der Ubier. Der Name Divitia, seit dem dritten Jahrhundert für Deutz bezeugt, ist keltischen Ursprungs. Auch nach der Aufgabe des rechtsrheinischen Provinziallandes scheint Deutz besetzt geblieben zu sein; im zweiten und dritten Jahrhundert schon war es wohl ein ummauertes Kastell. Nach dem Bau der steinernen Rheinbrücke unter Constantin erhielten seine Mauern erhebliche Verstärkungen durch zahlreiche Rundthürme. Aus seiner Besatzung sind Abtheilungen des römischen Heeres der nachdiocletianischen Zeit hervorgegangen und nach der Heeresverfassung jener Zeit nach dieser ihrer Herkunft Divitienses benannt worden. Deutz ist gewissermafsen der letzte Rest der über den Rhein hinausweisenden römischen Politik; ein Zeichen, dafs zwar freiwillig, aber doch ungern die Eroberung des freien Germaniens aufgegeben worden ist. Andere Kastelle auf dem rechten Rheinufer gab es nicht. Auf dem linken folgen auf Köln rheinabwärts Durnomagus (Dormagen), Buruncum (Haus Bürgel), Novaesium (Neufs), Gelduba (Gellep), Asciburgium (Asberg) bei Mörs, Xanten, etwa Wesel gegenüber. An allen diesen Orten sind die römischen Lager mehr oder weniger sicher nachgewiesen; zahlreiche kleinere Wachtposten zwischen ihnen sind schon bemerkt, andere mögen noch nicht beobachtet oder durch die Veränderungen des Rheinlaufs unkenntlich geworden sein. Bei Xanten tritt immer deutlicher, besonders nach General von Veiths Untersuchungen, das alte Lager der augustischen Legionen, auf dem Fürstenberg bei Birthen, und das neue Lager der dreifsigsten tra-

janischen Legion (Grimlinghausen) nebst den beträchtlichen Re[sten] der städtischen Ansiedelung, der Colonia Traiana, zu Tage. [Die] waltige, eisenbeschuhte Eichenpfähle der Brücke, die auch hier ein[st], wie in Köln und Mainz, wenigstens zu Kriegszwecken geschlagen worden war, sind noch erhalten. Sie können zu den Pfeilern der Brücke gehört haben, welche man im Jahre 15 vor dem Rückzuge des Caecina schon abbrechen wollte, wie Tacitus berichtet, hätte sich Agrippina dem nicht widersetzt. Wahrscheinlich lag auch hier, so lange eine feste Brücke bestand, ein befestigter Brückenkopf auf dem gegenüberliegenden Ufer.

Von Xanten abwärts folgen am Rhein ausser kleineren Wachtposten Burginatium (zwischen Kehrum und dem Monterberg), Quadriburgium (Qualburg), Arenatium (Cleve) und Noviomagus (Nymwegen) mit dem gegenüberliegenden Batavodurum und seiner auf römischen Fundamenten ruhenden Pfalz Karls des Grofsen.

Rechtsrheinische Befestigungslinien

So war von der Mitte des ersten Jahrhunderts an die Rheingrenze geschützt. Für die Zeit der erstrebten und amtlich geltenden Ausdehnung der germanischen Provinz bis an die Elbe, also mit einiger Unterbrechung nach der Varusschlacht bis auf das Jahr 51, führten die Hauptstrafsen von Westen her an den Hauptplätzen Niedergermaniens, wie wir schon sahen, über den Fluss nach Osten weiter. Zu einen festen Abschluss dieses nördlicheren rechtsrheinischen Gebietes ist es zwar nie gekommen, aber dafs Anfänge zu einer auch hier dem Rhein parallelen Grenzbefestigung gemacht worden, ist höchst wahrscheinlich. Schon Oberstlieutenant F. W. Schmidt glaubte die Reste derselben an verschiedenen Stellen des rechtsrheinischen Gebietes von Hönningen abwärts bemerkt zu haben. Jacob Schneider und General von Veith sind derselben Meinung; Cohausen bekämpft sie. Von Hönningen und Linz bis zur Sieg und weiter nördlich bis zur Ruhr und Lippe sind zwar mannigfaltige Verschanzungen bemerkt worden, aber ihr römischer Ursprung lässt sich nicht erweisen und eine zusammenhängende Grenzwehr bilden sie nicht. Gewiss verfuhren die römischen Feldherrn bei ihrem Vordringen nach Osten mit der bekannten althergebrachten Vorsicht der römischen Kriegführung. Wir wissen, dafs Tiberius und Germanicus Grenzwälle auf dem rechten Rheinufer anlegten; sicher stützten sich alle Feldzüge nach Norden und Osten hin, die glücklichen wie die unglücklichen, auf diese Befestigungslinien und führten

vorging. Zwischen Bonn und Köln gab es noch verschiedene Wachtposten am Rhein; kurz vor Köln „die Alteburg", wo auch eine Station der Rheinflotte gewesen zu sein scheint. Köln hat seit Claudius aufgehört, ein Militärkastell zu sein. Doch blieb der einst von Drusus gestiftete Altar, wie der früher in Lyon am Zusammenfluſs von Rhône und Saône von ihm angelegte, bestehen. Hier wie dort hat Kaiser Claudius, des Drusus Sohn, für die Erhaltung der väterlichen Stiftung gesorgt. Auch nachdem Köln durch Claudius im Jahre 51 v. Chr. Veteranencolonie geworden war und aufgehört hatte befestigter Lagerort zu sein, blieb ihm unzweifelhaft eine Besatzung als dem Sitz des Statthalters der Provinz Niedergermanien. Solange das rechtsrheinische Germanien als Provinz galt, wird es an einer Brücke, wie wir sahen, und an einem befestigten Brückenkopf Köln gegenüber nicht gefehlt haben. Wahrscheinlich befand sich daselbst schon eine Niederlassung der Ubier. Der Name Divitia, seit dem dritten Jahrhundert für Deutz bezeugt, ist keltischen Ursprungs. Auch nach der Aufgabe des rechtsrheinischen Provinziallandes scheint Deutz besetzt geblieben zu sein; im zweiten und dritten Jahrhundert schon war es wohl ein ummauertes Kastell. Nach dem Bau der steinernen Rheinbrücke unter Constantin erhielten seine Mauern erhebliche Verstärkungen durch zahlreiche Rundthürme. Aus seiner Besatzung sind Abtheilungen des römischen Heeres der nachdiocletianischen Zeit hervorgegangen und nach der Heeresverfassung jener Zeit nach dieser ihrer Herkunft Divitienses benannt worden. Deutz ist gewissermaſsen der letzte Rest der über den Rhein hinausweisenden römischen Politik; ein Zeichen, daſs zwar freiwillig, aber doch ungern die Eroberung des freien Germaniens aufgegeben worden ist. Andere Kastelle auf dem rechten Rheinufer gab es nicht. Auf dem linken folgen auf Köln rheinabwärts Durnomagus (Dormagen), Buruncum (Haus Bürgel), Novaesium (Neuſs), Gelduba (Gellep), Asciburgium (Asberg) bei Mörs, Xanten, etwa Wesel gegenüber. An allen diesen Orten sind die römischen Lager mehr oder weniger sicher nachgewiesen; zahlreiche kleinere Wachtposten zwischen ihnen sind schon bemerkt, andere mögen noch nicht beobachtet oder durch die Veränderungen des Rheinlaufs unkenntlich geworden sein. Bei Xanten tritt immer deutlicher, besonders nach General von Veiths Untersuchungen, das alte Lager der augustischen Legionen, auf dem Fürstenberg bei Birthen, und das neue Lager der dreiſsigsten tra-

janischen Legion (Grimlinghausen) nebst den beträchtlichen Re[illegible] der städtischen Ansiedelung, der Colonia Traiana, zu Tage. [illegible] waltige, eisenbeschuhte Eichenpfähle der Brücke, die auch hier ein[illegible], wie in Köln und Mainz, wenigstens zu Kriegszwecken geschlagen worden war, sind noch erhalten. Sie können zu den Pfeilern der Brücke gehört haben, welche man im Jahre 15 vor dem Rückzuge des Caecina schon abbrechen wollte, wie Tacitus berichtet, hätte sich Agrippina dem nicht widersetzt. Wahrscheinlich lag auch hier, so lange eine feste Brücke bestand, ein befestigter Brückenkopf auf dem gegenüberliegenden Ufer.

Von Xanten abwärts folgen am Rhein ausser kleineren Wachtposten Burginatium (zwischen Kehrum und dem Monterberg), Quadriburgium (Qualburg), Arenatium (Cleve) und Noviomagus (Nymwegen) mit dem gegenüberliegenden Batavodurum und seiner auf römischen Fundamenten ruhenden Pfalz Karls des Grofsen.

Rechtsrheinische Befestigungslinien

So war von der Mitte des ersten Jahrhunderts an die Rheingrenze geschützt. Für die Zeit der erstrebten und amtlich geltenden Ausdehnung der germanischen Provinz bis an die Elbe, also mit einiger Unterbrechung nach der Varusschlacht bis auf das Jahr 51, führten die Hauptstrafsen von Westen her an den Hauptplätzen Niedergermaniens, wie wir schon sahen, über den Fluss nach Osten weiter. Zu einen festen Abschluss dieses nördlicheren rechtsrheinischen Gebietes ist es zwar nie gekommen, aber dafs Anfänge zu einer auch hier dem Rhein parallelen Grenzbefestigung gemacht worden, ist höchst wahrscheinlich. Schon Oberstlieutenant F. W. Schmidt glaubte die Reste derselben an verschiedenen Stellen des rechtsrheinischen Gebietes von Hönningen abwärts bemerkt zu haben. Jacob Schneider und General von Veith sind derselben Meinung; Cohausen bekämpft sie. Von Hönningen und Linz bis zur Sieg und weiter nördlich bis zur Ruhr und Lippe sind zwar mannigfaltige Verschanzungen bemerkt worden, aber ihr römischer Ursprung lässt sich nicht erweisen und eine zusammenhängende Grenzwehr bilden sie nicht. Gewiss verfuhren die römischen Feldherrn bei ihrem Vordringen nach Osten mit der bekannten althergebrachten Vorsicht der römischen Kriegführung. Wir wissen, dafs Tiberius und Germanicus Grenzwälle auf dem rechten Rheinufer anlegten; sicher stützten sich alle Feldzüge nach Norden und Osten hin, die glücklichen wie die unglücklichen, auf diese Befestigungslinien und führten

sie weiter. Es wäre wunderbar, wenn von diesen Befestigungsanlagen, den trockenen Parallelen zur nassen Rheingrenze, die es hier so gut wie am Oberrhein und an der Donau gegeben haben wird, nicht noch Spuren im Boden sich erhalten haben sollten. Freilich sind sie nicht in den Zusammenhang einer befestigten Grenzlinie gebracht, ausgebaut und mit Kastellen und Wachtthürmen besetzt worden. Nördlich der Lippe zwischen Haltern, Dülmen und Borken hat General von Veith ausgedehnte Wallanlagen gefunden und eingehend beschrieben, in denen er den von Tiberius nach dem Zeugniss des Velleius (II 120) begonnenen, von Germanicus nach dem des Tacitus (Annalen I 50) benutzten und durch Kastelle verstärkten Grenzwall erkennt. Nach einer zufällig in einem späten Verzeichniss der römischen Provinzen erhaltenen Nachricht erstreckte sich das zur Provinz Gallia Belgica gehörige römische Gebiet von Mainz an jenseits des Rheins achtzig Leugen weit. So unbestimmt die Nachricht ist — denn es ist nicht gesagt, nach welcher Richtung hin gemessen ist —, so bleibt doch das Wahrscheinlichste, dafs im ersten Jahrhundert, als die germanischen Provinzen noch nicht als solche bestanden, das ganze rechtsrheinische, dem Rheinlauf parallele Gebiet unter römischer Hoheit jene Längenausdehnung gehabt hat. Sie führt nördlich hinauf bis zum Thal der Lippe und in die Gegend von Lippstadt. Erst unter Kaiser Gallien, heifst es in jenem Bericht weiter, sei dieser überrheinische Besitz des Reiches verloren worden. Von dem grofsen Lager von Xanten aus sind die Lippe aufwärts alle grofsen Heereszüge gegen Osten ausgegangen. Dauernde Spuren derselben in Schanzen und Lagerplätzen sind schon vom General von Müffling und Oberstlieutenant F. W. Schmidt, nachher besonders vom Hauptmann L. Hölzermann, zuletzt vom General von Veith beobachtet worden. Aber eine zusammenhängende Linie, aus der später ein Grenzwall mit gemauerten Kastellen erwachsen konnte, bilden auch sie nicht. Die Beantwortung der vielbesprochenen Fragen nach der Lage des Kastells von Aliso, vermuthlich Elsen bei Paderborn, und nach dem Ort der Schlachten des Varus und Germanicus ist dadurch zwar nicht entschieden, aber doch mittelbar gefördert worden. Für die Varusschlacht haben inzwischen die Münzfunde zu einer Lösung geführt, welche man, ehe nicht entscheidende Beweise für eine andere Oertlichkeit beigebracht worden sind, für abschliessend halten muss. Sie fand demnach im Venner Moor bei Barenau westlich von Minden statt

und der Teutoburger Wald ist das Wiehengebirge, von der Porta Westphalica bis nach Bramsche an der Hase. Für die Schlachten von Idisiaviso ist eine solche Entscheidung der Frage noch nicht gelungen. Bohlwege, *pontes longi*, sehr alt und höchst wahrscheinlich römischen Urprungs, giebt es in jenen Niederungen mehrere. Auch ihr Vorhandensein bildet also keinen abschliessenden Beweis. Ausser Münzen, Waffen und Geräthen ist am rechten Rheinufer von Hönningen abwärts nichts Römisches gefunden worden, keine Baureste, keine Bildwerke aus Stein oder Erz. Der berühmte Silberfund von Hildesheim, den das Berliner Museum bewahrt, braucht nicht auf Feldzüge bezogen zu werden, sondern beweist den regen Handelsverkehr der Germanen mit den Römern im ersten und zweiten Jahrhundert. Immerhin ist es nicht unmöglich, dafs Funde von Münzen und Waffen auch noch einmal über die Idisiavisoschlacht und die Heereszüge und Flottenfahrten des Germanicus im äufsersten Norden des Reiches Aufschluss geben.

So sind wir an den Schluss der Wanderung längs der römischen Grenzen Germaniens von der Donau bei Regensburg bis zu den Mündungen des Rheines gelangt. Was man von den einst zum Schutze dieser Grenze von den Römern angelegten gewaltigen Werken kennt, ist verzeichnet worden. Wie viel noch zu erforschen bleibt, wie viel unsichere und falsche Vorstellungen noch durch richtige und sichere Erkenntniss ersetzt werden müssen, hat die Betrachtung ergeben. Die Bedeutuug der germanischen Provinzen, in welchen einst, zu Anfang und dann wieder gegen Ende der Kaiserzeit, die gröfste Militärmacht des gesammten Alterthums versammelt war, acht Legionen mit allem Zubehör von Hülfstruppen und Tross, ein Heer von zu Zeiten über hunderttausend Kriegern, auch für die heutigen, unendlich gesteigerten Anforderungen eine ansehnliche, für das Alterthum eine ungeheure Kopfzahl —, ihr Einfluss auf die Geschicke der Weltmonarchie kann kaum überschätzt werden. Von Caesar an bis zum Ausgang des römischen Alterthums ist der durch den Grenzwall bewachte, von hunderten von ummauerten Kastellen geschützte deutsche Besitz des Reiches schon als die Heimat der streitbarsten seiner Krieger ein überaus wichtiger Bestandtheil seiner Macht.

II.

Römische Städte in Deutschland.

Der in der Deutschen Rundschau Bd. XII 1886 S. 206—228 gedruckte Vortrag erscheint hier erweitert durch die in den Aufsätzen über den römischen Grenzwall gegebenen Ausführungen, welche den hier behandelten Gegenstand betreffen. Die neueste anschauliche Karte Germaniens und der unteren Donauländer zur Römerzeit in G. Droysens allgemeinem historischen Handatlas (Bielefeld und Leipzig 1885) Taf. 17 wird Herrn Dr. G. Kossinna verdankt. Sie genügt zur allgemeinen Orientierung.

Allgemeines

Es ist ein berechtigter Zug der neueren Geschichtsforschung, dafs sie die Folge der Ereignisse und das Wesen der handelnden Personen nur dann sich wirklich anzueignen und lebendig darzustellen vermag, wenn sie neben und zu allem Uebrigen für die Erkenntniss Nothwendigen auch den Boden genau kennt, auf welchem die Geschichte geschah. Aus der topographischen Grundlegung, aus der genauen Kenntniss und der durch sorgfältige Studien erworbenen Anschauung von Land und Leuten zieht das geschichtliche Wissen immer neue Antäuskräfte. Darin liegt der grofse Unterschied zwischen den Reisen in der alten Welt, auf historischem Boden, und den Entdeckungsfahrten in geschichtslose Erdtheile. Die unzusammenhängenden Einzelnheiten einer noch so trümmerhaften Ueberlieferung gewinnen Einheit und Gestalt, sobald man ernstlich versucht, sie in dem Rahmen ihrer geographischen Umgebung zu verstehen. Während die jüngste unter den wissenschaftlichen Disciplinen, welche das älteste Problem der Philosophie, das Sein der Dinge ausser uns, unserm Erkennen vermittelt, die Schöpfung d'Anville's, Alexander von Humboldts, Karl Ritters, die wissenschafiliche Erdkunde, seit lange beides umfasst, die mathematisch-physische Grundlage der Geographie und die anthropologisch-ethnographische Betrachtung des Menschen auf unserem Planeten, hat die historische Wissenschaft erst begonnen, aus den Theilen der Geographie, welche man die Länder- und Ortskunde im engeren Sinne nennt, aus der Chorographie und Topographie, die ganze Fülle der Ernte einzuheimsen, die ihr aus diesen Disciplinen zuwächst.

Längst ist von allen den Forschern, welche den zerstreuten und lückenhaften Nachrichten über das orientalische, das griechische und römische Alterthum Leben zu geben bestrebt sind, anerkannt, welch

eine gewaltige Unterstützung der Erkenntniss aus der genauen Erforschung der Gegenden erwächst, in welchen die Staaten jener Epochen der Geschichte entstanden, sich ausbildeten und wieder untergingen. Nicht aus den Königs- oder Beamtenreihen und den Kriegen, aus den Parteikämpfen und den Verfassungstreitigkeiten allein lässt sich ein Bild von dem Leben der alten Völker gewinnen. Wir wollen beides, „Land und Leute", kennen lernen, das Land, in dem gewohnt und um das gekämpft worden ist, die Leute, die beherrscht, von denen gestritten und gehandelt wurde. Für einen grofsen Theil des Orients und besonders für die klassischen Länder, Griechenland und Italien, ist diese von Niebuhr zuerst besonders betonte Forderung durch eine Reihe von grofsen Werken und durch unausgesetzte Forschungen erfüllt oder ihrer Erfüllung nahe gebracht worden. Italien schickt sich an, durch Theilung der Arbeit eine umfassende Darstellung der italischen Topographie in Angriff zu nehmen. Für die Länder des Westens dagegen ist von dieser Art wenig den heutigen Anforderungen Genügendes vorhanden. Frankreich hat noch keinen würdigen Nachfolger d'Anville's für das gesammte Gebiet der historischen Geographie gefunden, obgleich es an zahlreichen Vorarbeiten dafür nicht mangelt. Für England liegt eine Fülle von zerstreutem Material für die verschiedenen Epochen seines geschichtlichen Lebens vor, und neuerdings sind mehrere kurze, populär gehaltene Schriften erschienen, welche die geographische Kunde des keltischen, des römischen, des sächsischen Englands u. s. w., so weit sie ermittelt ist, in weitere Kreise zu tragen bestimmt sind. Für die Länder des äussersten Westens, Spanien und Portugal, wie für die des Ostens von Europa haben wir erst mehr oder weniger unvollkommene Anfänge solcher Studien zu verzeichnen.

Wie steht es damit für Deutschland, vor allem für seine älteste Geschichte? Ich verkenne nicht, dafs besonders für die politische Geographie der späteren Perioden unserer Geschichte durch zahlreiche Einzelschriften und durch manche zusammenfassende Uebersicht in den umfangreichen geschichtlichen und geographischen Darstellungen, an denen kein Mangel ist, sowie durch kartographische Hülfsmittel viel geschehen ist, um uns eine Vorstellung von dem wechselnden Territorialbestand der einzelnen Landschaften, von den Städten und Burgen, den wirthschaftlichen Verhältnissen des Landes u. s. w. zu geben. Aber für das, was man die alte Geographie Germaniens nennt,

sind Mannerts und Ukerts Handbücher (1820 und 1843) mit ihren schlechten Karten veraltet und durch keine neueren und besseren ersetzt, die Menge der seit den letzten vierzig Jahren gemachten Beobachtungen noch nirgends zusammengefasst worden. Auch die neuesten und eingehendsten Darstellungen der deutschen Urzeit und Vorzeit verkennen das Bedürfniss nach einer sicheren geographischen Grundlage keineswegs. Ebenso setzen manche jüngst erschienene Arbeiten über die römischen Provinzen, über die Verbreitung der lateinischen Sprache, überall Vertrautheit mit der römischen Geographie voraus. Des berufensten Meisters Werk über unsere älteste Geschichte, Müllenhoffs deutsche Alterthumskunde, ruht auf der sichersten Beherrschung gerade dieses Wissensgebietes, und die deutsche Geschichte von Nitzsch, der, wie wenig Andere, voll des lebendigsten Verständnisses für Land und Leute seine Aufgabe gefasst hatte, schenkt trotz der Schranken des akademischen Lehrvortrages, in denen sie sich bewegt, doch überall auch dieser Seite die gebührende Aufmerksamkeit. Aber beide Werke verfolgen doch, soweit sie vorliegen, ganz andere Ziele. Den grofsen Sammlungen der lateinischen Inschriften sind durchgehends genaue Karten beigegeben, auf welchen nicht blofs alle sonsther bekannten antiken Oertlichkeiten sich verzeichnet finden, sondern auch jeder moderne Ort, an dem eine Inschrift zum Vorschein gekommen ist, so dafs diese sorgfältigen Spezialkarten alle, selbst die in den gröfseren Kartenwerken gegebenen, wie im Maafsstab, so auch in der Fülle der Nachweisungen weit übertreffen und fast den Charakter archäologischer Fundkarten annehmen. Doch sind darauf diejenigen Oertlichkeiten nicht berücksichtigt, welche nur schriftlose Ueberreste ergeben haben, und deren sind gerade in Deutschland sehr viele; wogegen die römischen Strafsenzüge, wenigstens soweit sie für das Verständniss der erhaltenen Meilensteine in Betracht kommen, eingetragen sind. Die Sammlungen, welche die inschriftlichen Denkmäler Galliens und der beiden germanischen Provinzen umfassen sollen, sind noch nicht erschienen und bis zu ihrem Erscheinen wird noch manches Jahr hingehen. Nur für die österreichischen und bayerischen Lande, für das römische Pannonien, für Raetien und Noricum, liegen die Sammlungen mit ihren Karten bereits vor. Für das eigentliche Germanien, unsere Rheinlande, Hessen-Nassau, Rheinbayern, Baden, Württemberg muss man sich einstweilen meist noch mit älteren unvollkommenen Karten behelfen und das Material

für die Anschauung von den Grundlagen des römischen Lebens in jenen Gegenden aus allen möglichen gelehrten Ecken und Winkeln zusammensuchen. Eine Ergänzung, aber keinen Ersatz, bieten die von der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Angriff genommenen Karten der prachistorischen Funde, insofern sie die Fundorte von vorrömischen Alterthümern verzeichnen. Aber von einer den heutigen Anforderungen entsprechenden kartographischen Aufnahme des einst römischen Theiles von Deutschland, wie sie für Frankreich die grofse durch Napaleon III veranlasste topographische Karte von Gallien bis auf die römische Eroberung bietet, sind wir noch weit entfernt.

Caesar vielleicht schon und sicher nach ihm Augustus hatten, wie wir sahen, den Gedanken gefasst, das nördliche Deutschland bis zur Nordsee und der Elbe, das südliche bis nach Böhmen und Ungarn und weiterhin alles Land bis zum schwarzen Meer dem römischen Reich einzuverleiben, so dafs der ganze Lauf der grofsen Ströme des Nordostens und Nordwestens, der Donau und des Rheins, römisch werde. Aber schon um die Mitte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung sind diese hochfliegenden Pläne endgültig aufgegeben worden. Im Westen begnügte man sich etwa von Coblenz abwärts mit der Rheingrenze, im Osten etwa von der Drawemündung an mit der der Donau. Unter Trajan erst trat dort das neu eroberte Dakien nördlich von der Donau zum Reiche und blieb dabei bis gegen Ende des dritten Jahrhunderts. Zwischen Donau und Rhein aber, etwa von Regensburg an westlich, in Bayern, Württemberg, Baden und Rheinhessen bis zum Main, von da nördlich bis zur Lahn und etwas weiter, wenig unterhalb Coblenz, da wo die Rheingrenze beginnt, war das Land jenseits der grofsen Ströme doch schon so weit von den römischen Truppen besetzt und von einer sesshaften Bevölkerung bewohnt, die sich des römischen Schutzes freute, dafs diese reichen Fluren und Höhen nicht wohl aufgegeben werden konnten. So schritten denn in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts die tüchtigen flavischen Kaiser, Vespasian und seine Söhne Titus und Domitian, nachher ihnen folgend die grofsen Herrscher des zweiten Jahrhunderts, Trajan und Hadrian, dazu, dies weite Gebiet, dem natürliche Grenzen gegen das Barbarenland fehlten, durch jene künstlich befestigte Grenze abzuschliessen, von welcher der vorhergehende Abschnitt versucht hat eine Vorstellung zu geben. Die

von Vielen ausgesprochene Mahnung, dafs es hohe Zeit sei, den Spuren des gewaltigen Römerwerkes nachzugehen und sie in Beschreibung und Aufzeichnung zu fixieren, ehe die fortschreitende Kultur sie gänzlich verwischt haben wird, ist nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen. Fleissige Hände und Füfse haben sich fast überall in jenen Gegenden unseres Vaterlandes geregt, um dem Lauf der Befestigungslinien, den Kastellen und Wachtthürmen nachzuspüren, die schon verschwundenen Erinnerungen daran aus Aufzeichnungen verschiedenster Art, Urkunden und Flurbüchern, sowie aus den alten Gemarkungsgrenzen hervorzusuchen, die an den einzelnen Orten gefundenen Denkmäler, von den grofsen Steinaltären mit Inschriften an bis zur unscheinbarsten Thonlampe herab, vor Allem die Münzen und die gestempelten Ziegel zu sammeln, zu verzeichnen und zu deuten. Es ist jetzt nicht mehr nöthig, das Interesse für den Gegenstand überhaupt erst zu wecken; wohl aber ist die Frage danach berechtigt, wodurch sich denn diese künstliche Abschliessung der römischen Provinz gegen das freie Germanien erklärt, was sie überhaupt bezweckte, wie geartet die Kultur war, die sie gegen das Ausland abschloss. Eine kurze Darstellung der Ueberreste der römischen Herrschaft in Deutschland, die sich darauf beschränkt, auf die sichtbarsten Spuren hinzuweisen, welche diese Epoche unserer Geschichte zurückgelassen hat, wird auf Theilnahme und Verständniss bei allen denjenigen rechnen dürfen, denen unserer Heimat Vergangenheit und ihre Erkentniss am Herzen liegt.

Man liest wohl die Namen der römischen Städte in Deutschland und prägt sich auch ihre Lage auf der Karte ein; man betrachtet flüchtig die in den verschiedenen lokalen Sammlungen aufgespeicherten Reste des römischen Lebens, Sculpturen, Steinschriften, Mosaikfufsböden, Waffen und Geräthe aller Art, und findet sie mit wenigen Ausnahmen dürftig und gering im Vergleich mit den Schätzen der antiken Kunst, welche die Museen der grofsen europäischen Hauptstädte bergen. Sehr wenige gelangen zu den in Feld und Wald zerstreuten Resten der römischen Kultur, zu den Villen und Grabmälern, wie z. B. zu dem grofsen von Igel bei Trier, und ähnlichen. Wie wenige vermögen sich deutlich Rechenschaft zu geben von dem, was einst römisch war bei uns und von dem Stempel, den es dem deutschen Wesen in gewissen Beziehungen zu seiner Zeit aufgedrückt hat! Erst die gesteigerte Kultur der letzten Jahrhunderte hat all-

mälich Alles verwischt, was von solchen Resten der römischen Zeit einst vorhanden war und sich an vielen Orten mit überraschender Zähigkeit erhalten hatte. Es ist begreiflich, dafs unsere Geschichtschreiber über die Epoche der römischen Herrschaft in Deutschland, über welche die schriftlichen Quellen so dürftig fliessen, meist in summarischen Uebersichten hinweggehen. Auch mag das gehobene Vaterlandsgefühl, ein gewisser patriotischer Abscheu gegen alles Wälsche zuweilen dazu beigetragen haben, dafs ein genaueres Eingehen auf die Zeit der römischen Fremdherrschaft vermieden wurde. Wie weit und wie lange sich römische Bauten, besonders Mauern und Thore der einst von den Römern befestigten Städte, erhalten haben, wie oft diese Städte in ihrer Anlage, in den Strafsenzügen und in den Brücken, in der Lage ihrer Kirchen, unmittelbare Zeugnisse der römischen Gründung bieten, wird wohl nebenher erwähnt, aber kaum recht gewürdigt. Wie lange die römischen Strafsen überhaupt die einzigen waren, auf denen sich Kriegszüge und Handelsverkehr, die Romfahrten der Könige wie die Frachten der Italienerwaaren bewegten, ist meines Wissens nirgends im Zusammenhang untersucht worden. Für die Zeiten der Karolinger, ja noch für die die der sächsischen und fränkischen Kaiser bis zu den Staufern herab bilden die römischen Bauten, welche den Stürmen der Völkerwanderungen wie den späteren Kriegen gewiss in erheblicher Anzahl getrotzt hatten, den nothwendigen Hintergrund der Ereignisse. Das heilige römische Reich deutscher Nation knüpft auch äusserlich unmittelbar an die römische Kultur an, deren Spuren es überall vorfand. Nur darf man freilich nicht, wie eine Zeit lang der übertriebene Eifer lokaler Gelehrter zu thun pflegte, in jedem fremdklingenden Namen einen römischen, in jeder Bodenerhöhung ein römisches Lager, in jedem Thurm mit Bossenquadern einen römischen Festungsthurm sehen. Aber wohl lohnt es sich der Mühe, das, was wirklich römisch war oder ist, zu erkennen und aufzusuchen.

I.

Raetien

Es ist nicht meine Absicht, die jetzt zu Oesterreich gehörigen Provinzen Moesien (die Balkanländer von den Donaumündungen bis Belgrad), Pannonien (Slavonien und Ungarn westlich vom Donaulauf bis über Wien hinaus) und Noricum (die Steiermark und das Erzherzogthum Oesterreich nebst dem Salzkammergut) in den Kreis die-

ser Betrachtungen zu ziehen, obgleich die beiden letztgenannten einst ausschliesslich von germanischen Stämmen bewohnt wurden. Die ganze oben beschriebene Donaugrenze von Troësmis (dem rumänischen Iglitza) an mit ihren grofsen Kastellen in Moesien, wie Durostorum (Silistria), Oescus (Gigen), Ratiaria (Artscher), Drobetae (Turnu Severin), Viminacium (Kostolatz), liegt uns zu fern und ist zu wenig bekannt, als dafs sich davon verständlich in Kürze reden liesse. Und doch konnte die Fortsetzung dieser Postenkette in Pannonien und Noricum mit Aquincum (Altofen bei Budapest), Brigetio (Komorn gegenüber), Carnuntum (Deutsch-Altenburg zwischen Prefsburg und Wien), Lauriacum (Lorch an der Donau), nur im Zusammenhang mit jener richtig gefasst, können die dahinter liegenden Landschaften und ihre Denkmäler nur vereint betrachtet werden. Für die österreichischen Lande liegt mancherlei anziehendes Material vor, aber ich verzichte hier auf seine Verwerthung und beginne meine Betrachtung an der Grenze Bayerns und des deutschen Reichs.

Noch heute bildet der Lauf des Inn etwa von Kufstein nordwärts bis Passau die Grenze zwischen Oesterreich und Bayern, wie er einst die römische Provinz Noricum von Raetien trennte. Passau, das schöne Donau-Coblenz, Castra Batava, oder Batava schlechthin, an der Mündung des Inn, ist seit dem zweiten Jahrhundert Lagerort der neunten Cohorte der Bataver, die ihm den Namen gab. Es bildete mit dem ihm gegenüber auf demselben Ufer der Donau, aber auf dem anderen des Inn liegenden Boiodurum (von den keltischen Boiern gegründet, dessen Name noch in der Beiderwiese und dem Beiderbach fortlebt), das war längst bekannt, die Grenzstation zwischen den beiden Provinzen. Erst in allerneuester Zeit aber ist es mit musterhafter Geduld und Umsicht geführten Nachforschungen gelungen, beides, sowohl das römische Kastell am linken wie die altbefestigte Stadt am rechten Innufer, welche später zugleich Zollstation war, mit hinreichender Sicherheit aus den im Boden selbst erhaltenen Resten nachzuweisen.

Den Fluss aufwärts zwischen Passau und Regensburg folgen, wie wir sahen, die römischen Kastelle Künzing (Quintanae) und Strau-
Regensburg bing (Sorviodurum). Regensburg selbst, die Castra Regina, an der Mündung des Regenflusses in die Donau, dem es seinen Namen verdankt, ist im zweiten Jahrhundert eines der grofsen Lager einer Legion gewesen, der von Antoninus Pius für den Markomannenkrieg

errichteten dritten italischen. In Regensburg ist der Umfang der alten Befestigung ziemlich vollständig ermittelt worden; beträchtliche Reste zweier der römischen Thore mit doppelter Durchfahrt, Steine des dorischen Gesimses und Säulenschäfte, ein Fragment der grofsen Inschrift über dem Eingang, welche eine Wiederherstellung des Bauwerks unter Kaiser Commodus erwähnt, sind zum Vorschein gekommen.

Von dem raetischen Grenzwall und seinen Kastellen, von den dahinter liegenden wahrscheinlich älteren Befestigungen vor und an der Donau, ist oben gesprochen worden. An zahlreichen Orten ist hier der geduldigen und methodischen Forschung, welche den alten Ueberlieferungen nachgeht, die Flurbücher vergleicht, die Bodengestaltung zu deuten versteht und die gelegentlichen Mittheilungen alter Leute von gelehrter Schulweisheit unterscheidet, ein Ergebniss so gut wie gesichert. Freilich darf man nicht erwarten, hervorragende Werke der antiken Kunst zu finden. Aber die gleichmäfsigen und desshalb so sicheren Anzeichen der Kastellanlage, Thore nnd Wachtthürme, pflegen fast nirgends gänzlich zu fehlen. Den bescheidenen Ertrag lokaler Ausgrabungen bilden zwar nur die unscheinbaren Ziegel und Töpferscherben mit ihren Stempeln, die Münzen, die Reste von Waffen und Geräthen, hier und da als hochwillkommene Beute ein Inschriftstein. Aber sie geben die unverächtliche Gewissheit, dafs man auf deutschem Boden wieder ein Stück römisches Leben mehr gefunden hat.

Augsburg

Erst wann die durch Strafsen aus dem Hinterland nach vorn und untereinander verbundenen Kastelle das Land gesichert hatten, konnte sich das provinzielle Leben ungestört entwickeln. Als Drusus die Vindeliker unterwarf, hat er bereits den alten Hauptort der keltischen Licatier, wohl der Vorgänger der Vindeliker, am Zusammenfluss von Lech (Lica) und Wertach, zu einem römischen Kastell und zum Wohnplatz der ersten römischen Bürger in der neuen Provinz gemacht und ihm den Namen Augusta Vindelicum gegeben. Erst unter Claudius wurde die erste römische Alpenstrafse vom Po zur Donau, d. h. von Verona über den Brenner nach Innsbruck und Partenkirchen bis Augsburg und weiter bis gegen Donauwörth vollendet. Colonie im staatlichen Sinn wurde Augsburg erst unter Hadrian, mit dem Namen Colonia Aelia Augusta. Als eine der ersten gröfseren römischen Städte auf deutschem Boden und als Hauptstadt der Provinz Raetien ist Augsburg,

wie bekannt, bis in das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert hinein das eigentliche Thor von Italien, leider aber nicht zugleich die Hauptstadt von Bayern geblieben. Die älteste gedruckte Sammlung römischer Alterthümer aus Augsburg, d. h. von Sculpturen, architektonischen Fragmenten und Inschriftsteinen, ist die auf Kaiser Max' Befehl von Konrad Peutinger herausgegebene, zuerst gedruckt in Augsburg durch Erhard Ratold im Jahre 1508, dann wieder mit einigen Zusätzen in Mainz bei Johann Schöffer im Jahre 1520. Manche der hier von einem mir nicht bekannten Meister kräftig und charakteristisch gezeichneten und in Holz geschnittenen Abbildungen von Alterthümern sind von allen spätern Sammlern wiederholt worden, da die Originale inzwischen verloren gingen. Durch die gelehrten Augsburger Peutinger und Welser veranlasst und durch den fürstlichen Reichthum Raimund Fuggers unterstützt erschien die erste gedruckte Sammlung lateinischer Inschriften und Alterthümer des ganzen römischen Reichs in geographischer Anordnung, meist aus den Handschriften der italienischen Sammler geschöpft; sie ist durch die Ingoldstädter Professoren Petrus Apianus und Bartholomäus Amantius in Ingolstadt 1534 zum Druck gebracht und mit den trefflichen Holzschnitten Ostendorffers geziert. Augsburg ist der erste Mittelpunkt des römischen Lebens geworden in den reichen Thälern und Ebenen, in die der römische Eroberer aus den rauhen Alpenhöhen herabgestiegen war. Aber eine hervorragende militärische Bedeutung scheint die Stadt am Lech nicht gehabt zu haben. Auffällig ist unter ihren inschriftlichen Denkmälern, besonders im Gegensatz zu denen von Mainz, das Zurücktreten von Soldatengrabsteinen; das bürgerliche und besonders das kaufmännische Element wiegt vor. Was von Ueberresten der römischen Zeit erhalten geblieben ist, bewahrt das Maximilianeum der Stadt. Man kennt wohl ungefähr den Platz der ältesten Niederlassung, beim Dom, auf der Höhe des langgestreckten Hügels, den die Stadt einnimmt; in der Grottenau vermuthet man das römische Amphitheater. Aber es fehlt noch an einem ausreichenden Situationsplan des römischen Augsburg und seiner Umgebung. Sollte die schöne und reiche Stadt, welche für die Erhaltung ihrer geschichtlichen Denkmäler aus späterer Zeit so opferwillig eingetreten ist, nicht auch ihrer Gründungszeit einiges Interesse entgegenbringen?

Wer die Mühe nicht scheut, auch den zerstreuten und entle
Resten der römischen Zeit nachzugehen, der findet ihrer no
manchen Orten in den Niederungen des Inn, der Isar, des Lech und der Iller, wie im Oberland der raetischen Alpen. Chieming am schönen Chiemsee, schon zum römischen Noricum gehörig, ist der Sitz der alten Kultusstätte eines keltischen Gottes Bedaius und führte danach seinen alten Namen. Bei Reichenhall und in der Ebene nach Salzburg zu, bei Rosenheim, dem römischen Innsbruck (Pons Aeni), in Epfach (Abudiacum), in Kempten (Cambodunum), in Kellmünz (Caelimontium), in Wilten beim heutigen Innsbruck (Veldidena), in Matrei (Matreia) und Sterzing (Vipitenum) an der Brennerstrafse, in Chur (Curia), Maienfeld (Magia) und Feldkirch (Clunia) im oberen Rheinthal, endlich in Bregenz (Brigantium) und Eschenz (Tasgaetium), um nur einige der wichtigeren zu nennen, sind an Stelle altkeltischer Niederlassungen, wie die Namen zeigen, römische Stationen getreten. In allen jenen von der Natur reich gesegneten Ebenen und Gebirgsthälern, an den Alpenstrafsen und auf den mittleren Höhenzügen haben in Feld und Flur neben den keltischen und germanischen römische Ansiedler gewohnt und Spuren ihres Daseins hinterlassen. In Kempten und Bregenz sind neuerdings die Reste der römischen Marktanlagen gefunden worden. Das Münchener Antiquarium, theilweise auch das bayerische Nationalmuseum bilden eine Art von Mittelpunkt für die im Lande gefundenen römischen Alterthümer, über die es an beschreibenden, aber wenig lesbaren Werken nicht mangelt. Kleinere Sammlungen sind ausser in Augsburg in Landshut, Straubing und Kempten. Eine ethnographisch-historische Schilderung des alten Raetiens ist von einem patriotischen Geschichtsforscher in Chur versucht worden; doch fehlen ihr ausreichende Pläne und Abbildungen, ohne welche Bücher der Art jetzt überhaupt nicht mehr herausgegeben werden sollten. Ein solches Werk, aus der gemeinsamen Arbeit der besten Kenner hervorgegangen, aber einheitlich nach Plan und Ausführung, ohne ermüdende Gelehrsamkeit und überflüssige Kleinigkeitskrämerei, wie sie den antiquarischen Untersuchungen leider noch vielfach anhaftet, künstlerisch ausgestattet und daher wohl nicht ohne Aufwand aus öffentlichen Mitteln herzustellen, würde für das römische Bayern wie für die nachher zu besprechenden übrigen Gegenden Deutschlands einem wirklichen Bedürfniss entsprechen.

II.

Der Oberrhein

Unweit Lorch im Remsthal verlässt, wie oben geschildert worden ist, der Grenzwall plötzlich die bis dahin eingehaltene der Donau parallele ostwestliche Richtung, um sich fast im rechten Winkel nach Nordnordwest zu wenden und bei Miltenberg den Main zu erreichen. Ehe das Decumatenland dem Reiche einverleibt wurde — es geschah, wie wir sahen, unter Vespasian —, bildete auch hier der Rhein die Grenze des römischen Gebietes. Die Reihe der grofsen Kastelle, welche das linke Ufer des Rheins von seinem Austritt aus dem Bodensee bei dem vorhin erwähnten Tasgaetium (Eschenz, zwischen Constanz und Schafhausen) begleiten, sind vergleichsweise genauer bekannt. Winterthur (Vitodurum), Windisch (Vindonissa), das alte Hauptquartier einer der seit Augustus in Gallien stehenden Legionen, Avenches (Aventicum), Augst bei Basel (Augusta Rauricorum) sind, Dank den rührigen Schweizer Gelehrten, theilweis schon durch Ausgrabungen erforscht worden. Auch die Rheinfestungen im Elsass, Argentovaria (Horburg bei Colmar), Strafsburg (Argentorate), neuerdings von einem deutschen Ingenieurofficier von Appell sorgfältig aufgenommen, sind, wenn auch kaum durch eigentliche Nachforschungen, so doch durch zufällige Funde in ihrer Lage identificiert. Das Kastell von Argentorate, auf einem Hügelrücken an der Ill, im Knotenpunkt verschiedener Strafsen gelegen, hatte nach den noch oder einst vorhandenen Resten von Mauern, Thürmen und Thoren einen Umfang von etwa 530 × 370 m im Mittel; es liegt also in der Gröfse etwa zwischen der Saalburg (300 × 200 m) und Heddernheim (950 × 480 m). Aus den Verschiedenheiten in der Anlage der Mauern, Thürme und Gräben scheint sich sogar bis zu einem gewissen Grade Ursprung und Verlauf des Festungsbaues entnehmen zu lassen. Noch fehlen freilich entscheidende inschriftliche Zeugnisse und Ziegelstempel. Aber wahrscheinlich ist, dafs wenigstens ein Theil der achten Legion ihr erstes Hauptquartier in Obergermanien hier und in den nächstliegenden Kastellen gehabt hat. Vespasians Strafsenanlage nach dem Osten, welche die Einverleibung des Decumatenlandes nöthig machte, nahm von hier aus ihren Anfang. Im Allgemeinen bekannt sind ferner die Niederlassungen im Innern des Landes. So zunächst die Kastelle zwischen Strafsburg und Bingen, von denen oben die Rede war, sowie einige der Hauptorte Badens in römischer Zeit, vor Allem Baden selbst, die Colonia Aurelia Aquensis,

Strafsburg

Heidelberg und Ladenburg (Lupodunum); obgleich auch hier im Einzelnen noch so gut wie Alles zu thun bleibt. Ladenburgs Denkmäler sind von dem verstorbenen Karl Bernhard Stark in Heidelberg in seiner ausführlichen Weise beschrieben worden. Bei Gernsheim am Rhein, zwischen Worms und Oppenheim, hat Friedrich Kofler die Reste einer ziemlich umfangreichen Stadt gefunden. In allen diesen Orten hatte sich, so viel erkennt man schon jetzt, die römische Durchschnittskultur im ersten und zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bereits mehr oder weniger festgesetzt und ausgebreitet. Anders sah es in dem östlichen Württemberg und in Rheinhessen aus. Nicht der natürlichen Gestaltung des Landes und den gewiesenen Wegen des Anbaus in Thälern und Ebenen folgend, sondern ausschliesslich aus strategischen Gründen trennt hier der Grenzwall das von den Römern besetzte Land von dem der freien Germanen. Wann immer diese letzte Begrenzung des römischen Gebietes ausgeführt worden ist, die römischen Niederlassungen längst derselben behielten lange sicherlich einen rein militärischen Charakter. Wie die Linie des Walls über Berg und Thal, durch Wald und Sumpf zieht, ohne Rücksicht auf Terrainschwierigkeiten, so sind auch die unmittelbar hinter und an ihr liegenden Kastelle in fast gleichen Abständen und annähernd gleicher Gröfse angelegt worden, ohne Rücksicht auf etwa früher vorhandene Niederlassungen der einheimischen Bevölkerung, deren es kaum gegeben zu haben scheint. Bei den meisten von ihnen haben sich nach und nach erst kleine bürgerliche Niederlassungen an die Kastelle gelehnt. So in Oehringen, dem Vicus Aurelianus. Den an künstlerischem Werth geringen, im Ganzen aber doch nicht unerheblichen Ertrag an Alterthümern aus den nur erst zum Theil aufgegrabenen und genauer durchforschten römischen Ortschaften Württembergs bewahrt das Stuttgarter Antiquarium, Einiges aus den nördlichen Gebieten das des Grafen Erbach zu Erbach und der Eulbacher Park im Odenwald, sowie das Darmstädter Museum. Es ist klar, dafs erst vom Ende etwa des zweiten Jahrhunderts an und in der ersten Hälfte des dritten diese Gegenden etwas von wirklicher römischer Kultur erlangt hatten, das sie dann gegen die in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts schon beginnenden Raubzüge der Alamannen und Franken nicht lange zu halten vermochten. Hätte hier, wie in der Nordschweiz und im Elsass, die einst zu Gallien gehörten, eine um ein bis zwei Jahrhunderte ältere Kultur ihre Wurzeln geschlagen, so

Das Decumatenland

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

würde sie der barbarischen Ueberfluthung vermuthlich längeren und zäheren Widerstand entgegengesetzt haben. Württembergische, badische und hessische Gelehrte, Architekten, Ingenieure und Alterthumsfreunde haben vieles Nützliche gesammelt, beobachtet und verzeichnet, aus dessen Vereinigung sich ein annähernd richtiges Bild von dem Zustand jener Gegenden während der Dauer der römischen Herrschaft gewinnen lässt. Allein noch muss der Spaten oftmals angesetzt und vieles Vergessene an das Licht gezogen werden, ehe dies Bild auch weiteren Kreisen in klaren Umrissen und ausreichender Genauigkeit gezeigt werden kann. In Baden hat wie auch anderswo eine Zeit lang romantische Ueberschätzung der römischen Reste geherrscht, gestützt auf dilettantische Unkenntniss und etymologisches Spiel mit den Ortsnamen. Gegen solches Uebermaafs hilft nur die rücksichtslose Aufdeckung des Thatsächlichen; und sie hat schon vielfach ihren Dienst gethan. Statt des bis in unsere Tage selbst von angesehenen und geistreichen Gelehrten noch nicht aufgegebenen Etymologisierens und willkürlichen Deutens der Ortsnamen wäre es wohl angezeigt, einmal die wirklich und unzweifelhaft aus römischen hervorgegangenen deutschen Ortsnamen zusammenzustellen und mit Rücksicht auf ihre in den verschiedenen Gegenden und unter dem Einfluss verschiedener Dialekte verschiedenartige Abwandelung zu untersuchen. In Bayern ist neulich damit ein kleiner Anfang gemacht worden. Schon die in diesen Aufsätzen von mir zusammengestellten Parallelen werden dem aufmerksamen Leser durch mannigfach übereinstimmende Endungen (wie die auf -ing und -ingen) und Bildungen (mit Burg) aufgefallen sein.

III.

Der Main

Vom Thal der Kinzig an bis Mainz fiel dem Main die Rolle zu, welche weiter südlich der obere Donaulauf hatte; er bildete, wie es die Flüsse überall in unbekannten Ländern thun, die erste natürliche Strafse, um von Mainz aus nach Osten vorzudringen. Allein wir sahen, wie früh der reiche Südabhang des Taunus römische Kaufleute und Ansiedler gelockt hat, trotz der Gefahr, die von dem kriegsgewaltigen Volke der Chatten drohte, in jenen schönen Thälern und Höhen festen Fufs zu fassen. Schon Drusus hatte das erste gröfsere römische Kastell in ihrem Gebiet, „am Taunus“ angelegt; es scheint den keltischen Namen, der dies bedeutet, geführt zu haben, Artaunum. Viel-

leicht ist es der heutige Flecken Heddernheim an der Nidda, nördlich von Frankfurt, das, wie sein Name zeigt, erst in fränkischer Zeit an seine Stelle trat und der Hauptort jener Gegenden neben Mainz wurde. Mainz aber war von jeher die bedeutendste Stadt Mainz nicht blofs im römischen Deutschland, sondern es scheint, dafs sie es bald an Glanz und Macht mit der alten Hauptstadt der drei gallischen Provinzen Lyon (Lugudunum) aufnehmen konnte; Augsburg hat sich, wie schon gesagt, nie mit ihm messen können. Wie Lyon am Zusammenfluss der Rhone und der Saone, so war Mainz an dem des Rheins und des Mains von Kelten gegründet worden, wie sein Name Mogontiacum zeigt, der an die Namen keltischer Götter, Mogon und Mogontia, anklingt. Die unvergleichliche Lage an zwei schiffbaren Strömen veranlasste wahrscheinlich schon den Drusus hier das erste stehende Winterlager für seine Legionen anzulegen, zum Theil mit Benutzung des hoch gelegenen Platzes, auf dem die alte Keltenstadt lag, dem heutigen Kästrich. Am andern Ufer des damals wohl noch breiteren und gewaltigeren Stroms, als er es jetzt ist, wird nur eine kleinere Verschanzung zum Schutz der Landungsstelle für Fähren angelegt worden sein. Eine stehende Brücke über den reissenden Fluss gab es damals nicht; Schiffbrücken aber mögen für Kriegszwecke öfter aufgefahren worden sein. Erst gegen Ende des ersten Jahrhunderts, als inzwischen die Besetzung des Taunuslandes jenseit des Rheins Fortschritte gemacht hatte und römische Strafsen angelegt wurden, die, wie schon gesagt, nach Wiesbaden und Heddernheim und weiter über Homburg und Friedberg bis hinauf nach Butzbach führten, wird man in Friedenszeiten dazu haben schreiten können, aus mächtigen Eichenpfählen mit eisernen Schuhen die Pfeiler im tiefen Bett des Stroms zwischen Mainz und Kastel einzurammen. Es ist möglich, dafs schon derselbe Kaiser, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach, wie wir sahen, das Zehentland im Süden jenseit des Rheines zum Reiche schlug und die Neckarlinie schützte, oder aber einer seiner Nachfolger, vielleicht Domitian oder Trajan, der Urheber war des einheitlichen Gedankens, welcher zur Ummauerung des für eine Legion eingerichteten Kastells von Mainz, zu der Anlage der festen, auf steinernen Pfeilern ruhenden Mainzer Rheinbrücke und des festen Brückenkopfes zu Kastel, dem Castellum Mattiacum, endlich auch zur Fortsetzung des Grenzwalls durch den Taunus geführt hat. Ueber die römische Brücke zwischen Mainz und Kastel ist eine ganze

Litteratur herangewachsen. Schon nach den gelegentlichen Beobachtungen von im Strom erhaltenen Pfeilerresten, die vereinzelt seit dem siebzehnten Jahrhundert, in gröfserem Zusammenhang seit dem Ende der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts durch die Strombaumeister gemacht worden sind, konnte an ihrem Ursprung nicht gezweifelt werden. Verschiedene Forscher, welche die Frage in besonderen Schriften oder gelegentlich berührt haben, Dr. Friedrich Schneider, dem ein schönes Werk über den Mainzer Dom verdankt wird, Dr. Julius Grimm, Karl Christ in Heidelberg, Karl von Becker in Karlsruhe, A. Hammeran in Frankfurt, endlich der Ingenieurhauptmann P. von Poellnitz kamen in Bezug auf Bauart und Entstehung zu abweichenden Ergebnissen. Im Interesse der Schifffahrt wurde die Beseitigung aller Pfeilerreste beschlossen und in den Jahren 1880 bis 1882 durch das hessische Kreisbauamt ausgeführt, kurz vor dem Bau der neuen steinernen Brücke, die jetzt eine der Zierden von Mainz bildet. Die dabei vom Baurath Heim gemachten sorgfältigen technischen Beobachtungen und die daran geknüpfte geschichtliche Erörterung von Dr. W. Velcke in Mainz, im Jahre 1887 in der Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer in Mainz mit guten Abbildungen veröffentlicht, bestätigen im Wesentlichen, was sich mir, und unabhängig von mir dem verstorbenen Albert Duncker, schon vor jener Veröffentlichung aus den gelegentlich bekanntgemachten Fundstücken als das wahrscheinlichste in Betreff der Bauart wie der Entstehung der Brücke ergeben hatte.

Genau in der Achse der Mainzer Zeughausgasse und der Kasteler grofsen Kirchgasse, welches wahrscheinlich die Achse beider römischen Kastelle ist, standen im Flussbett 18 gewaltige Pfeiler von rund 19 m Länge (bis zur äussersten Spitze) und 7 m Breite, in ungleichen Abständen von 15 bis 30 m, dazu auf der Mainzer Seite noch 7, von denen erst kürzlich zwei zum Vorschein gekommen sind, im Ganzen also 25; auf der Kasteler Seite wird die Brücke nur durch einen Erddamm oder eine in leichter Holzconstruction ausgeführte Rampe mit dem Kastell verbunden gewesen sein. Die Gesammtlänge der Brücke wird auf 2500 Fufs oder etwa 834 m geschätzt. Grofse Massen von eichenen Pfählen und Bohlen, Schwellen von 7,50 m Länge und 0,27 bis 0,30 m im Quadrat, eiserne Schuhe (Spitzen) der Pfeiler, ähnlich denen von der Coblenzer Moselbrücke, mit ge-

waltigen Nägeln befestigt, sind herausgefördert worden. Der eine der Pfeiler ist in allen seinen einzelnen Theilen herausgenommen und im Hof des Mainzer Schlosses neu wieder aufgestellt worden. Die runden eichenen Pfähle sind für jeden Pfeiler mit in das Holz geschnittenen römischen Ziffern bezeichnet, die von I bis DV laufen, ebenso die darauf gelegten Schwellen mit Ziffern von I bis VI. Sie sind, wie durch eine sinnreiche Erklärung des Vorgangs erläutert wird, durch Schwellenkasten hergestellt und aus Quadern gemauert gewesen, die sich in grofser Zahl im Rhein gefunden haben und nur zum Theil heraufbefördert werden konnten. Ueber die steinernen Pfeiler lief eine hölzerne Brückenbahn, wie bei der Trajansbrücke über die Donau; keilförmige Quadern haben sich nicht gefunden. In oder bei den Pfeilern aber ist eine Reihe von Gegenständen gefunden worden, welche wichtige Aufschlüsse über die Zeit ihrer Erbauung geben: ein 1,40 m langes bleiernes Gussstück von eigenthümlicher Form und unsicherer Bestimmung, von 72 Kilo Gewicht, das vielleicht zur Verankerung einer Signalstange gedient hat oder an irgend einem Holzwerk zu Bau- oder Belagerungszwecken befestigt war, mit der Inschrift *leg(io) XVI*; ein wuchtiger Schlägel aus Eichenholz 0,58 m hoch und 0,22 m lang, mit der flach eingeschlagenen Inschrift *L(ucius) Vale(rius) leg(ionis) XIIII*; ein eiserner Brennstempel mit der Inschrift *leg(io) XXII Ant(oniniana)*. Die sechzehnte Legion, zum frühesten Bestand des germanischen Heeres gehörig, hat im Jahre 69 Mainz verlassen, um an den Kämpfen zwischen Otho und Vitellius Theil zu nehmen und ist bald nachher von Verspasian kassiert worden. Die vierzehnte Legion stand ebenfalls von Anfang an in Mainz, bis sie durch Claudius zur britannischen Expedition abberufen wurde, kehrte nach dem Aufstand des Civilis zurück und blieb dort, bis die Aufregung in den germanischen Provinzen sich gelegt hatte und Trajan sie zu seinen pannonisch-dakischen Kriegen fortnahm; seitdem ist sie unausgesetzt in Pannonien geblieben. Der Schlägel ist nicht zufällig in den Brückenpfeiler gelegt worden, in dessen Holzwerk fest eingeklemmt er gefunden wurde, sondern er blieb offenbar bei der Bauarbeit darin stecken. Die zweiundzwanzigste Legion endlich gehört von Anfang an bis fast zu Ende der römischen Herrschaft zur Mainzer Garnison; der Beiname Antoniniana, den sie auf dem Brennstempel führt, beweist, dafs er zu einer Arbeit an der Brücke unter dem Kaiser Caracalla gebraucht worden ist. Schon in

diesen Werkzeugen ist die Geschichte der Brücke enthalten. Dazu kommen aber noch eine Anzahl Inschriften auf Stein. Bei den Baggerarbeiten im Strom, wenig unterhalb der römischen Brücke, ist ein einst mit Blei eingefugter Sandsteinquader gefunden worden mit der Aufschrift *leg(io) XIIII gemina Martia Victrix, centuria G(ai) Velsi Secundi.* Diefs ist die gewöhnliche Form, in welcher der Antheil von Truppentheilen an Bauten urkundlich bezeugt wird; z. B. in zahlreichen Beispielen an den britannischen Befestigungen. Auf der Kasteler Seite ist ein ähnliches Werkstück gefunden worden mit der Aufschrift in schönen Buchstaben *leg(io) XXII* nebst den Wappenthieren der Legion, dem schreitenden Stier und dem Capricornus. Dieses Werkstück bezieht sich wahrscheinlich auf eine Wiederherstellung der Brücke und gehört in die Zeit des Severus oder Caracalla. Auch eine eiserne mit Silber und Erz tauschierte Dolchscheide mit der Inschrift *leg(io) XXII primi(genia)* fand sich in der Nähe eines der Pfeiler. Endlich sind eine ganze Anzahl von nicht im Bau der Brücke verwendeten Werkstücken gefunden worden, die nur als Anschüttung zum Schutz der Strompfeiler gedient haben oder bei späteren Reparaturen angebracht worden sind, Inschriften und tektonische Fragmente, Sculpturen, Grabreliefs u. s. w. Das älteste inschriftliche Denkmal darunter ist ein dem Nero im Jahre 56 von einer Reiterabtheilung des britannischen Heeres gesetztes; zwei gehören wahrscheinlich der Zeit des Trajan, die übrigen dem dritten Jahrhundert an. Hiernach ist es unzweifelhaft, dafs die Brücke ein Bau der domitianischen Zeit ist, ausgeführt von den damals dort stehenden Legionen, der vierzehnten und der zweiundzwanzigsten; denn auch ihr wird man einen Antheil am Brückenbau nicht absprechen dürfen. Das dem Nero gesetzte Denkmal kann schon bald nachdem jenes Kaisers Gedächtniss verfehmt war als Werkstück verwendet worden sei. Damals ist Kastel auch, wie es scheint, zuerst mit steinernen Mauern befestigt worden, während früher, wie gesagt, nur ein Erdwerk den Uebergang auf Fähren oder eine Schiffbrücke geschützt haben mag. Genauer noch wird die Zeit des Brückenbaus dadurch bestimmt, dafs, wie es in dem Bericht über den Aufstand des Legaten von Obergermanien Antonius Saturninus gegen Domitian im Jahre 88 heisst, grade in der Stunde des Kampfes der plötzliche Eisgang des Rheins den Uebergang den Barbaren verhindert habe, d. h. der Chatten, die der Empörer aufgeboten hatte. Also gab es damals noch keine feste

Brücke über den Rhein. Die Oertlichkeit jenes Kampfes wird mit gröfster Wahrscheinlichkeit unmittelbar vor Mainz zu suchen sein, dem amtlichen Sitz des Statthalters. Wer den Strom und seine Gewalt kennt, weifs dafs bei plötzlichem und starkem Eisgang auch ein Uebergang auf Kähnen unmöglich ist. Die Erwähnung einer festen Brücke, welche nach einem Zeugniss Strabos zu Anfang der Regierung des Tiberius von den Feldherrn des germanischen Krieges im Gebiet der Treverer geschlagen worden war, also irgendwo von Mainz abwärts bis gegen Andernach hin, ist nur von einer Kriegsbrücke zu vorübergehendem Gebrauch zu verstehen und kann nicht auf die Mainzer Brücke bezogen werden. Der Kaiser Caligula fand bei der Rückkehr von seinem germanischen Feldzug die Schiffbrücke von Soldaten und Tross versperrt und liefs sich in eiliger Flucht aus Angst vor dem Feinde über die Köpfe der Leute hinwegtragen. Das wird auf eine wohl schon seit Drusus bei Mainz bestehende oder zeitweilig hergerichtete Schiffbrücke zu beziehen sein. Die älteste stehende Brücke über den Rhein bei Mainz ist mithin die frühestens im Jahre 89 unter Domitian, vielleicht erst etwas später vollendete. Die Vermuthung, dafs sie in enger Beziehung stand zu dem damals, wie wir sahen, errichteten Grenzwall und der zu ihm führenden Strafse, ist fast unabweisbar. In augustischer Zeit würde eine solche Brücke wahrscheinlich ganz aus Stein gebaut worden sein mit gewölbten Bogen, wie die in ihren sechzig steinernen Bogen noch erhaltene, aber freilich viel flachere Brücke über den seichten Guadiana bei Emerita Augusta in Lusitanien, dem heutigen Merida. Ob Domitian oder etwa Trajan Erbauer der Brücke gewesen, ist vorläufig nicht zu entscheiden; vielleicht lösen inschriftliche Funde dereinst diesen Zweifel. An Trajan könnte man desshalb denken, weil er nach dem Sieg über den Dakerkönig Dekebalus auch die erste steinerne Donaubrücke erbaut hat. Aber da seit seiner Regierung der Schwerpunkt der Reichsvertheidigung vom Rhein an die Donau verlegt worden ist, so wird mancher geneigt sein, die Ueberbrückung des Rheins noch unter Domitian zu setzen. Seitdem bestand die Brücke in der Zeit der höchsten Machtentfaltung Roms am Rhein vielleicht über ein Jahrhundert lang. Erst in der Epoche der beginnenden germanischen Angriffe gegen Ende des zweiten Jahrhunderts, wahrscheinlicher noch in Folge der Völkerbewegungen, welche Caracallas germanischen Feldzug vom Jahre 213 veranlassten, musste sie zeitweise abgebrochen

werden. Dann ist sie möglicherweise nach dem Sieg der Legion, welche nun den Namen Antoniniana führte, wiederhergestellt worden. Vom Kaiser Maximinus wird sodann berichtet, er habe eine Brücke über den Rhein gebaut, welche der Empörer Magnus hinter ihm abbrechen wollte. Die Nachricht tritt zwar ohne jede bestimmte Bezeichnung der Oertlichkeit auf, aber sie wird nicht ohne Wahrscheinlichkeit auf Mainz bezogen. Bei Gelegenheit der germanischen Feldzüge des Severus Alexander sprechen die Berichterstatter von der grofsen Festigkeit, welche die winterliche Eisdecke dem Rhein wie der Donau verleihe. Das braucht nicht nothwendig auf das Fehlen einer stehenden Brücke gedeutet zu werden. Wenn die steinernen Pfeiler, wie wahrscheinlich ist, bestehen blieben, so kann der hölzerne Oberbau der Brücke je nach den wechselnden Beziehungen zu den Alamannen öfter eine nur zeitweilige Wiederherstellung gefunden haben. Die Pfeilerreste zeigen vielfach, nach übereinstimmender Beobachtung der Sachverständigen, den Charakter schleuniger und wenig sorgfältiger Arbeit. Erst die wiedererstarkte Macht des Reiches unter Diocletian bewerkstelligte eine einem Neubau gleichkommende Wiederherstellung der Brücke. Sie bezeugt ein in Lyon gefundenes, jetzt im Pariser Münzkabinet befindliches Bleimedaillon, an dessen Aechtheit kein Zweifel ist. Der obere Abschnitt des Münzbildes zeigt die beiden Kaiser Diocletian und Maximian auf Thronen sitzend und die Huldigungen Unterworfener entgegennehmend, mit der Beischrift *saeculi felicitas*. Unten ist links mit Thürmen und Thoren Mainz — *Mogontiacum* —, rechts Kastel — *Castel(lum)* — dargestellt, dazwischen der Fluss — *fl(uvius) Rhenus* — und die Brücke, durch drei steinerne Rundbogen mit Balustrade darüber bezeichnet; über sie führt, unter Vorantritt eines geflügelten Genius und eines kleinen Knaben (ich weiss ihn nicht sicher zu deuten) die geflügelte Siegesgöttin den Kaiser, ihm den Kranz auf das Haupt setzend. Es folgt aus dem zwar glaubwürdigen, aber im Einzelnen doch nur andeutenden Münzbild nicht, dafs die Brücke damals steinerne Bogenwölbungen erhielt. Aber gehalten hat sie, mit einigen Unterbrechungen, für ein weiteres Jahrhundert, bis auf Valentinians Alamannenkriege. Danach verschwindet jede Kunde von ihr. Wir erfahren erst wieder, dafs Karls des Grofsen Baumeister, wohl mit Benutzung der noch vorhandenen römischen Pfeiler, eine neue Brücke bei Mainz erbauten. In einer Urkunde aus der Zeit vor dem Jahre 803 wird

der Platz an der Brücke mit dem alten deutschen Namen *ad hrachatom* genannt, mittelhochdeutsch *ze den racheden*; wahrscheinlich eine Umdeutschung des romanischen *arcata*, Bogenreihe.

Das sind die Schicksale der Mainzer Brücke. Die inschriftlichen Denkmäler von Mainz, die noch nicht in einer vollständigen und übersichtlichen Sammlung vorliegen, mit dem vielen Neuen, das die letzten Jahre gebracht haben, werden dereinst das Bild von den wechselnden Schicksalen der Stadt in den ersten vier Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zu einem vielfach genaueren und vollständigeren machen, als es jetzt vor uns steht.

Aber schon vor dem Bau der festen Brücke war Mainz eine bedeutende Stadt, in der trotz ihres vorwiegend kriegerischen Charakters auch Handel und Verkehr blühten. In Mainz ist eines der letzten wirklich gelehrten Bücher des römischen Alterthums, des Censorinus Schrift über die Geburtstagsfeier, im Jahr 238 geschrieben worden. In demselben Jahr 1520, in welchem die zweite Ausgabe von Peutingers römischen Denkmälern von Augsburg erschien, ist in Mainz die zweitälteste Sammlung lateinischer Inschriften, die überhaupt vorhanden, Huttichs „Collectaneen der Alterthümer in und um Mainz", bei Johann Schöffer daselbst gedruckt und fünf Jahre später zum zweiten Mal herausgegeben worden. Wer von des römischen Reiches Herrlichkeit in deutschen Landen einen Begriff haben will und aus Denkmälern Geschichte zu lernen weifs, der muss das römisch-germanische Centralmuseum in Mainz in der bischöflichen Residenz aufsuchen. Da stehen in langen Reihen die zwar nicht von griechischen und italischen Künstlern, aber doch von theilweis recht geschickten Arbeitern gemeifselten Grabmonumente der römischen Legionare und der Soldaten aus den verschiedenen Abtheilungen der Hülfsvölker; sorgfältig, oft in Lebensgröfse ausgeführte Bildnisse, in denen aber mehr Gewicht gelegt ist auf die treue Wiedergabe der Tracht und Bewaffnung, als auf Schönheit und individuellen Ausdruck. Einige davon sind auch nach Wiesbaden gekommen; von wenigen, und nicht von den besten, sind Abgüsse im Museum zu Berlin. Es fehlt auch nicht an Denkmälern nicht militärischer Personen: die Gilde der Rheinschiffer, wie in Lyon die der Schiffer des Rhodanus und Arar, die Hirten der grofsen Grundbesitzer und allerlei Private sind in oft rohen, aber charakteristischen Darstellungen vertreten. Unvergleichlich ist der Reichthum an Waffen

und Geräth aller Art, bis auf die sorgfältig gearbeiteten Lederschuhe herab, die, vielfach im Flussbett des Rheins, zum Vorschein gekommen sind und in den langen Glaskästen zierlich aufgereiht liegen. Der Vorstand dieses ersten und bedeutendsten aller Museen römischer Alterthümer in Deutschland hat es bekanntlich in der virtuosen Nachbildung der antiken Stücke in bemalten Abgüssen zu solcher Vollkommenheit gebracht, dafs die in vielen Sammlungen vorhandenen Kopien von den Originalen fast nicht zu unterscheiden sind und jene für die Anschauung vollständig ersetzen. Schöne Abbildungen eines Theils der Mainzer Kriegerdenkmäler enthält Lindenschmits, des Directors der Sammlung, Werk über die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit; allein sie stehen da zusammen mit vielem anderen Ungleichartigen nnd sind im Ganzen wenig bekannt. Die kleineren, aber nicht unbedeutenden Sammlungen in Wiesbaden, Darmstadt, Worms, Speier, Mannheim, das Saalburgmuseum in Homburg, ergänzen diese Eindrücke. Weniger gut ist für die baulichen Reste des römischen Mainz gesorgt worden. Es gibt noch keine Aufnahme der im Boden und in den Kellern der Häuser zerstreuten Fundamente der Mauern und Thore des Kastells auf dem Kästrich. Noch wissen wir nicht sicher, ob die römische Brücke wirklich in der Achse des Mainzer Kastells sowie des von Kastel liegt, wie wahrscheinlich ist. Noch ist unbekannt, ob neben dem seit dem Ende des ersten Jahrhunderts ummauerten Lagerplatz der einen Legion die Lager der anfänglich hier vereinten zwei oder mehr Legionen mit ihren Auxilien nachweisbar sind. In verschiedenen Gegenden der unteren Stadt, wo der Grund zu Neubauten ausgehoben wird, kommen Reste der römischen Gebäude, tektonische Fragmente u. s. w. zu Tage. Man kennt den alten Begräbnissplatz der Garnison bei Zahlbach, und ein bedeutsames Wahrzeichen seines Alterthums besitzt Mainz in dem Eigelstein. Jetzt nur ein formloser Kern von felsenhartem Gusswerk ohne einen einzigen der Quadern, mit denen er einst bekleidet war und von denen sich, wie die alten Abbildungen zeigen, bis in das vorige Jahrhundert noch beträchtliche Reste erhalten hatten, kann er in der That, wenn man der ununterbrochenen Ueberlieferung seit der karolingischen Zeit nicht jede Beweiskraft absprechen will, für das Grabdenkmal gehalten werden, das dem Drusus, nach seinem zwischen Saale und Rhein erfolgten Tod, in dem Winterlager der Legionen bei Mainz errichtet

und mit den Zeichen seiner Siege geschmückt wurde; ein Kenotaph, denn der Leichnam selbst oder vielmehr seine Asche wurde im Mausoleum des Augustus auf dem Marsfelde in Rom beigesetzt. Vor dem „Drususmal“ in Mainz, dem Trusileh der Urkunden, wurde alljährlich eine Leichenparade, die militärische Gedächtnissfeier für den gefallenen Führer, gehalten; ein wohlberechneter und gewiss auf die Germanen weithin wirkender Act der römischen Politik. Vielleicht stand in Mainz auch der dem Germanicus nach seinem Tode „am Ufer des Rheins“ errichtete Ehrenbogen.

Die Bedeutung von Mainz erklärt es, dafs man dies grofse Ausfallsthor für die germanischen Feldzüge mit einem geschützten Vorterrain versah, in welchem bald eine friedliche Bevölkerung unter dem Schutze der mächtigen Festung sich ausbreitete. Der Grenzwall, der, wie wir sahen, von Grofskrotzenburg durch die Wetterau geht und zuerst in südnördlicher Richtung die Thäler der Nidder, der Nidda, der Horloff, der Wetter, der Use einschliefst, schützt den schönsten Theil den Rheinlands mit seinen zahlreichen Mineralquellen, die alle den Römern bekannt waren und theilweis, wie die Wiesbadener, den Grund zu bedeutenden römischen Niederlassungen gelegt haben, und mit seinen köstlichen Weinbergen. Kein Wunder daher, dafs hier die altbegründete Kultur auch noch lange nach dem Fall des römischen Reiches in merklichem Gegensatz zum ganzen übrigen Deutschland sich erhalten und bis auf unsere Tage dem Leben ihren Stempel aufgedrückt hat. Ausser Wiesbaden und Kastel gegenüber von Mainz ist Friedberg hier eine der wichtigsten römischen Niederlassungen, wie Ladenburg und Heddernheim ein Sitz des durch die römische Eroberung eingeführten Gottesdienstes des persischen Sonnengottes Mithras. Eine Anzahl von Heiligthümern dieses Kultus sind in und bei Heddernheim gefunden worden. Die Bedeutung des Sprengels, den der erste Kirchenfürst Deutschlands regierte, und seine Rolle in Deutschland sind bekannt genug. Aber wie es in den Kastellen und Städten am linken Rheinufer in römischer Zeit aussah, in Bingen (Bingium) und dem dahinter liegenden Kastell an der Nahe, der Heidenmauer bei Kreuznach, aus welchem eine Anzahl schöner, den Mainzern ähnlicher Kriegergrabsteine hervorgegangen ist, in Oberwesel (Vosolvia), Boppard (Baudobriga), in dem Kastell und der Zollstation, die auf dem Platz der Castorkirche in Coblenz (*ad Confluentes*) mit seiner römischen Brücke über die Mosel lagen (seine

Lage wurde schon oft mit der Passau's verglichen), und in Andernach (Antunnacum) — ich nenne nur die wichtigsten Orte —, das zu ergründen fehlt es nicht an mannigfachem Material. Aber auch für diese Gegenden gehören genaue Aufnahmen, sorgfältige Ermittelungen des Verschwundenen, zuverlässige Beschreibungen noch zu den Ausnahmen. Seit Domitians Regierung war weniger aus strategischen als aus politischen Gründen der bis dahin einheitliche Oberbefehl über die römischen Heere am oberen und unteren Rhein in die getrennte Verwaltung zweier verschiedener Provinzen, des oberen und unteren Germaniens, getheilt worden, die, wie wir sahen, am Vinxtbach, zwischen Schloss Rheineck und Niederbreisig, ihre Grenze hatten. Es schien bedenklich, den Befehl über die gröfste mobile Truppenmacht, welche das Reich damals vereint aufstellen konnte, acht Legionen mit den ihnen an Zahl fast gleichkommenden Hülfsvölkern zu Fufs und besonders zu Pferd, im Ganzen über sechzigtausend Mann, zugleich mit der Verfügung über die grofse Kriegskasse und die daselbst niedergelegten Spargelder der Truppen in einer Hand zu lassen. Die Truppenzahl wurde dem damals befriedeten Zustand der Provinzen entsprechend vermindert und ihre Dislocierung verändert; der kaiserliche Oberbefehlshaber in Mainz gab das Kommando über die Hälfte derselben dem zu Köln residierenden des unteren Germaniens ab. Obergermanien, das ausser dem linken Rheinufer auch einen beträchtlichen Theil Galliens, die Gebiete der Helvetier, Sequaner und Lingonen vom Nordufer des Genfer Sees an (die Freigrafschaft mit Besançon und Langres), den Elsass und die Pfalz, auf dem rechten das ganze vom Grenzwall umschlossene Gebiet vom Thal der Rems in Württemberg bis zur Mitte etwa zwischen denen der Lahn und der Sieg in unseren Rheinlanden umfasste, hat Jahrhunderte lang diese künstlich geschaffene Abgeschlossenheit in den Verkehrswegen und den politischen Beziehungen, in manchen Gewohnheiten und Bräuchen, theilweis in den Dialekten bewahrt. Eine Schilderung dieser wichtigen Provinz des Reiches, ihrer Städte und Begräbnissplätze, ihrer Strafsen mit ihren Brücken und Fähren, der zahlreichen über das Land zerstreuten Villen und Gehöfte, auf Grund sorgfältiger kartographischer Aufnahmen und einer erschöpfenden Sammlung aller inschriftlichen und anderen Reste des römischen Lebens —; welch eine Grundlage würde sie bieten für das tiefere Verständniss aller der geschichtlichen Vorgänge, der territorialen

Veränderungen und gesellschaftlichen Wandlungen, die sich seit dem Ende der römischen Herrschaft auf diesem Stück Erde vollzogen haben!

IV.

Das spätere Niedergermanien, d. h. das östliche Vorland des belgischen Galliens bis zum Rhein, vom Vinxtbach abwärts bis an seine Mündung, war Anfangs nicht dazu bestimmt am Rhein seine Grenze zu finden. Zwar hatte Drusus wie am oberen Rhein so auch den Fluss abwärts an den passendsten Stellen, an hohen, das Ufer beherrschenden Punkten und da, wo von alters her die germanischen Stämme über den Strom zu setzen pflegten, mit Erdwällen befestigte Lagerplätze angelegt, die vielfach den Kern der später ummauerten Kastelle gebildet haben werden. Schon Agrippa hatte den Grund zur Ubierstadt gelegt; Drusus befestigte den Platz und stiftete den Altar der Ubier. Köln wie alle übrigen Kastelle auf dem linken Ufer hatte den Zweck, den Rhein zur geeigneten Basis für den Angriff gegen die freien Germanen auf dem rechten zu machen; Deutz, Divitia, Köln gegenüber, blieb bis in die spätesten Zeiten ein stark befestigter Brückenkopf. Aber wir wissen, dafs die Politik der Eroberung nicht sowohl in Folge der noch so bedeutenden Niederlagen, wie der des Lollius und des Varus, und trotz der Erfolge des Tiberius und Germanicus vielmehr aus Sparsamkeit aufgegeben wurde. Unter der Regierung des Claudius schon erging der Befehl, die sämmtlichen rechtsrheinischen festen Plätze aufzugeben und ihre Besatzungen auf das linke Ufer zurückzuziehen. Da gleichzeitig eine neue Provinz, Britannien, dem Reiche erworben worden, so schienen die Streitkräfte keine gröfsere Zersplitterung zu gestatten. In den etwa sechzig Jahren vom Tod des Drusus bis auf Claudius hat sich in dem rechtsrheinischen Germanien begreiflicher Weise keine sesshafte römische Bevölkerung gebildet, deren Spuren in Städten und Villen sich erhalten konnten; wie dies in Raetien und am Oberrhein der Fall ist. Allein aus dem Mangel solcher Reste auf dem rechten Ufer des Niederrheins folgt noch keineswegs, dafs es daselbst in der Zeit bis auf Claudius neben und unter dem Schutz der befestigten Plätze überhaupt römische Niederlassungen nicht gegeben habe. In den weiten Gefilden der Lahn, Sieg, Ruhr, Lippe und Yssel kann noch Vieles im Boden stecken, was die römischen Ansiedler des

Der Rhein

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

ersten Jahrhunderts dort zurückgelassen haben mögen. An einer Statistik der Funde von Alterthümern, insbesondere von Münzen fehlt es noch durchaus. Die von der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Angriff genommenen und in Vorbereitung begriffenen prähistorischen Fundkarten werden für solche Untersuchungen, welche noch viel geduldigen Fleifs erfordern, eine Grundlage bieten.

Auf dem linksrheinischen Gebiete, dem späteren Niedergermanien und den angrenzenden Theilen von Gallien, hat die römische Kultur der vier ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung reiche und ausgedehnte Spuren zurückgelassen. Die jetzt wieder zu Deutschland gehörigen Gebiete des römischen Galliens, das obere Moselthal mit Metz, ferner Trier und das untere Moselthal haben in jener Zeit eine eigenartige, reich entwickelte und von der Obergermaniens
Trier vielfach verschiedene Kultur besessen. Mit der besonderen Bevorzugung, welche der Kaiser Claudius seiner gallischen Heimat zu Theil werden liess — er hatte zufällig in Lyon das Licht der Welt erblickt, wo sein Vater Drusus sich gern aufhielt —, hängt es wohl zusammen, dafs wie Köln so auch Trier von ihm zur Colonie erhoben und, wie ich glaube, mit gewaltigen Mauern und Thoren befestigt wurde. Die Porta nigra, das Wahrzeichen Triers, ein stark befestigter, aber trotzdem nicht minder reich ausgeschmückter und desshalb vielleicht nie ganz vollendeter Thorbau, dessen solide Pracht nur mit den grofsen Bauten des ersten Jahrhunderts in Pärallele gestellt werden kann, wird so lange mit den älteren Gelehrten für einen Theil dieser ersten und nachher so nicht wiederholten Befestigung der Stadt angesehen werden dürfen, als nicht sein späterer Ursprung durch unwiderlegliche Beweise dargethan ist. Von den Bauten dieser ersten Glanzzeit des römischen Triers ist es begreiflicher Weise noch nicht gelungen, sichere Reste nachzuweisen obgleich sie nicht fehlen werden; die erhaltenen Bauten, die Thermen, die Basilika, die Fundamente des Doms, das Amphitheater, die grofsen Mosaikfufsböden gehören späteren Epochen an. Wo schriftliche Zeugnisse durchaus fehlen, ist nur von sorgfältiger Untersuchung aller erhaltenen Reste und genauer Vergleichung derselben mit erhaltenen und sicher datierten Bauten an anderen Orten, womöglich in denselben Gegenden — also z. B. mit denen von Lyon, Reims, Köln —, nachher erst mit den italischen, die Aufklärung der Baugeschichte Triers zu erwarten. Die Aufgabe ist in gute Hände gelegt und wird mit der

Zeit soweit gelöst werden, als es möglich ist. Dafs Trier im dritten Jahrhundert vorübergehend der Sitz eines eigenen gallischen Kaiserthums werden und in den nachfolgenden Jahrhunderten am längsten dem Ansturm der Alamannen und Franken Widerstand leisten konnte, verdankt es sicherlich auch der soliden Gründung seiner Mauern und Thore. Es ist natürlich, dafs aus der letzten Periode seiner Blüthe, der der christlichen Zeit, die inschriftlichen und anderen Denkmäler Triers, welche jetzt das Provinzialmuseum vereinigt, überwiegen; doch fehlt es auch keineswegs an Resten älterer Zeit. Von der reichen Kultur, die sich besonders durch den Handel mit dem Moselwein und mit Wollenwaaren, einem der Hauptproducte Galliens, unter dem Schutze Triers im ganzen Moselthal etwa vom Ende des ersten und dem Anfang des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung an entwickelt und bis in das vierte und fünfte Jahrhundert in ihrer Höhe erhalten hatte, geben die reichen Grabmonumente Zeugniss, wie z. B. das Igeler, über welches der Name Goethe's auch für weitere Kreise einen Schimmer des Ruhms verbreitet hat. Es ist oft abgebildet worden und durch kleine farbige Nachbildungen in Gips ziemlich bekannt; aber die eigenthümliche Mischung von mythologischen Allegorien (die Spitze krönt der vom Adler zum Himmel getragene Ganymed) und Darstellungen des täglichen Lebens und Handelsverkehrs, welche die zahlreichen Reliefs desselben enthalten, zusammen mit der etwas barocken architektonischen Anlage ist aus den meist zu kleinen, auch den photographischen Abbildungen nicht recht zu erkennen, zumal das Denkmal gelitten hat und durch ungeschickte Restaurationen entstellt ist. Auch steht dieses Denkmal keineswegs allein; im oberen Moselthal ist noch eine Reihe von Grabsäulen, mit Reiterfiguren gekrönt, gefunden worden, die eine sonderbare Mischung römischer und gallischer Religionsvorstellungen zeigen. Die Museen von Trier, Metz und Luxemburg lehren, dafs die wohlhabenderen Bewohner jener Gegenden mit einer selbst in Italien seltenen und wohl mittelbar auf griechische Vorbilder zurückzuführenden Freude an der Kunst sich und die Ihrigen auf den Grabsteinen darstellen zu lassen liebten, in der Tracht des Lebens, von den Werkzeugen und Gegenständen ihrer gewerblichen Thätigkeit umgeben; so dafs aus diesen noch nirgends gesammelten und durch gute Abbildungen zugänglich gemachten Denkmälern ein ungemein deutliches und vollständiges Bild vom Leben jener Leute und ihren häuslichen

Umgebungen gewonnen werden kann. Grabdenkmäler mit Sculpturenschmuck waren in so grofser Zahl in jenen Gegenden vorhanden, dafs in den Zeiten des Verfalls ihre Quadern trotz des reichen Schmuckes, den sie zeigten, in grofsen Mengen als Material zum Anschütten an die hölzernen Brückenpfeiler der Moselbrücken bei Coblenz und zu Mauerbauten, wie in Neumagen, verwendet worden sind. Aus Neumagen besonders sind in den letzten zehn Jahren so zahlreiche und bedeutende Fragmente römischer Reliefsculpturen zu Tage gefördert worden, dafs man den Fund, seiner Auffindung wegen und wegen seiner Massenhaftigkeit, mit dem der Reliefs des grofsen pergamenischen Zeusaltars vergleichen konnte. Als Beweis für die höhere Bildung kann angeführt werden, dafs in Trier ebenso wie in Köln grofse Mosaiken gefunden worden sind, auf denen mit den Musen alle berühmten griechischen und römischen Dichter (mit beigeschriebenen Namen) gesehen und täglich betreten wurden.

Ueber Andernach, Remagen und Bonn ist schon gesprochen worden (S. 111). Die beiden Alterthümersammlungen in Bonn, die der Universität und die des rheinischen Alterthumsvereins, bergen werthvolle Reste der römischen Zeit, nicht blofs aus Bonn, sondern auch aus einer Anzahl anderer römischer Niederlassungen am Niederrhein; darunter das bekannte in Xanten gefundene Brustbild eines Centurionen, der in der Varusschlacht gefallen war; seine Gebeine wurden nachher von seinen Dienern in Xanten beigesetzt.

Köln

Das heilige Köln, wie schon gesagt, schon seit Drusus Lagerplatz zweier, nachher wohl blofs einer Legion, seit dem Jahre 50 Veteranencolonie und zu Ehren der dort geborenen Gemahlin des Claudius, der jüngeren Agrippina, der Enkelin des Agrippa und Tochter des Germanicus, benannt, besafs seit jener Zeit eine feste Ummauerung von nicht genau rechtseitiger Form. Ihren Umfang mit gröfserer Genauigkeit festzustellen hat erst die jüngst erfolgte Niederlegung der alten Festungswerke Veranlassung gegeben. Es scheint danach an Ausdehnung Mainz ungefähr gleich, etwas kleiner als Trier gewesen zu sein; der Glanz der drei grofsen geistlichen Fürstenhöfe datiert, trotz aller Zerstörungen und Veränderungen der späteren Jahrhunderte, aus römischer Zeit. Am Nordthor hat sich noch ein Theil des Thorbogens mit der Inschrift *C(olonia) C(laudia) A(ra) A(grippinensis)* gefunden; sie gehört etwa dem zweiten Jahrhundert an. Dann hat unter Kaiser Gallien eine Wiederherstellung der

Mauern und Thore stattgefunden; und wiederum im letzten Jahrzehnt des vierten Jahrhunderts, wie ebenfalls Inschriften bezeugen. Namen von Strafsen und Oertlichkeiten in Köln, die aus Inschriften bekannt geworden sind, erinnern an Rom. Der Name des Capitols, den eine der Kirchen Kölns führt, täuscht jedoch; er ist erst seit dem elften Jahrhundert nachweisbar und das römische Capitol Kölns ist eher am Dom zu suchen. Auch wo der Altar der Ubier stand, ist unbekannt; man wird auch ihn in der Nähe des Doms vermuthen dürfen. Er wird, wie der Lyoner, freistehend zu denken sein, etwa von zwei Säulen flankiert. So früh wie in Augsburg und Mainz sind jedoch weder in Trier noch in Köln die römischen Alterthümer gesammelt und beschrieben worden. Erst spät sind mannigfache Spuren, erhaltene Fundamente und aus Urkunden geschöpfte Beweise, zur Feststellung der Lage der Tempel, des Amphitheaters und der Profanbauten verwendet worden. Die inschriftlichen Denkmäler, darunter manche auf öffentliche Bauten bezügliche und Kriegergrabsteine des ersten Jahrhunderts, den Mainzern vergleichbar, sind zahlreich. Die Reste einheimischer Töpfereien haben unter anderem die Namen einer der Vorstädte und verschiedener Oertlichkeiten in der Stadt kennen gelehrt. Im Kellergeschoss des städtischen Museums Wallraf-Richartz sind die römischen Alterthümer, soweit es der schon nicht mehr ausreichende Raum gestattet, vereinigt. Eine ganze Reihe von Privatsammlungen enthält Gläser, Gefäfse, Erzgeräthe, Schmuck in zum Theil sehr schönen Exemplaren; einiges davon ist im Berliner Museum. Die erste grofse Lokalsammlung aus neuerer Zeit, die der verstorbenen Frau Sibylla Mertens-Schaaffhausen, reich an merkwürdigem Kleingeräth, bleiernen Verkaufsmarken und dergleichen, ist leider vor Jahren nach Rom gekommen. Alle Elemente zu einer würdigen Veröffentlichung über das römische Köln sind vorhanden. Hoffen wir, dafs die reiche Stadt neben den Aufgaben für ihre spätere Geschichte, die sie zu lösen unternommen hat, auch die das Alterthum betreffenden nicht vergisst. Noch ist es nur dem Fachmann möglich, sich aus den zerstreuten Materialien ein annäherndes Bild von der Römerstadt Köln zu machen.

Auch von Köln führte eine Brücke über den Fluss, wie in Mainz; ob schon seit der Gründung der Stadt durch Agrippa oder seit Drusus dort den Ubieraltar gestiftet hatte, ist noch streitig. Für beides, das Vorhandensein wie das Fehlen einer Brücke in jener

ältesten Zeit, die wohl nur eine Schiff- oder höchstens eine stehende Holzbrücke gewesen sein wird, lassen sich Gründe denken. Selbst nachdem seit Claudius der rechtsrheinische Besitz aufgegeben worden, könnte doch die Brücke fortbestanden haben, wofern richtig vermuthet wurde, dafs trotzdem Deutz als Kastell bestehen blieb. Allein des Tacitus Nachrichten über die Verhandlungen der beiden germanischen Stämme der Tenkterer auf dem rechten und der Ubier auf dem linken Ufer zur Zeit, des batavischen Aufstandes 70 vor Chr., machen es wahrscheinlich, dafs damals keine Brücke bestand. Nun spricht manches dafür, dafs bald nach jener Zeit der Grund zu dem steinernen Kastell von Deutz gelegt worden ist, als die sonst in Obergermanien liegenden beiden Legionen, die achte und die zweiundzwanzigste, in Köln waren. Ziegel dieser beiden Legionen sind in Köln und in Deutz gefunden worden. So bestechend die Gleichartigkeit der geschichtlichen Entwickelung ist, welche dann für Mainz und Köln hervorträte, so ist die frühe Gründung des Deutzer Kastells doch noch bestreitbar. Nun sind im Strom bei Köln, wiederum wie bei Mainz, die Pfeilerreste einer römischen Brücke in den Jahren 1765, 1848 und 1854 bemerkt, aber leider nicht sorgfältig gemessen und beschrieben worden. Inschriftliche, datierbare Fundstücke sind nicht zum Vorschein gekommen. Der Versuch, die erste Anlage einer festen Brücke bei Köln der Zeit nach zu bestimmen, ist hiernach noch aussichtslos. Erst unter Constantin ist, wie in Mainz unter Diocletian, wiederum eine feste steinerne Brücke bei Köln bezeugt; in jener Zeit erhielt ja auch, wie gesagt, das Deutzer Kastell erneute Bedeutung. Die erhaltenen Reste der Brücke mögen dem constantinischen Bau angehören.

Neben Bonn, Köln und Deutz hat es eine nicht unbeträchliche Zahl römischer Städte von einiger Bedeutung am Niederrhein gegeben. Ich nenne im Süden beginnend Beda (Bitburg), Marcomagus (Marmagen), Belgica (Billig), Tolbiacum (Zülpich), Marcodurum (Düren), Blariacum (Blerich), die alle ihren römischen Namen bis heute erhalten haben. Einige zeigen im Namen zugleich das Datum und die Veranlassung ihrer Entstehung, wie Iuliacum (Jülich), Tiberiacum (Zieverich), Gründungen des Caesar oder Augustus und des Tiberius. Die dichte Kette der Kastelle am linken Rheinufer von Köln abwärts bis zur Mündung ist schon oben aufgeführt worden (S. 113). Wie sich diese Städte unter einander verhielten, welchen Umfang sie

hatten, welche Truppentheile in ihnen lagen (was für die Bestimmung des Alters und der Dauer ihrer Bedeutung wichtig ist), alles das ist noch so gut wie gänzlich unbekannt und kann doch durch beharrliches Nachforschen, vor Allem durch Ausgrabungen recht wohl einigermaafsen ermittelt werden. Das alte Lager der Legionen, die Castra Vetera, Xanten, der Lippemündung gegenüber, etwa unserer Festung Wesel an strategischer Bedeutung vergleichbar, ist jüngst, wie bemerkt, etwas genauer bekannt geworden. In Aachen, den Aquae Calidae, deren Thermen den Galliern und Römern so bekannt waren, wie die von Wiesbaden und Baden-Baden, und Nymwegen (Noviomagus) stehen die Kaiserpfalzen auf römischen Fundamenten. In den alten brandenburgischen Ländern Jülich und Cleve, in dem reichen Herzogthum Geldern hat neben der wehrhaften Mannschaft der Bataver, die den Kern der römischen Hülfsvölker in Britannien und später in vielen anderen Provinzen bildete, eine dichte bürgerliche Bevölkerung gesessen. Der berechnete Schutz, welchen die Pflege der alten Götter des Landes unter römischer Herrschaft fand, wird neben dem Kriegsdienst und den Steuern nicht wenig dazu beigetragen haben, dafs römisches Leben auf deutschem Boden feste Wurzeln schlug. Diese Gegenden sind die eigentliche Heimat des keltisch-germanischen Mütter- und Matronenkultus. Jede Landschaft, jedes Thal und jeder Berg und Rain hatte seine nach dem Ort benannten Mütter, deren traditionelle Dreizahl zur analogen Vereinigung auch der fremden Götter auf den in ganz Gallien und Deutschland häufigen, anderswo aber fast gänzlich fehlenden Drei- und Vergötteraltären geführt zn haben scheint. Jupiter, Juno, Mars oder Minerva oder beliebige andere Götter erscheinen auf den drei oder vier Seiten der Altäre in Hochrelief, meist in Nischen, dargestellt und in den Weihinschriften verehrt; die drei Matronen werden meist in einer Gruppe sitzend dargestellt.

Den natürlichen Schluss unserer Uebersicht über das römische Germanien bilden die Niederlande. Auch unter den fetten Wiesen jener weiten Niederungen an den Rhein- und Waalmündungen sind die Fundamente römischer Kastelle zerstreut und versunken. In Cattwijk aan Zee, in Roomburg, Voorburg, Doomburg, deren Namen auf römische Burgen weisen, in Utrecht (Traiectus), dem alten Rheinübergang, in Vechten (Fectio) und dem schon genannten Nymwegen sind Inschriftsteine und alle übrigen Zeugen römischen Le-

bens, besonders viel Ziegel mit allerlei lateinischen Schreibereien darauf, gefunden worden und werden in den Museen in Leiden, Utrecht, Nymwegen und in manchen Privatsammlungen aufbewahrt. Hier muss früh friedlicher Verkehr zwischen den römischen Besatzungen, den Veteranenansiedlungen und der einheimischen Bevölkerung stattgefunden haben. Es ist bekannt, dafs die Friesen jenseit des Rheins auch nach dem Aufgeben der rechtsrheinischen römischen Besatzungen in einer gewissen Abhängigkeit vom Reiche geblieben sind. Jüngst ist ein inschriftliches Denkmal bei Beetgum gefunden worden, welches lehrt, dafs römische Genossenschaften die ausgedehnten Fischereigründe in den Seen und Watten Frieslands gepachtet hatten. Sie weihen einer germanischen Gottheit, der Hludana, einen Altar. In Massen dienten die zahlreichen Stämme der Bataver, Canninefaten, Friesen und belgischen Tungrer im römischen Heer. In ihren fernen Garnisonplätzen in Northumberland und Schottland bewahrten sie den Kult ihrer einheimischen Gottheiten; das lehren die oben (S. 57 ff.) besprochenen Denkmäler des Mars Thingsus.

V.

Die Aufgabe, eine genaue und wohlbegründete Kenntniss des römischen Deutschlands zu gewinnen, deren Bedeutung nur engherzige Beschränktheit oder falscher Nationalitätsdünkel verkennen kann, ist einzig unter verständnissvoller Theilnahme der weitesten Kreise aller Gebildeten zu lösen. Nur wenn ausser bei der geringen Zahl von zünftigen Gelehrten und der wenig gröfseren der Sammler und Liebhaber von Altertümern die Wichtigkeit und Nützlichkeit der darauf gerichteten Untersuchungen in Stadt und Land, in den Kreisen des grofsen Grundbesitzes, bei der Geistlichkeit beider Confessionen, unter den Offizieren (besonders des Generalstabs und der technischen Waffen), den Lehrern der gelehrten und der Gemeindeschulen, den Magistraten, Gemeindevertretungen und Ortsvorständen, endlich bei den intelligenten Bürgern und Bauern Anerkennung findet, wird es ausführbar sein, das allernächste Bedürfniss zu befriedigen, die einfachste Vorbedingung zu erfüllen, ohne welche die künftige Lösung der Aufgabe nicht möglich ist. Es handelt sich vor allen Dingen darum, das noch Vorhandene von sichtbaren Ueberresten der römischen Zeit zu erhalten und zu schützen und das noch in der Erde Vergrabene an das Licht zu fördern. Dazu gehört mehr noch

als Geld, ohne das es freilich auch nicht thunlich ist, das Interesse daran. Ist dies erst einmal geweckt, so werden sich auch die im einzelnen Fall selten unerschwinglichen Mittel finden, um nach und nach, mit weiser Sparsamkeit, aber ohne falsche Engherzigkeit den bezeichneten Aufgaben zu genügen. Ich habe dabei in erster Linie natürlich nur die gröfseren und wohlhabenderen Gemeinden im Sinn, deren Säckel ja oft für gemeinnützige Zwecke sich privater Zuwendungen zu erfreuen hat. Für die kleineren Gemeinden wie für die über weitere Gebiete sich erstreckenden Aufgaben wird freilich der Staat eintreten müssen. Aber selbst ein durch Staatshülfe ermöglichtes Eintreten in die Arbeit verspricht keinen rechten Erfolg, wenn nicht durch einsichtige Kenner der einzelnen Oertlichkeiten unternommene Vorarbeiten vorliegen. Nur jahrelange geduldige Beobachtung, völlige durch Heimatsangehörigkeit begründete Vertrautheit mit Land und Leuten verbürgt die Richtigkeit und Vollständigkeit des Materials, aus welchem dann in zusammenfassender Bearbeitung historische Ergebnisse gewonnen werden können. Geistliche und Lehrer sind von Alters her die geborenen Träger der Heimatskunde; in Regensburg und Mainz, in Augsburg und sonst in Bayern und Württemberg, in Frankfurt und Hanau und an vielen anderen Orten wird Mitgliedern der einen oder der anderen dieser Berufsklassen so ziemlich Alles verdankt, was wir bis jetzt wissen. Dies ist ein Gebiet, auf welchem die beiden herrschenden Confessionen sich die Hand reichen können zu gemeinsamer nützlicher Thätigkeit. Der Fortschritt der Zeit hat aber hier bei uns wie in anderen Ländern noch andere Berufsklassen oft zufällig in nahe Berührung mit der Vergangenheit gebracht. Strafsen- und Eisenbahnbauten sind vielfach die nächste Veranlassung zu archäologischen Funden geworden und haben den dabei betheiligten Technikern, Baumeistern und Ingenieuren, trotz ihrer meist auf modernstem naturwissenschaftlichen Boden ruhenden Bildung, Bewunderung abgenöthigt vor der Solidität und Zweckmäfsigkeit römischer Anlagen. So sind sie durch ihre Geschicklichkeit im topographischen Aufnehmen und Zeichnen häufig die zuverläfsigsten Führer für die gelehrte Verwerthung der Funde und Ausgrabungen geworden. Endlich hat die geschichtliche Kriegswissenschaft ein erhebliches Interesse daran, nicht blofs die Thatsachen der Ueberlieferung, sondern auch das Terrain der Schlachten und Belagerungen, der Befestigungsanlagen

und Brücken genau zu kennen. In den Offizieren begrüfsen wir äufserst werthvolle Bundesgenossen unserer Studien, die nicht blofs in Italien, in Griechenland und in Asien, sondern auch in der Heimat der Topographie die wichtigsten Dienste geleistet haben und noch leisten werden. Es ist nicht ganz leicht, über alle die mannigfaltigen Beiträge, die von so verschiedenen Seiten her der Forschung zufliefsen, Buch und Rechnung zu führen und ihren auf oft entgegengesetzten Grundlagen beruhenden Verdiensten und Fehlern gerecht zu werden. Oft wirken die hohlen Phrasen des Lokalpatriotismus mit ihren Uebertreibungen irreführend. Ueber selbstbewussten Hochmuth und kleinlichen Undank solcher, die nur der Besichtigung an Ort und Stelle ein Urtheil zugestehn, wie über die gutgemeinten Phantasien anderer, die bei einer einzelnen Streitfrage erst das Material der Ueberlieferung überhaupt kennen lernen und schnell fertig darauf die weitgehendsten Vermuthungen bauen, muss stillschweigend zur Tagesordnung übergegangen werden. Aber die unvermeidlichen Irrwege und Umwege hindern doch nicht, dafs wir uns dem Ziele langsam, doch stätig nähern. Es ist kein Grund zur Klage da. Nach langem Schlummer sind in den zehn bis zwanzig letzten Jahren besonders die auf den römischen Grenzwall sich richtenden Studien zu neuem Leben erwacht. Für die anderen Gebiete und Aufgaben haben sie nie ganz geruht; aber Regierungen und Gemeinden, Vereine und Private haben hier und da einen neuen Anlauf genommen.

Keineswegs soll verlangt werden, dafs jeder unschöne, den Verkehr erheblich hindernde und leicht zu beseitigende Ueberrest des Alterthums, des römischen wie des späteren, unter allen Umständen erhalten werde. Aber verlangt kann werden, dafs ehe er beseitigt wird, eine genaue Aufnahme seiner Lage gemacht und photographische oder andere ausreichende Abbildungen seiner äusseren Beschaffenheit in genügender Gröfse und Zahl angefertigt werden, die, in dem zuständigen Archiv niedergelegt, den Nachkommen und der wissenschaftlichen Forschung das Denkmal bewahren. Für die durch Ausgrabungen blofsgelegten Fundamente von Kastellen, Mauern, Brückenpfeilern u. s. w. ist mit vollem Recht dieselbe Regel aufgestellt worden: nach der Ausgrabung sofort Aufnahme und Zeichnung, dann, wenn nöthig oder unvermeidlich, Zuschüttung. Das Aufgegrabene offen und unbeschützt liegen lassen, ist der sicherste Weg zu seinem baldigen völligen Verschwinden.

Von entscheidender Wichtigkeit ist ferner das Sammeln und die richtige Aufstellung und Verwaltung der Sammlungen. In Verbindung mit den im Lande selbst nach und nach zum Vorschein gekommenen und noch erhaltenen Spuren der Strafsen, Kastelle, Mauern und Wälle, der Villen, Heiligthümer und Gräber, sind es die kleinen und grofsen Alterthümer, deren Kenntniss und Verständniss auch die den gelehrten Studien ferner Stehenden in den Stand setzt, mit zu forschen und Eigenes beizusteuern. Nur wer eine Anschauung hat wenigstens von irgend einer Art der wissenschaftlichen Faktoren, aus welchen die geschichtlichen Ergebnisse gewonnen werden, wird der Forschung dauernde Theilnahme entgegenbringen. Was anderes hat von jeher die edle Leidenschaft des Sammelns aller möglichen auf die Kultur vergangener Zeiten bezüglichen Gegenstände, wie der Münzen, Waffen, Geräthe, Autographen, Siegel u. s. w. angefacht und bis zu ihrer gegenwärtigen Höhe und Verbreitung gesteigert, als eben dieses berechtigte Bestreben, wenigstens einen Theil der greifbaren Zeugnisse in Händen zu halten, welche unser Dasein mit demjenigen vergangener Geschlechter verknüpfen, und durch ihre Erhaltung, Deutung und Verwerthung, wenn auch nur zu kleinstem Theile, selbstthätig mitzuwirken an dem grofsen Werke der historischen Wiedergewinnung unserer Vorzeit? Kaum irgendwo ist diese Arbeit des Sammelns und Bewahrens aller Reste der Vergangenheit in gröfserem Maafsstabe seit langer Zeit eingeleitet und, durch beispiellofs glückliche Verhältnisse unterstützt, durchgeführt worden, als in England. Gleich nach England kommt in dieser Beziehung, ebenfalls durch seinen Reichthum begünstigt, Frankreich; erst an dritter Stelle Deutschland. Von Italien, dessen Leben bis vor Kurzem mehr die Vergangenheit betraf als die Gegenwart, soll hier nicht geredet werden. Nicht als ob nicht auch bei uns die liebevolle Hingabe an die Heimat und das grade in den engsten Grenzen besonders mächtige Gefühl der Vaterlandsliebe sichtbar und kräftig gewirkt hätte von dem Zeitpunkte an, wo die Nation sich zu erholen begann von den tiefen Wunden, die ihr der unselige Krieg der dreifsig Jahre geschlagen. In England giebt es keine Grafschaft, kaum eine kleine Landstadt, welche nicht ihr meist aus privaten Mitteln gegründetes Lokalmuseum hätte. Daneben verwenden zahllose Private, von den grofsen historischen Adelsgeschlechtern an bis herab zum Landpfarrer und Gemeindebeamten, einen Theil ihres Ueberflusses auf die Anlage

von irgend welchen Sammlungen. In Frankreich hat der hochgesteigerte nationale Sinn in höherem Maafse als die privaten Liebhaber die verschiedensten Körperschaften, Gemeinden, Diözesen und andere Verbände gröfseren und geringeren Umfangs zu fast ebenso ausgedehnter und an Reichthum nur wenig hinter England zurückstehender Entwickelung des Sammeleifers geführt; obgleich es auch nicht an Gegenden fehlt, z. B. im Süden, welche in diesen Dingen noch weit zurück sind. In Deutschland fehlt es zwar nicht, besonders in dem begüterten Westen und Süden unser Heimat, an mehr oder weniger reichen und wohlgepflegten öffentlichen, zum Theil auch privaten Sammlungen, an grofsen und kleinen historischen und Alterthumsvereinen mit meist schon bändereichen Veröffentlichungen, an Jahres- und Wanderversammlungen mit gelehrten und gemeinverständlichen Vorträgen, kurz an all den Erfordernissen der geschichtlichen Massenarbeit, welche das in England besonders reich entwickelte Vereinswesen und die in Frankreich weit verbreitete Kunst der Gruppierung und Aufstellung von Denkmälern und Ueberresten ausgebildet hat. Aber was uns noch fehlt auf diesem Gebiete gegenüber unsern Nachbarn dies- und jenseits des Kanals, das ist die allgemeine und nachhaltige, die verständnissvolle und opferbereite Theilnahme aller Gebildeten an den Bestrebungen und Leistungen der verhältnissmäfsig doch nur Wenigen, welche zu jener Sammelarbeit in Vereinen und Gesellschaften zusammengetreten sind oder auf eigene Hand an ihr theilnehmen. Gewiss wird man sagen müssen, dafs unter der harten Arbeit des berufsmäfsigen Wirkens nicht allzu Vielen Zeit, Kraft und Mittel bleiben, um mit frischem Geiste auch zu sammeln, zu lernen und zu hören, zu lesen und aufzuschreiben; denn ohne solche Thätigkeiten kann eine Theilnahme an jener Art von historischen Arbeiten nicht bestehen. Aber irre ich nicht, so ist das nur ein untergeordneter Grund für unser Zurückbleiben. Unter unseren Beamten, Künstlern, Gutsbesitzern und Industriellen gibt es genug solche, welche wohl Lust, Zeit und Kräfte hätten, um sich solcher Arbeit in Nebenstunden zu widmen, besonders auf dem Lande und in kleineren Städten, wofern nur die rechte Anregung geboten, das rechte Verständniss vermittelt, auch der rechte Dank und Lohn, nicht materieller sondern geistiger Art, gesichert wäre. Unsere Fachgelehrten, unsere Sammler und Forscher, unsere Vereine und Museen und ihre durchgehends kenntnissreichen und

gefälligen Vorstände sind, natürlich mit glänzenden und bekannten Ausnahmen, vielleicht nicht ganz frei zu sprechen von dem Fehler einer gewissen Schwerfälligkeit und Unbeholfenheit in der schriftlichen wie mündlichen Mittheilung, in der Aufstellung und Erklärung der von ihnen gesammelten oder ihrer Obhut anvertrauten Schätze. Bei weitem nicht alle öffentlichen Sammlungen erfreuen sich so musterhafter Aufstellung wie die des germanischen Museums zu Nürnberg, des römisch-germanischen Centralmuseums zu Mainz, der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich; um nur einige der hervorragendsten zu nennen. Und wie viele nicht unbedeutende Städte haben überhaupt noch keine Sammlungen, welche ihrer würdig wären! Dazu fehlt es vielfach an kurzer aber verständlicher Bezeichnung der ausgestellten Gegenstände durch daran befindliche Zettel oder Täfelchen. Es ist gar nicht leicht und nur den völlig den Gegenstand beherrschenden Kennern möglich, solche Aufschriften zu verfassen. Die Engländer legen mit Recht ein Hauptgewicht auf diese Bezeichnungen der Gegenstände selbst, ein gröfseres als auf die gedruckten Verzeichnisse. Denn diese kommen immer nur in die Hände eines verhältnissmäfsig kleinen Bruchtheils der Besucher. Die grofse Menge verlangt an dem Gegenstande selbst über seine Herkunft und Bedeutung kurz unterrichtet zu werden. Wo das nicht oder in ungenügender, gelehrt räthselhafter Weise geschieht, darf man sich nicht wundern, wenn die Massen theilnahmslos durch die Säle und Zimmer gehen, um nie oder selten zurückzukehren. Auch unsere gröfsten Museen wie unsere öffentlichen Denkmäler fehlen in dieser Beziehung noch vielfach im Grofsen wie im Kleinen gegen den guten Geschmack. Die Kunst, kurze und deutliche Aufschriften zu machen, die praktische Exigraphik, wird in Italien berufsmäfsig in allen ihren Zweigen gepflegt; bei uns geniefst sie noch kaum eine berechtigte Existenz. Freilich ist um Sammlungen gut aufzustellen, so gut wie um sie zusammenzubringen, ausser der Mühe und dem Verständniss, vor allem auch Geld nöthig. Die bildende Künste haben jetzt in allen gröfseren Staaten Deutschlands feste jährliche Bewilligungen für monumentale Zwecke. In dem Voranschlag des öffentlichen Unterrichts nehmen die Sammlungen einen jährlich steigenden Posten in Anspruch, welcher, wenn schon winzig im Vergleich zu den von England für die nämlichen Zwecke aufgewendeten Summen, für unsere Verhältnisse erheblich genannt werden muss. In Frankreich hat schon vor

Jahren die Regierung einen bedeutenden Kredit für die Museen und Sammlungen der Provinzen gefordert, um auf einmal einen ordentlichen Schritt vorwärts zu thun. In jüngster Zeit ist das Interesse für die sogenannten vorgeschichtlichen Funde, die Reste der Höhlenzeit und der Pfahlbauten, im Steigen begriffen; für die Fundstücke dieser Art ist fast besser gesorgt, wie für die viel Raum brauchenden, oft ungefügen Inschriftsteine und architektonischen Fragmente und die kleinen Alterthümer aus römischer Zeit. So ist es begreiflich, dafs gerade für die wichtigsten und entscheidendsten Jahrhunderte unserer ältesten Geschichte und ihre Ueberreste nur Wenige das richtige Verständniss besitzen. Wenn es gelingt, dies Verständniss in weitere Kreise zu tragen und dabei dem verbreiteten Vorurtheil zu steuern, dafs Provinzialmuseen im ganzen langweilig, ihr Inhalt unbedeutend sei und kaum lohnend für einmaligen Besuch, so wäre damit ein Schritt vorwärts gethan auf dem Wege zu lebendiger Erkenntniss unserer Vergangenheit. Für die Anschauung des römischen Lebens in Deutschland sind die bedeutenderen Sammlungen römischer Alterthümer aus heimischen Funden in München und Augsburg, in Stuttgart, Darmstadt, Mannheim, Wiesbaden und Mainz, in Bonn und in Köln, die schon öfter erwähnt wurden, von grofser Wichtigkeit. Sie verdienen es durchaus, genauer gekannt und in ihrem Werthe richtig geschätzt zu werden.

So wendet sich die Betrachtung des römischen Lebens in Deutschland von den grofsen geographischen Verhältnissen, von den Grenzströmen und den Grenzwällen mit ihren Lagerplätzen, von den römischen Städten und Landhäusern zuletzt zu den kleinen und oft unscheinbaren Resten aus zufälligen Funden und absichtlichen Ausgrabungen. Auf manches der Art ist in den vorhergehenden Ausführungen hingewiesen worden. Neben den Resten der Kultur, welche noch vorliegen in Städten und Dörfern, in Wald und Flur sichtbar, wenn auch nicht gleich bei oberflächlicher Betrachtung in die Augen fallend, sind diese in allen jenen Sammlungen mehr aufgespeicherten, als für das bequeme Verständniss übersichtlich geordneten und bezeichneten Gegenstände mannigfaltigster Art, in Stein und Thon, in Erz und Glas, von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Die richtige Zeitbestimmung der Fundstücke, die meist nur bei sorgfältig überwachten Ausgrabungen möglich ist, ihre Einreihung in

das gesammte Kulturbild der Vergangenheit ist eine Aufgabe, an der noch manches Geschlecht von Sammlern und Alterthumsfreunden sich mühen wird. Erst wenn viele und sichere Ergebnisse solcher mit liebevoller Hingabe an das Kleinste und scheinbar Unbedeutendste gepflegter Vorarbeiten vorliegen, wird es möglich sein, auch den weiteren Kreisen gebildeter Vaterlandsfreunde von ihnen eingehender zu berichten.

III.

Arminius.

Zu Grunde liegt ein in der Zeitschrift Hermes Bd. X 1876 S. 393—407 veröffentlichter Aufsatz. Göttling hat auf seine unten erwähnte Abhandlung grofsen Werth gelegt, denn er hat sie nicht weniger als vier Mal herausgegeben: zuerst in kurzer lateinischer Fassung *de signis Thusneldae et Thumelici* in den Annalen des römischen archäologischen Instituts von 1841 S. 58 ff. mit der Abbildung in den *Monumenti inediti* III Taf. 28; dann erweitert unter dem Titel „Thusnelda Arminius Gemahlin und ihr Sohn Thumelicus in gleichzeitigen Bildnissen nachgewiesen, eine archäologisch-historische Abhandlung“ (mit einer Tafel, Jena 1843, 8.); diese ist wiederholt in seinen gesammelten Abhandlungen aus dem classischen Alterthum Bd. I (Halle 1851) S. 380 ff. mit derselben Tafel; und endlich hat er davon eine schön ausgestattete „neue, mit Zusätzen und einem Wort über den Fechter von Ravenna versehene Ausgabe“ (aber ohne die Weglassungen und Zusätze des Abdrucks von 1851) in Querfolio (Jena 1856) veranstaltet, welche dem weiland König Otto von Griechenland gewidmet ist und aufser der früheren noch eine zweite Tafel enthält, die Umrisszeichnung der lebensgrofsen Marmorstatue der Thusnelda von Ernst von Bandel in des Fürsten zur Lippe Besitz, nach Bandels Zeichnung.

Auf Grund von Göttlings wenig vermehrtem Material hat ohne ihn anzuführen und, wie es scheint, ohne Kenntniss meiner Abhandlung L. Schmidt in Leipzig in Pfeiffers Germania XVI 1883 S. 342—346 als sicheres Ergebniss verkündet, dafs Arminius kein deutscher, sondern der römische Geschlechtsname sei, den jene von Göttling erwähnten Inschriften aufweisen, oder auch die der *Armenii*. Die völlige Unkenntniss der römischen Namenordnung, die sich hierin zeigt, droht bei den Kennern des deutschen Alterthums Eindruck zu machen. Vielleicht hat sie schon dazu mitgeholfen, dafs der verstorbene G. Vigfusson in Oxford in der Schrift zur Grimmfeier (*Grimm-Centenary*, mit F. Y. Powell, Oxford 1886 8.) mit dem Zeugniss des Tacitus über des Arminius Fortleben im Heldenlied wie vor ihm schon Mone den Missbrauch getrieben hat, ihm neben dem vermeintlich römischen den deutschen Namen Siegfried zu vindicieren

und daran dann Vermuthungen zu knüpfen, die von allen Einsichtigen zurückgewiesen worden sind.

Ueber die Darstellung von Germanen in der römischen Kunst habe ich in der archäologischen Zeitung XXVI 1868 S. 46 ff. gesprochen und daselbst wahrscheinlich zu machen gesucht, dafs wir in zwei Jünglingsköpfen des Berliner Museums Darstellungen von Germanen besitzen. Einen dem der Thusnelda ähnlichen weiblichen Kopf des Museums der Eremitage in St. Petersburg hat A. Conze in der Zeitschrift für bildende Kunst VII 1872 S. 325 ff. veröffentlicht und für eine germanische Gefangene erklärt. Diese Deutungen sind nicht völlig sicher; aber mit der florentiner Statue sind dies beinahe die einzigen Werke der antiken Kunst, die unter den zahllosen Ueberresten derselben, unter denen es an Bildern von Kelten nicht fehlt, mit annähernder Wahrscheinlichkeit für Darstellungen von Germanen angesehen werden können.

Nicht die Thaten des Arminius sollen hier geschildert noch auf die jüngst vielfältig behandelte Frage eingegangen werden, wie weit dem Siegfried unserer Heldensage der geschichtliche Arminius entspricht. Den Ausgangspunkt dieser Betrachtung bildet der Name Arminius; die Erörterung über ihn lässt sich nicht trennen von der Betrachtung der militärischen und politischen Stellung seines Trägers gegenüber den römischen Eroberern. So gibt auch diese scheinbar etwas Äusserliches und Nebensächliches betreffende Darlegung einen Beitrag zur ältesten Geschichte der römischen Herrschaft in Deutschland.

Karl Wilhelm Göttling in Jena, ein hervorragender Philolog von Geschmack und vielseitiger Bildung, hat dem Namen des Arminius eine besondere Anmerkung gewidmet in der bekannten, geist- und gemüthvollen Abhandlung über jene beiden grofsartigen und ergreifenden Bildwerke der Kunst der ersten Kaiserzeit, in welchen er meinte, Bildnisse der Thusnelda und ihres Sohnes Thumelicus nachgewiesen zu haben. Die Abhandlung hat, obwohl sie in ihrem Ergebniss nicht überzeugend ist, dem Dichter Halm den Anlass gegeben zu seinem bekannten Trauerspiel, dem Fechter von Ravenna. In der Statue der Halle zu Florenz erkennt man, Göttlings offenbar richtigen Grundanschauungen folgend, mit Recht eine Idealdarstellung der besiegten Germania selbst. Ob der Marmorkopf des brittischen Museums, welchen Göttling Thumelicus genannt hat, wirklich auch nur für den eines Germanen gehalten werden darf, kann bezweifelt werden. Es sind in verschiedenen Museen Marmorköpfe vorhanden, die, wie jener, den Charakter kräftiger, von den römischen Bildnisköpfen verschiedener Naturen zeigen und zum Theil mit grofser Wahrscheinlichkeit für

Germanen gehalten werden. Auch das Berliner Museum besitzt zwei solche Köpfe. Der Thumelicus genannte Kopf trägt mehr gallischen Charakter. Wie dem auch sei, Göttlings Anmerkung über den Namen des Arminius, welche lange unbeachtet geblieben war, ist erst wieder hervorgesucht worden, als vor etwa fünfzehn Jahren sich aller Augen in Deutschland und selbst jenseits der Alpen auf den Bandelschen Arminius im Teutoburger Walde lenkten. Göttlings Meinung, dafs Arminius ein römischer Geschlechtsname sei, etwa in dem Sinne von Germanicus, und noch mehr die von anderen daran geknüpften Folgerungen sind nicht haltbar. Aber die römische Namenkunde, die sich überall in erster Linie auf die römische Inschriftenkunde stützt, und die römische Alterthumskunde, die uns die römische Heeresverfassung in ziemlicher Vollständigkeit kennen gelehrt hat, geben hinreichenden Aufschluss darüber, wie wir uns die rechtliche Stellung unseres ersten Nationalhelden im römischen Heer zu denken haben. Sie bedingt das Urtheil über den Namen. Den Versuchen einer Deutung wird dadurch nicht vorgegriffen, wohl aber die Richtung gezeigt, in der sie sich zu bewegen haben.

Nach einem bekannten Zeugniss des Velleius steht es fest, dafs Arminius das römische Bürgerrecht und den römischen Ritterrang besafs. Das Zeugniss ist zwar seinem Wortlaut nach, wie vieles in dem schlecht überlieferten Texte des Velleius, nicht ganz richtig erhalten, aber es besagt doch deutlich, dafs Arminius zum Behuf des Eintrittes in das römische Heer als Führer seiner Volksgenossen, wie Tacitus ihn nennt, mit dem Bürgerrecht beschenkt worden und dann in demselben nach und nach die bekannten Kommandostellen mit Ritterrang erlangt habe, also die Praefectur einer Cohorte, den Tribunat in der Legion oder den einer Cohorte, oder die Praefectur einer Reiterala. Das Zeugniss ist unzweifelhaft glaubwürdig; denn Velleius war, wie er selbst angiebt, vom Beginn der Feldzüge gegen die Germanen an neun Jahre lang im Heer des Tiberius Reiterpraefect und Legat; er spricht von den Kämpfen in Germanien als Augenzeuge und begeisterter Bewunderer des Tiberius und wählt, seiner Gewohnheit gemäfs, um die Stellung des Arminius im römischen Heere zu bezeichnen die technisch-militärischen Ausdrücke. Velleius nennt den Arminius dabei den ständigen Begleiter in früheren römischen Feldzügen. Der Titel Begleiter, *comes*, wird schon zu jener Zeit nicht selten Fremden, die sich in der Umgebung des Feld-

herrn befanden, ertheilt und diese amtlich so genannten Begleiter des Feldherrn bezogen Gehalt. Später ist der Titel in der Bedeutung von Anführer in die römische Heeresverfassung übergegangen und so in die germanischen Heere des frühen Mittelalters gelangt. Auch des Arminius Bruder Flavus scheute sich nicht römischen Sold zu empfangen; er rühmte sich sogar, wie Tacitus berichtet, dem zürnenden Bruder gegenüber, dafs ihm der Sold erhöht nnd militärische Auszeichnungen zu Theil geworden seien, wie sie im römischen Heere üblich waren, die goldene Halskette, der Kranz und andere. Schon unter Drusus haben so zwei vornehme Nervier Chumstinctus und Avectius (die Namen scheinen nicht richtig überliefert zu sein) als Tribunen gedient, und unter Germanicus der Bataverführer Chariovalda.

Wie und wann aber erhielt Arminius das römische Bürgerrecht? Von der Möglichkeit diese beiden Fragen mit annähernder Sicherheit zu beantworten hängt es ab, ob über die rechtlich damit verbundene Namensertheilung überhaupt etwas ermittelt werden kann.

Die Verleihung des Bürgerrechts auf Grund des Heerdienstes, in alter Zeit durch den Feldherrn und nachher durch den Kaiser, ist eine bekannte Einrichtung des römischen Staatsrechts. Mit der Verleihung des Bürgerrechts in den Provinzen bei der Coloniegründung scheint von jeher regelmäfsig auch die Ertheilung des Geschlechtsnamens dessjenigen Beamten an die mit dem Bürgerrecht Beschenkten verbunden gewesen zu sein, unter dessen Auspicien die Gründung erfolgte, weil man den römischen Bürger ohne die römischen Namen, die *tria nomina* des Juvenal, nicht für völlig fertig ansah. Die hervorragenden Geschlechter in den Provinzialstädten bilden durch ihre Namen eine dauernde Bezeugung der vornehmsten Beamten, die einst die Provinz verwaltet und dabei das Recht der Bürgerrechtsertheilung geübt, häufig auch das Patronat über Gemeinden und Provinzen erlangt haben. Die zahlreichen Pompeii in Hispanien, die Iunii in Gallaecien, die Iulii in Gallien verdanken Bürgerrecht und Namen dem Pompeius oder seinen Söhnen, dem Decimus Iunius Brutus, dem Dictator Caesar; eine Fülle analoger Beispiele findet sich in allen Provinzen. Die Vornamen scheinen aber dabei von den einzelnen Personen frei gewählt worden zu sein, ohne Rücksicht auf den Vornamen des Beamten, der ihnen das Bürgerrecht verlieh; oder wenigstens nach uns nicht mehr erkennbaren Rücksichten. Die Beinamen werden in den meisten Fällen, wie bei der Freilassung, die ursprüng-

lichen Individualnamen der betreffenden Personen gewesen sein, da sie häufig den fremden Ursprung deutlich zeigen.

Offenbar in gleicher Weise ist von Seiten der Kaiser von Caesar an bei dem in Folge des Heerdienstes an einzelne Personen ertheilten Bürgerrecht verfahren worden, zumal bei hervorragenden Männern, wie den Fürsten unterworfener Gebiete. Dieſs zeigen die folgenden Beispiele. Der Fürst des Reiches, welches später die cottischen Alpen genannt wurde, Donnus mit Namen, erhielt als er unter die Bundesgenossen und Freunde des römischen Volkes aufgenommen wurde, von Dictator Caesar das römische Bürgerrecht und die Namen Marcus Iulius Donnus; sein Sohn nennt sich in der Inschrift des im Jahre 8 v. Chr. errichteten Bogens von Susa Marcus Iulius Cottius, Sohn des Königs Donnus. In der thrakischen Fürstenfamilie des Kotys heiſst der erste einer Reihe von Fürsten, die sämmtlich den Namen Rhoemetalkes führen, nach Augustus Gaius Iulius Rhoemetalkes; seine Herrschaft fällt in die Jahre 743/11 v. Chr. bis 12 n. Chr. Auf Caesar oder Augustus gehen die Namen zurück, welche der aus seinem athenischen Denkmal bekannte Fürst von Kommagene in der Zeit des Trajan ebenso wie sein Vater führte, Gaius Iulius Antiochus Philopappus. Unter den pontisch-bosporanischen Fürsten, die aus ihren Münzen bekannt sind, hat wahrscheinlich schon der erste Rheskuporis die Namen Tiberius Iulius geführt. Er verdankte dem Kaiser Tiberius den Königstitel; die Namen Tiberius Iulius vererben sich in seiner Familie bis in das dritte Jahrhundert. Einer von den britannischen Königen, der mit den Römern stets freundschaftliche Beziehungen unterhalten hatte, der bei Tacitus genannte König der Regner Cogidumnus (oder Cogidubnus) führt nach einer an dem Sitze seiner Herrschaft im südlichen England gefundenen Inschrift (oben S. 18) die Namen Tiberius Claudius Cogidumnus und den Titel König und Legat des Kaisers; er hatte von Claudius den Königstitel und eine Art von Reich erhalten. Demselben Kaiser verdanken die Bataver Claudius Labeo und Claudius (nicht Iulius) Paulus, die bei Tacitus genannt werden, ihre Namen; während Civilis, der Führer des Aufstandes der Bataver, wie zahlreiche Gallier aller verschiedenen Stämme von Caesar her den Namen Iulius führte. In Pola in Istrien lebte in der Verbannung ein Roxolanenkönig Rasparaganus; er hatte von Hadrian nach Abschluss eines Vertrages das Bürgerrecht und die Namen Publius Aelius erhalten. In Carnuntum hat

sich die Grabschrift eines Septimius Aistomodius gefunden, der sich *rex Germanorum* nennt; er erhielt Namen und Bürgerrecht also vom Kaiser Septimius Severus. Demselben Kaiser verdanken ihre Namen die Fürsten von Palmyra Septimia Zenobia, Septimius Odaenathus, Septimius Aeranes.

Von Caesar an also bis in das dritte Jahrhundert kann der Gebrauch als allgemein gültig angesehen werden, dafs der fremde Fürst den Geschlechtsnamen des Kaisers annimmt, dem er das Bürgerrecht verdankt, ferner einen römischen Vornamen, vielleicht nicht von Anfang an denselben wie der Kaiser, dafs er aber als Beinamen seinen alten einheimischen Namen behielt; wie es bei der Aufnahme von Sklaven und Fremden in das Bürgerrecht von jeher üblich gewesen war. Ganz dem entsprechend führten von jeher auch die römischen Colonien Beinamen von ihren kaiserlichen Gründern; Iuliae hiefsen die des Caesar, Augustae die des Augustus, Claudiae die des Claudius, Flaviae die des Vespasian, und so fort. Klang der einheimische Beiname zu barbarisch, so wurde seine Endung etwas romanisiert.

Also auch Arminius wird schon wegen seiner königlichen Abstammung höchst wahrscheinlich, als er das Bürgerrecht erhielt, zugleich auch die üblichen drei römischen Namen erhalten haben. Darin hat Göttling ganz Recht; nur irrte er darin, dafs er den uns allein erhaltenen Namen Arminius für den Geschlechtsnamen hielt, während es nur der Beiname sein kann. Es ist nicht auffällig, dafs alle Schriftsteller, die über den Arminius berichten, Velleius, Strabo, Tacitus, der wohl dem älteren Plinius folgte, nur den einen Namen des Arminius kennen, genau so wie bei den übrigen fremden Fürsten, deren volle Namen nur Münzen und Inschriften bewahrt haben. Ebenso kennen wir aus dem Kreise des Arminius nur die Namen Segestes, Flavus und Italicus, nicht aber die jenen Männern bei der Ertheilung des Bürgerrechtes unzweifelhaft ausserdem noch beigelegten beiden anderen. Es begreift sich, dafs viele Fürsten der Art, die wir nur mit ihren einheimischen Namen bezeichnet finden, die römischen Namen lieber verschwiegen, mit denen sie die Freundschaft und Bundesgenossenschaft des römischen Volkes, wie es in der amtlichen Formel heifst, besiegeln mussten. So z. B. die von Augustus in der Aufzeichnung seiner Thaten nur mit einem Namen genannten parthischen, germanischen und britanni-

schen Könige; ferner die Könige von Noricum, Voccio des Ariovistus Schwager und Kritasirus; die britannischen, die sich auf ihren nach Caesars Einfall in Britannien geschlagenen Münzen nennen, Verica des Commius Sohn, Eppillus, Cunobellinus; endlich manche nur aus Inschriften bekannte, wie Sitalkes, der Geisel des Augustns genannt wird, Pieporus der König der Koistoboker, der Parther Seraspadanes. Niemals kommt der umgekehrte Fall vor, dafs sich nur die den Fremden mehr oder weniger zwangsweise auferlegten römischen Namen in der Ueberlieferung erhalten hätten, der alte einheimische Name aber nicht. Hiernach ist als so feststehend zu betrachten wie nur irgend eine geschichtlich bezeugte Thatsache, dafs Arminius der einheimische Individualname seines Trägers war — mag er auch etwas entstellt worden sein — und nicht ein römischer Geschlechtsname.

Göttling hat allerdings ein Paar Beispiele herausgefunden, in denen ein römischer Geschlechtsname Arminius vorkommt; sie lassen sich sogar noch um eines oder das andere vermehren. In einem Verzeichniss römischer Praetorianer aus dem Jahr 143 n. Chr. erscheint ein Tubabläser Gaius Arminius Probus aus Volaterrae. Die übrigen Beispiele gehören Personen der unteren und mittleren Stände aus dem zweiten Jahrhnndert an und begegnen auf ihren in Rom gefundenen Grabschriften. In diocletianischer Zeit kommt in Afrika eine reiche Frau des Namens Arminia Fadilla vor. Auf etruskischen Inschriften finden sich verschiedene Personen des Namens *Armne* vor. Aus diesem etruskischen Namen ist der romanisierte Geschlechtsname Arminius gebildet worden, wie aus *Tarchna* Tarquinius und andere. Er hat mit unserem Arminius, dem er ganz zufällig gleich lautet, nicht das Geringste zu thun.

In den Handschriften des Strabo wird der Name des Cheruskerfürsten Armenios geschrieben. Strabo fand in seinen Quellen vielleicht die Form Armainios oder Armaenius vor; denn das griechische kurze *e* entspricht häufig dem *ai* oder *ae*. Diefs erwähne ich, weil im dritten Jahrhundert ein Paar vornehme römische Beamte des Namens Armenius Peregrinus vorkommen. Dieser Name mag der Namenmengerei jener Zeiten entsprechend mit den Armeniern und ihrem mythischen Stammvater, dem Argonauten Armenos, zusammenhängen; mit dem Cherusker Arminius hat auch er nichts zu thun.

An diese späteren Arminii und Armenii kann schon defshalb hier gar nicht gedacht werden, weil des Cheruskers Name nothwendig,

wie wir sahen, den Werth eines römischen Beinamens, nicht den eines Geschlechtsnamens gehabt haben muss. Ein vereinzeltes Beispiel des Beinamens Arminius aus späterer Zeit hat sich erhalten. Auf einer Soldatengrabschrift des ausgehenden zweiten oder beginnenden dritten Jahrhunderts in Rom erscheint ein Septiminus, gebürtig aus dem oberen Pannonien, der unter den Elitereitern des Kaisers gedient hatte, aber schon siebzehnjährig starb; seine Testamentserben, die ihm den Grabstein setzen, hiessen Martialis und Arminius. Hier erscheint der Name, wie die des Septiminus und Martialis, zweifellos als Beiname; die Geschlechtsnamen solcher Soldaten, wenn sie römische Bürger waren und überhaupt welche führten, wie Flavius, Aelius, Aurelius, dienten damals nicht mehr zur Unterscheidung und wurden häufig fortgelassen. Dieser Arminius, der Kamerad und Erbe eines Mannes aus Pannonien, könnte wohl deutscher Herkunft gewesen sein und den Namen in der Erinnerung an den Cherusker oder vielleicht irgendwie als Erbtheil von ihm oder seinen Stammesgenossen geführt haben.

Die römischen Beinamen guter Zeit pflegen allerdings nicht auf *ius* zu endigen, sondern auf *us* oder anderswie. Aber die Regel findet keine Anwendung auf Namen fremden Ursprungs. So fanden wir schon den Marcus Iulius Cottius und werden nachher noch einen Gaius Iulius Mugdonius finden; beide aus augustischer Zeit. In älterer Zeit erscheint bei den Freigelassenen nicht selten Salvius als Beiname. Später sind Beinamen in *ius*, besonders griechischen Ursprungs, nicht selten; so hiefs z. B. schon ein Freigelassener des Atticus Marcus Pomponius Dionysius. Selbst rein römische Geschlechtsnamen in *ius* werden schon in dieser Zeit als Beinamen gebraucht, wie Publius Sulpicius Quirinius zeigt, der berühmte Statthalter von Syrien und Phoenikien zur Zeit von Christi Geburt. Es steht zwar fest, dafs Arminius nicht Hermann geheissen hat, was althochdeutsch etwa Charjaman, in römischer Umformung etwa Chariomannus lauten müsste; aber nicht minder fest steht, dafs Arminius nach dem Gesetz der römischen Namenordnung nur der Beiname, nicht der Geschlechtsname seines Trägers war. Und da dieser Beiname römischen Ursprungs sicher nicht ist, so bleibt doch das Wahrscheinlichste, dafs er deutschen Ursprungs ist, mag ihn nun die deutsche Sprachwissenschaft erklären können oder nicht, und mag er auch einer leichten Umformung, etwa in der Endung, sich unterzogen haben. Dafs man sich

die schwierige Aufgabe der Deutung des Namens einfach damit bei Seite geschafft zu haben glaubt, wenn sie ihn als römisch ansieht, ist eine Täuschung, der sehr energisch entgegengetreten werden muss. Ihn für heillofs verderbt zu erklären, wie den der Thusnelda, geht angesichts der nicht schwankenden Ueberlieferung auch nicht wohl an. Wenn jemand fragte, wie denn des Arminius Vor- und Geschlechtsname gelautet haben möchten, so kann man darauf zunächst die Gegenfrage aufwerfen, ob die Namenertheilung, zumal an Fürsten, wie sie in den oben angeführten Fällen von der Zeit des Caesar an üblich war, unter allen Umständen stattgefunden habe und nicht vielmehr aus uns nicht bekannten Gründen zuweilen unterblieben sei. Jene Nervier unter Drusus und der Bataver Chariovalda unter Germanicus werden, wie Arminius, nur mit einem Namen genannt; woraus freilich nicht folgt, dafs sie nur den einen geführt haben.

Als Praefect einer römischen Reiterala wird auch Arminius in den Heereslisten des Tiberius höchst wahrscheinlich mit drei vollen römischen Namen geführt worden sein. In den uns erhaltenen Soldatenverzeichnissen und in den Soldatengrabschriften erkennt man noch deutlich, wie die äussere Gleichmäfsigkeit der Listen mafsgebend ist und die Namen von in der Legion dienenden Fremden so gestellt und behandelt werden, als seien sie römische. Möglich aber ist, wie schon gesagt worden, dafs fremde Fürsten oder Häuptlinge, trotz ihrer Abhängigkeit von den römischen Feldherrn und Kaisern, ihre römischen Namen für gewöhnlich überhaupt nicht führten. Als Arminius an die Spitze der gegen Rom gerichteten Empörung trat, wird er seinen römischen Namen ohnehin aufgegeben haben. Trotz einzelner bezeugter Beispiele aus Caesars und Augustus Zeit mag es erst um die Mitte und in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts üblich geworden sein, dafs solche „Zeichen der Knechtschaft", wie sie nach dem Ausdruck des Tacitus die römischen Namen enthielten, allgemein geführt wurden. Bei Tacitus sind die fremden Julier und Claudier im zweiten Buch der Annalen noch selten, im dritten und vierten etwas häufiger; in den Historien gewöhnlich. Also auch Arminius wird, ebenso wie Segestes, trotz des Bürgerrechts und der damit, wie es scheint, nothwendig verbundenen Ertheilung dreier römischer Namen dieselben für gewöhnlich gar nicht geführt haben, auch so lange er noch nicht den Römern feindlich gegenübergetreten war. Erhielt er aber also einen römischen Vor-

und Geschlechtsnamen, so ist es sicher, dafs er sie nur von einem hervorragenden römischen Feldherrn, vom Kaiser selbst oder von einem Mitglied des kaiserlichen Hauses, empfangen haben kann. Es ist völlig undenkbar, dafs der Cheruskerfürst bei der Bürgerrechtsertheilung einen obscuren römischen Geschlechtsnamen erhalten haben sollte, wie der jener Arminii, der möglicher Weise in augustischer Zeit überhaupt noch gar nicht vorhanden war. Arminius war, wie aus den Angaben des Tacitus bei seinem Tode mit Recht gefolgert wird, etwa neunzehn oder zwanzig Jahre alt, als Tiberius im Jahre 4 die Heeresfolge der Cherusker gewann. Es ist daher nicht wahrscheinlich, dafs die Ertheilung des Bürgerrechts schon früher, etwa durch einen der Vorgänger des Tiberius im germanischen Oberbefehl, stattgefunden hat, besonders da überhaupt erst seit dem Feldzug des Tiberius Cherusker auf römischer Seite fochten. Erhielt also der junge Arminius dem Brauche gemäfs einen römischen Geschlechtsnamen, so kann es nur der Name Iulius gewesen sein. Tiberius war damals schon von Augustus adoptiert und führte seinen eigentlichen Geschlechtsnamen Claudius nicht mehr. Ueber den Vornamen ist nur eine annähernd wahrscheinliche Vermuthung möglich. Folgte Arminius darin dem Feldherrn, der ihm das Bürgerrecht verlieh, so muss der Vorname Tiberius gewesen sein; betrachtete dieser, was seinem Charakter entsprochen hätte, den Akt der Bürgerrechtsertheilung als nur in übertragener Gewalt im Namen des Kaisers vollführt, so muss er Gaius gewesen sein; denn das war der Vorname des Augustus. Also Tiberius Iulius Arminius oder Gaius Iulius Arminius muss der Cherusker im römischen Heere genannt worden sein.

Bei dieser Annahme erklärt sich auch, warum des Arminius jüngerer Bruder einen einheimischen Namen überhaupt nicht geführt zu haben scheint, sondern nur den römischen Beinamen, wie ihn Tacitus ausdrücklich nennt, Flavus, der wohl die germanische Fülle seines blonden Haares bezeichnet. Er trat wahrscheinlich so jung in das römische Heer, in dem er mit deutscher Treue bis zur Einbufse eines Auges vor dem Feinde diente, dafs er nach römischem Brauch mit der Anlegung der Praetexta zugleich die drei Namen erhielt; desshalb ist sein Beiname römisch. Doch kann er bei dieser Gelegenheit auch seinen einheimischen Namen abgelegt haben; bei der Ertheilung des Bürgerrechts wie bei der Freilassung kam beides vor, der römische Name konnte beibehalten oder mit einem

römischen vertauscht werden. Die fremden Provinzialen werden ihre einheimischen Namen, wenn sie appellativisch waren, oft in das Lateinische übersetzt haben. In Hispanien begegnen solche Namen wie Amoenus, Niger, Lupus häufig bei Fremden. Je jünger der neue Bürger war, desto leichter war die Vertauschung des einheimischen mit dem fremden Namen. Aber fehlen durfte der Beiname grade bei den Rittern nicht; griechische Sklaven erhielten bei der Erhebung in den Ritterstand zu ihrem griechischen regelmäfsig noch einen römischen Beinamen.

Auch die in Italien geborenen Kinder der beiden Brüder führen römische Namen. Italicus hiefs der Sohn des Flavus wohl mit Rücksicht auf den Ort seiner Geburt. Der in Ravenna geborene Sohn des Arminius, dem das Schicksal so grausam mitspielte (wie, hatte Tacitus in den verlorenen Büchern der Annalen erzählt), Thumelicus, führt seinen griechischen Namen von der Schaubühne. Der Name ist selten, aber nicht unbezeugt; obgleich die Ueberlieferung in der Schreibung schwankt wie bei dem der Thusnelda, ist kein Grund an seiner Richtigkeit zu zweifeln. Dafs Thumelicus in Ravenna als Sklave zum Gladiator ausgebildet worden sei, wie Göttling vermuthete, ist nach den von Tacitus gegebenen Andeutungen nicht unmöglich. Doch hat der Name nichts mit den Gladiatorenspielen zu thun. Beide, Flavus und Italicus, werden ausser ihren Beinamen den väterlichen Geschlechtsnamen Iulius geführt haben. Ganz ähnlich ist ein inschriftlich bezeugter Fall. In demselben Ravenna, wo der Knabe der Thusnelda aufgezogen wurde, starb fünfzigjährig ein freigeborener Perser, der in jungen Jahren in römische Gefangenschaft gerathen war und das römische Bürgerrecht erlangt hatte; er hiefs Gaius Iulius Mugdonius. Die Mygdonen sind ein phrygischer Stamm; die Inschrift gehört etwa in die Zeit des Claudius. Der Fall ist daher auch ziemlich gleichzeitig.

Der Fall des Arminius steht also keineswegs allein. Dafs er mit seinen vollen drei römischen Namen in der Ueberlieferung nicht genannt wird, entspricht, wie wir sahen, durchaus dem Gebrauch der Schriftsteller, die über ihn berichten. Wäre ein gleichzeitiges Denkmal erhalten, das ihn zu nennen Veranlassung gegeben hätte, so würden wir darauf aller Wahrscheinlichkeit nach die drei Namen lesen; wie auf jenem des Cottius, des Sohnes des Donnus. Aber auch ohne solches Denkmal kann über den Werth des Namens nach

römischem Begriff kein Zweifel sein: Arminius kann unter keinen Umständen der Geschlechtsname, es muss nothwendig der Beiname des Cheruskers gewesen sein.

Arminius ist also der aller Wahrscheinlichkeit nach aus deutschem Stamm römisch gebildete Beiname des Cheruskers; welches seine Form und Bedeutung in unserer Sprache war, hat die deutsche Philologie noch nicht mit Sicherheit anzugeben vermocht.

III

SPANIEN

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY CALIFORNIA.

Die hier zusammengestellten Aufsätze gehen zum Theil auf die epigraphischen Mittheilungen über meine erste Bereisung der pyrenäischen Halbinsel zurück, welche in den Monatsberichten der Berliner Akademie aus den Jahren 1860 und 1861 gedruckt sind, sowie auf die italienisch geschriebenen Berichte über alte Denkmäler in Spanien, welche im Bullettino des römischen archäologischen Instituts aus denselben Jahren erschienen. Diese sind in kürzerer deutscher Fassung wiederholt im Anhang zu meinen „Antiken Bildwerken in Madrid" (Berlin 1862 8.). Doch sind sämmtliche Aufsätze bei wiederholtem Besuch des Landes in den Jahren 1881, 1886 und 1889 nachgeprüft und erweitert worden. Die vollständigen Litteraturnachweisungen, die hier nicht wiederholt werden, finden sich in der Sammlung der Inscriptiones Hispaniae Latinae (Corpus inscriptionum Latinarum Bd. II, Berlin 1869 fol.) und den Inscriptiones Hispaniae christianae (Berlin 1871 4.), sowie in dem Supplement zu diesen Sammlungen (Berlin 1890 fol. und 4.).

I.

Tarragona.

Zu Grunde liegt der Aufsatz „Tarraco und seine Denkmäler" im Hermes I 1866 S. 77—127; vgl. C. I. L. II S. 538—545 und Supplement S. 973.

Für die römischen Eroberer, die von der nahen Südküste Frankreichs aus zuerst nach Spanien kamen, war Tarragona die erste bedeutende Stadt, die sich ihrem Anblick darbot. An die Erörterung von Tarragona's Bedeutung knüpfen sich eine Reihe von Erwägungen, welche das Verhältniss der beiden alten hispanischen Provinzen, der diesseitigen und jenseitigen, und ihrer Hauptstädte Tarragona und Cartagena, auch Sagunt, betreffen. Zwar soll hier nicht die Geschichte der Eroberung überhaupt erzählt werden; aber es fällt vielfach Licht auf sie. Mit Tarragona beginnt daher nicht unpassend eine Betrachtung der römischen Herrschaft in Spanien.

Wären wir allein auf die dürftigen Zeugnisse der Schriftsteller angewiesen, so würde es nicht möglich sein von einer so bedeutenden

Stadt, wie das alte Tarraco im diesseitigen Hispanien war, eine wesentlich andere Vorstellung zu gewinnen, als von vielen anderen antiken Städten in Italien und den römischen Provinzen. Allein die erhaltenen Reste der alten Stadt in dem heutigen Tarragona, die Münzen und Inschriften, die uns vorliegen, Statuen, Reliefs, Mosaikfufsböden und eine grofse Masse von kleinem antiken Geräth aller Art, welches fortwährend zu Tage kommt, ersetzen die Dürftigkeit der Schriftstellerzeugnisse vielleicht in höherem Maafs als bei irgend einer anderen alten Stadt mit Ausnahme Pompejis. Es liegt an der eigenthümlichen Isolierung von dem übrigen Europa, besonders von dem gelehrten, in welcher sich Spanien und alles auf die spanische Kultur bezügliche befindet, dafs von diesen Zeugnissen bisher noch so gut wie nichts im Zusammenhang verwerthet worden ist.

Vorübergehend hat Tarragona vor Jahren in den Kreisen der Archäologen und Orientalisten von sich reden gemacht durch die von dort gemeldete Entdeckung eines vermeintlichen Grabmals des phönikischen Herakles mit ägyptischen Hieroglyphen und einer Reihe von in sehr roher Weise in Marmor eingelegten Bildern, zu denen die auf Diodor zurückgehenden Fabeln über die Urgeschichte der Halbinsel den Stoff hergegeben haben. Der verstorbene Herr von Minutoli, damals preufsischer Generalconsul in Barcellona, hat diese Entdeckung argloser Weise verbreitet. Den gegründeten Zweifeln, welche die Vorsichtigeren sogleich äufserten, suchte er in einer ausführlichen Veröffentlichung (Altes und Neues aus Spanien, Band II, Berlin 1854, S. 133 ff.) dadurch zu begegnen, dafs er das Werk im Einverständniss mit den Herren Movers und Brugsch für ein Erzeugniss der spätesten Kaiserzeit und des gnostischen Ideenkreises erklärte; während inzwischen in Rom nach Canina's Vorgang der verstorbene Emil Braun in einem phantasievollen Aufsatz für die Aechtheit und das hohe Alterthum desselben eintrat. Der geistreiche Gelehrte giebt darin einer gewissen Neigung zum Auffälligen und Wunderbaren nach, die in seinen späteren Arbeiten oft hervortritt. Diese Offenbarungen haben ausser dem spanischen Entdecker des Grabes selbst meines Wissens von deutschen Gelehrten nur die auch inzwischen verstorbenen Röth in Heidelberg und Ross in Halle mit Begierde ergriffen und geglaubt. Das ganze Grabmal ist eine Fälschung neuesten Ursprungs.

Vorarbeiten

Dafs es Vorarbeiten für die Geschichte Tarraco's, welche den Namen verdienen, nicht giebt, braucht bei einem Gegenstand aus den Alterthümern Hispaniens eigentlich kaum gesagt zu werden. Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts benutzte ein rechtschaffener Advocat in Tarragona, Luis Pons de Icart, seine Mufsestunden um ein Buch von den Herrlichkeiten und Werkwürdigkeiten seiner Vaterstadt zu verfassen, welches er König Philipp dem zweiten im Jahre 1572 widmete. Er war dazu veranlasst worden von dem Canonicus Don Juan Cesse, der schon im Jahre 1514 einige Inschriftsteine an einer der Bastionen der Stadt hatte aufstellen lassen. Obgleich es dem Schreiber an gelehrter Bildung so gut wie gänzlich fehlt und seine daraus zu erklärende Vorliebe für das weitläufige, sachwalterisch genaue Citieren der spanischen Chronisten den Leser ermüdet, so gehört das Buch doch zu den besseren der spanischen Lokallitteratur. Der Verfasser beschreibt sehr genau alles was zu seiner Zeit an Alterthümern vorhanden war und erhebt sich sogar zur Urkundenforschung, um das Vorhandensein von später verschwundenen Bauresten in städtischen Grundstücken zu ermitteln. Eine neue monographische Behandlung von Tarragona's Alterthümern müsste durchaus von seinen Angaben ihren Ausgangspunkt nehmen. Pons hatte sich für seinen Privatgebrauch eine vollständige Sammlung aller in Tarragona befindlichen lateinischen Inschriften angelegt, die er öfter in seinem Buche erwähnt. Leider hat er sie nicht drucken lassen und die Handschrift ist verloren; die nicht sehr zahlreichen Proben daraus, welche er in seinem Buche mittheilt, sprechen deutlich für seine Genauigkeit. Dieses ist die älteste Monographie über Tarraco; Morales, der bekannteste unter den spanischen Antiquaren, hält sich durch sie der Mühe überhoben, eingehend über Tarragonas Alterthümer zu berichten. Antonio Agustin, schon Bischof von Lerida (seit 1561) als er die Curie noch auf dem Tridentinum vertrat, war nach dem Schlusse desselben im Jahre 1564 auf einer Provinzialsynode zu Tarragona, wie Pons de Icart erzählt, und gab ihm einige Aufklärungen in antiquarischen Dingen, die mit der unterwürfigsten Ehrfurcht vor der grofsen Gelehrsamkeit des vornehmen Prälaten aufgenommen werden. Auch einige Briefe des Pons an Agustin aus dem Jahre 1572 über Inschriften von Tarragona habe ich unter des letzteren Papieren in Madrid gefunden. Aber erst im Jahre 1576 bestieg Agustin den erzbischöflichen Stuhl von Tarragona und starb 1586. In dieser Zeit

hat er das Mögliche geleistet für die Sammlung und Erhaltung der Inschriften und übrigen Alterthümer der Stadt, wie seine eigenen Aufzeichnungen bezeugen und die des Niederländers Anton von Povillon, welcher im Jahr 1585 bei ihm war. Aber es ist ihm nicht vergönnt gewesen eine zusammenhängende Behandlung und Darstellung derselben hervorzurufen. Er selbst, bejahrt und auf ganz anderen litterarischeu Gebieten thätig, wird eine solche wohl niemals beabsichtigt haben. Der Augustiner Enrique Florez, der unter seinen meist kritiklosen Landsleuten durch die lauterste Wahrheitsliebe hervorragende Verfasser des Werkes über die antiken Münzen Spaniens und der bändereichen, noch heute unvollendeten *España sagrada,* giebt zwar als Einleitung zur Geschichte der Kirche von Tarragona eine Uebersicht über die profane Geschichte der Stadt, zu welcher er die alten Zeugnisse, Inschriften, Münzen und Denkmäler in seiner Weise benutzt hat. Allein trotz des redlichsten Bemühens ist er in eine Reihe von Irrthümern verfallen, welche bis auf die neueste Zeit fortbestehen, und hat vieles Wichtige überschen, trotz seines eigenen Aufenthaltes in der Stadt im Jahr 1762 und trotz der guten Abschriften von Inschriften und sorgfältigen Zeichnungen der Denkmäler, welche ihm der Canonicus Ramon Foguet aus Tarragona zusendete. Nach Pons de Icart und Florez hat es zwar nicht an auf die Alterthümer aufmerksamen Reisenden gefehlt, wie die Spanier Antonio Ponz und Jayme Villanueva und manche Ausländer, und an Compilatoren, wie Cean und Cortes nebst den Handbüchern der alten Geographie von Mannert, Ukert und Forbiger: allein weder ist das Material durch sie erheblich vermehrt, noch auch die an den Gegenstand sich knüpfenden Fragen in irgend befriedigender Weise gelöst worden. Keine Ausnahme macht das grofse und noch heute unentbehrliche Reisewerk des Grafen Laborde, die malerische Reise durch Spanien, zwei kostbare Foliobände, die dem ersten Kaiserreich ihre Entstehung verdanken. Es giebt nur malerische Ansichten ohne eingehende wissenschaftliche Erörterung. Sie sind nach den Materialien, die der Verfasser mit einem ganzen Stabe von geschickten Zeichnern gesammelt hatte, in Paris ausgeführt worden und haben dadurch viel von ihrer Unmittelbarkeit eingebüfst. In neuerer Zeit haben sich zwei Bürger der Stadt, die Herren Albiñana und Bofarull, vereinigt, um eine neue Monographie zu liefern. Die Verfasser haben sich mit grofser Sorgfalt und persönlicher Aufopferung der alten

Denkmäler ihrer Vaterstadt angenommen; sie sind die Hauptbegründer einer kleinen archäologischen Gesellschaft daselbst und eines Museums. Aber ihr Buch ist kenntniss- und kritiklofs, die Abbildungen für wissenschaftliche und künstlerische Zwecke gleich unbrauchbar. Die wenigen nützlichen Nachrichten über noch in der Stadt erhaltene Baureste benutze ich an ihrem Orte. Seit fast einem halben Jahrhundert ist Buenaventura Hernandez in Tarragona eifrig bemüht, allen römischen und vorrömischen Alterthümern seiner Stadt Pflege, Erhaltung und Deutung zuzuwenden. Ihm verdankt das Museum beständigen Zuwachs; durch zahlreiche Schriften, Verzeichnisse, Führer fördert er die immer noch sehr schwache Theilnahme seiner Landsleute für Tarragona's Alterthum. Jüngst haben auch die etwas zahlreicheren Liebhaber lokaler Studien in Barcellona zuweilen Ausflüge nach dem nahen Tarragona gemacht. Die Frucht eines solchen Ausflugs ist der Vortrag des Baumeisters Leandro Serrallach *(Monumentos romanos de Tarragona,* Barcellona 1886 8.), der wenig thatsächliche Angaben und gar keine Aufnahmen enthält; das beste darin sind einige Bemerkungen von Hernandez über den Mauerbau von Tarragona.

Die hier genannten Werke sind insgesammt so schwer zugänglich, dafs schon aus diesem Grunde eine eingehende Darstellung gerechtfertigt erscheint. Die folgenden Beschreibungen und Erörterungen sehen aber absichtlich von bildlichen Beigaben durchaus ab. Die in den angeführten Werken gegebenen Darstellungen sind sämmtlich unbrauchbar. Neue Aufnahmen der Denkmäler, wie sie allerdings im höchsten Grade wünschenswerth sind, könnten nur durch die vereinte Arbeit eines Architekten und eines geübten Zeichners, bei einem Aufenthalt am Ort von einigen Wochen, hergestellt werden. Schwerlich werden Auswärtige zu einer solchen Arbeit sich veranlasst fühlen, weil der rein künstlerische Werth der Denkmäler von Tarraco dazu nicht grofs genug ist. Ob die spanische Regierung zu einem Unternehmen der Art sich jemals erheben wird, ist sehr zweifelhaft; die privaten Versuche der lokalen Liebhaber aber fallen immer ungenügend aus. Mein wiederholter Aufenthalt in Tarragona reichte wenigstens dazu aus, eine lebendige Anschauung zu gewinnen und die Urtheile der Vorgänger an Ort und Stelle zu prüfen. Dieses ist die für jetzt allein mögliche, aber auch wie ich glaube ausreichende Grundlage, auf welcher die hier zu gebende Darstellung ruht.

Tarragona liegt auf einer beträchtlichen Erhebung an der Ostküste der Halbinsel, etwa in der Mitte zwischen dem Gebirgsvorsprung der Pyrenäen, welcher die Grenze gegen Frankreich bildet, und der Ebromündung, zwischen zwei kleinen Küstenflüssen, deren alte Namen Subi und Tulcis uns erhalten sind. Welcher von beiden dem heutigen Francolí entspricht, dem etwas bedeutenderen Flüsschen an der südlichen Seite der Stadt, lässt sich nicht erweisen. Man könnte den Subi desshalb für den bedeutenderen zu halten geneigt sein, weil es in der Nähe von Tarraco einen Ort Subur gab, dessen Name von gleichem Stamm zu sein scheint wie der des Flusses. Dafs der Tulcis des Mela für einen anderen Fluss zu halten, scheint mir die grofse und unmöglich zufällige Verschiedenheit der Namensform zu fordern. Der kleine Küstenfluss Gaya, welcher etwas nördlich von Tarragona bei Altafulla mündet, könnte damit gemeint sein.

Kommt man von Norden her, so führt die Strafse langsam zur Höhe hinauf und man gewinnt kaum einen Anblick des hohen Profils, in welchem die felsige Burg terrassenförmig von der Unterstadt ansteigt. Dazu wird der Fels der oberen Stadt seit Jahrzehnten abgebaut, um die Steine für die Hafenmolen zu liefern. Von Süden, von der Ebene von Reus aus und den rebenbestandenen Höhen westlich davon gesehn thront Tarragona weithinragend als Schluss eines langgestreckten Bergrückens, der von Westen nach Osten streicht. Tarragona liegt also, wie viele der ältesten Niederlassungen im Inneren des Landes, auf schwer erreichbarer Felsenhöhe, die gleichsam nur zufällig so weit bis an das Meer vorgeschoben erscheint. Schon diese seine Lage — sie erinnert an die sicilischen Städte wie Termini, Girgenti und Syrakus — zeigt, dafs es nicht vom Meere aus gegründet worden ist.

Die Gründung

Dafs schon phönikische Ansiedler sich dort niedergelassen haben, wie an so vielen Punkten der Küsten von Spanien und auf den gegenüber liegenden balearischen Inseln, ist nicht zu erweisen. Es wäre ja denkbar, dafs am Fufs des Felsens, auf dem Tarragona liegt, eine phönikische Niederlassung gegründet worden sei. In dem Namen Tarraco finden die neueren Orientalisten keine Nöthigung zur Annahme phönikischen Usprungs. Münzen mit punischer Schrift, wie von den Balearen und den punischen Städten der Südküste Abdera Sexi Malaca Gades, giebt es von Tarraco nicht; worin freilich kein

entscheidendes Moment liegt. Denn dafs jene anderen Städte phönikische Münzen aufzuweisen haben beweist nur, dafs noch in der verhältnissmäfsig späten Zeit, in welcher sie als selbständige, vom Mutterlande getrennte Gemeinden eigene Münzen schlugen, ihre phönikische Nationalität sich erhalten hatte, während diese in vielen anderen unzweifelhaft ursprünglich ebenfalls phönikischen Ansiedlungen nicht zu jener Dauerhaftigkeit gelangt, sondern durch spätere Bewohner anderer Nationalität, Iberer Griechen Römer, verändert worden ist. Aber ein Umstand spricht ziemlich entscheidend gegen die Annahme einer phönikischen Niederlassung: das erste, wonach die phönikischen Seefahrer sich überall umsahen, ein guter Hafen, fehlt Tarraco so gut wie dem nahen Barcino; während Mago, die phönikische Niederlassung auf der kleineren der balearischen Inseln und das punische Neukarthago unvergleichliche natürliche Häfen haben. Strabo nennt die Stadt Tarraco ausdrücklich und mit vollem Recht hafenlofs. Dafs die römischen Truppen dennoch zuweilen hier ausgeschifft wurden oder auch die römischen Schiffe hier überwinterten und demzufolge bei Livius einmal von dem Hafen von Tarraco gesprochen wird, beweisst nichts gegen die Thatsache, dafs Tarraco noch heute trotz gewaltiger Molenbauten eine der schlechtesten Rheden an der spanischen Ostküste hat. So löst sich der Widerspruch zwischen Eratosthenes und Artemidor, dessen Strabo gedenkt: Eratosthenes wusste von einer Rhede bei Tarraco, Artemidor bemerkte mit Recht, Tarraco sei nicht einmal mit gutem Ankergrunde ausgestattet. Strabo fügt hinzu, erst jenseit Tarraco gegen Massalia hin sei die Küste an Landungsplätzen reicher. Der Antheil an der Fahrt der „tyrischen“ Jungfrau, dessen sich Tarraco rühmte, beruht daher gewiss auf späten griechischen Erfindungen; wir kommen nachher auf die Sage zurück. Phönikier also waren nicht die Gründer von Tarraco. Von einer griechischen Niederlassung in Tarraco, wie wir sie an dieser Küste in Emporiae und Rhode kennen, ist nirgends die Rede und es giebt keine Münzen der Stadt mit griechischem Gepräge.

Griechische Gründungssagen sind oder waren in Hispanien fast so häufig wie in Italien. Aber ihr Ursprung ist leicht kenntlich. Die gelehrten Griechen, die seit Hekataeos und Pytheas, besonders dann nach Polybios das Land theilweis kennen lernten, wie Artemidor von Ephesos, Posidonios, der Stoiker von Apamea, und Asklepiades

von Myrlea, der in Cadiz gelehrt hat, fanden in den iberischen Namen überall Anklänge an die griechische Sage und liessen, da ja an der Ostküste unzweifelhaft griechische Niederlassungen seit alter Zeit bestanden, die troischen Helden noch etwas weiter wie Odysseus und über Sicilien hinaus verschlagen werden und Städte im Süden und im fernsten Westen der Halbinsel gründen. Dafs Tarraco, so viel wir sehen können, selbst von solchen Gräcisierungsversuchen verschont geblieben ist, beweist, dafs nicht der geringste Anhalt für sie vorhanden war.

Also wird derjenige iberische Volksstamm die erste Ansiedlung auf dem Felsen von Tarraco gegründet haben, zu welchem die Stadt von den alten Geographen gerechnet wird, die Kessetaner. Ein Ort in der Nähe von Tarraco, wohl landeinwärts, wird bei der Schilderung der Feldzüge der Scipionen von Livius Cissis, von Polybios Kissa genannt. Dies scheint die später untergegangene Hauptstadt jenes Stammes gewesen zu sein, von der er seinen Namen führte. Unzählige Münzen mit demselben Gepräge, aber zahlreichen unterscheidenden Beizeichen und derselben Aufschrift in iberischer Schrift werden noch heutigen Tages, wie ich mich selbst überzeugt habe, fast täglich in Tarragona ausgegraben, und zwar nur in Tarragona und seinen Umgebungen. Im Jahre 1850 fanden sich deren tausend Stück auf einmal. Die Kupfermünzeu zeigen in seltener Vollständigkeit sechs verschiedene Nominale und werden durch darauf angebrachte kleine Kugeln ganz analog wie der römische As und seine Theile unterschieden. Ausserdem werden sie noch im Gepräge in sinnreicher Weise so unterschieden: das Silberstück und die gröfsten Kupferstücke zeigen, wie viele andere iberische Münzen, einen galoppierenden Reiter, der die Friedenspalme trägt; auf dem Quinar erscheint neben dem Reiter noch ein lediges Pferd; auf dem folgenden Kupferstück erscheint das Pferd allein, laufend oder schreitend; auf dem folgenden grast es, auf den kleinsten ist es nur halb vorgestellt und endigt in einen Flügel, oder es findet sich statt seiner der Delphin, auch ein sehr gewöhnliches Zeichen auf den iberischen Münzen. Die Aufschrift lautet in der volleren und wahrscheinlich älteren Form, die nur auf einigen Kupferstücken erhalten ist, *kesse*, in der verkürzten Form mit der auf den iberischen Münzen üblichen Buchstabenverbindung und der Auslassung des einen Consonanten *kese*, oder mit der Unterdrückung des ersten Vocals, die ebenfalls

häufig vorkommt, *kse*; denn es darf als unzweifelhaft angesehn werden, dafs diese Aufschriften so zu lesen sind. Diese Münzen der Kessetaner gehören also unzweifelhaft nach Tarraco. Die volle Aufschrift wird von den Münzkennern der alten Stadt Kissa, die verkürzte den Kessetanern in Tarraco zugeschrieben.

Die Mauern

Allein die iberischen Bewohner von Tarraco haben noch ganz andere Spuren ihrer Existenz zurückgelassen als jene Münzen. Wie bei den ältesten Niederlassungen aller alten Kulturvölker ist der am höchsten gelegene Theil des Stadtgebietes der der ältesten Ansiedlung. Die Burg von Tarraco erschien noch den römischen Dichtern des ersten und des vierten Jahrhunderts, Martial und Ausonius. als eine charakteristische Eigenthümlichkeit der Stadt, und nicht ohne Grund. Denn noch heute umgeben den höchsten Punkt der Stadt auf drei Seiten gewaltigeMauern von sogenannter kyklopischer Bauart aus wenig behauenen und ungleichen Steinblöcken. An einer zuverlässigen Messung und Abbildung dieses ungemein interessanten Bauwerks fehlt es durchaus. Die erste Abbildung überhaupt ist meines Wissens die bei Laborde Band I Tafel 49 (Pons de Icart und Florez geben keine) und diese giebt nur einen kleinen und keineswegs einen besonders charakteristischen Theil der Mauer in ganz ungenügender, die eigenthümliche Art des Baues geradezu entstellender Weise wieder. Besser gewählt ist die Ansicht bei Albiñana auf Tafel 1; aber ihre Ausführung steht noch weit unter der von Laborde. Ebensowenig genügt das Gipsmodell der Mauern von Tarraco, welches der französische Archäolog Petit-Radel nach ihm zugegangenen Zeichnungen anfertigen liess und in seinem Buch *recherches sur les monuments cyclopéens* (Paris 1841, 8.) beschreibt. Die Zeichnungen sind verschollen; das Modell ist noch auf der Mazarinschen Bibliothek in Paris vorhanden. Hernandez hat die Mauern wiederholt, zuletzt (1867) in den Abhandlungen der Akademie von Barcellona (Bd. II, 1878) beschrieben, und dabei ein gut erhaltenes Stück von 7,14 m Höhe nach einer Photographie abgebildet. Gute photographische Aufnahmen einiger Theile der Mauer, die mir vorliegen, ersetzen nicht eine vollständige Veröffentlichung, die zu den dringendsten Aufgaben der spanischen Alterthumskunde gehört.

Die Mauern sind in der ganzen Ausdehnung der drei nach Norden, Osten und Süden gerichteten Seiten fast ohne Unterbrechung in einer Länge von ungefähr 3 km, aber in ungleicher Höhe er-

halten, am vollständigsten auf der südlichen und westlichen Seite. Die Höhe dieser Art von Construction wechselt zwischen ungefähr 3 bis 10 m, die Dicke zwischen 5 und 6 m. Auch nach der westlichen Seite des Meeres zu, auf welcher sich die Stadt wahrscheinlich schon in römischer Zeit gegen die Burg hin geöffnet hatte, sind Fundamente gleicher Construction, auf welchen die modernen Häuser an der oberen Rambla (der Poststrafse durch die Stadt) ruhen, in den Kellern derselben zu sehen. Mehr lässt sich mit Sicherheit über den Umfang der alten Stadtmauer nicht angeben.

An einem Plane der Stadt, auf den ich verweisen könnte, fehlt es. Der bei Florez gegebene umfasst nur die obere Stadt ohne den Hafen; der bei Laborde passt auf die jetzt sehr veränderte Anlage der Hafenstadt gar nicht mehr; der neueste und beste, welchen Coello auf seiner vorzüglichen Karte der Provinz von Tarragona (Madrid 1858), einer Abtheilung seines grofen *Atlas de España*, giebt, ist etwas zu klein, um die Lage der Denkmäler darauf anschaulich machen zu können.

Die gewaltigen Werkstücke von unregelmäfsiger, aber überall länglicher Form (die gröfsten sind ungefähr 12 bis 14 Fufs lang, bis gegen 8 Fufs breit und bis 5 Fufs hoch) sind nicht, wie bei manchen ähnlichen Mauerbauten in Griechenland und Italien (z. B. bei den Mauern von Cortona, an welche die von Tarraco in manchen Stücken erinnern), künstlich in einander gefügt, sondern in horizontalen Schichten trocken übereinander gelegt und die Lücken mit kleineren Steinen von unregelmäfsiger Form ausgefüllt. Serrallach giebt die Höhe dieser Construction auf bis zu 7,14 m an. An der Aussenseite liegen die polygonen, aber annähernd oblongen Blöcke von gleicher Höhe scharf aufeinander, sodafs meist nur geringe Füllstücke nöthig sind. Auf der Innenseite dagegen liegen die rohen Blöcke ohne Verbindung nebeneinander und halten nur im allgemeinen die gleiche Fläche mit den horizontalen Schichten ein. Die Steine sind zum Theil stark corrodiert und überhaupt meist von wenig guter Qualität; man erklärt sich das daraus, dafs sie wahrscheinlich in nächster Nähe aus dem Burgfelsen selbst gebrochen wurden. Ihre gewaltige Gröfse macht ohnehin das Heraufschaffen von weither unwahrscheinlich. In ungleichen Zwischenräumen, je nach der Bodenbeschaffenheit, springen aus der Mauer viereckige Thürme vor, deren im ganzen Umkreis der Mauer noch sieben sich

erkennen lassen; ursprünglich waren es wahrscheinlich mehr. Neben einigen dieser Thürme befinden sich in der Mauer kleine, später mit Mauerwerk ausgefüllte Thore. Diese Thore sind scharf rechtwinklich ausgeschnitten. Es sind deren in dem ganzen Mauerzug noch sechs erhalten. Eines der besterhaltenen ist die sogenannte Portella, auf der Nordseite nahe der Esplanade; es ist auf den Abbildungen bei Laborde und Albiñana zu sehen. Der obere Balken wird durch einen einzigen quer über die beiden Pfosten gelegten Stein von gewaltiger Länge und Dicke gebildet. Die Pfosten bestehen nicht aus besonderen aufrechtstehenden Blöcken, sondern werden durch die auch im übrigen angewendete Mauerconstruction gebildet, meist von je drei gewaltigen Blöcken auf jeder Seite; bei der Puerta del Rosario sind es jedoch elf und zwölf. Um das Thor fortificatorisch zu schützen steht der Eingang durchgehends nicht rechtwinklich zur Mauer, sondern in einem ziemlich spitzen Winkel; die Abbildungen lassen von diesem bemerkenswerthen Umstand nichts erkennen. Aber Petit-Radel giebt wenigstens die ihm mitgetheilten Maafse dieses kleinen Thores an: es ist 1,60 m breit und 3,30 m hoch; der obere Balken wird gebildet durch einen Stein von 3,60 m Dicke, 2,30 m Breite und 1,10 m Höhe. Auch von dem gröfsten Stein in dem Thurm seines Modells giebt er die Maafse: er ist 4,20 m lang und 2,60 m hoch. Die Puerta del Rosario misst nach Hernandez nur 2,45 m Höhe und 1,45 m Breite im Lichten; die Dicke der Mauer beträgt daselbst 6,11 m. Die Decke bilden vier gewaltige Felsblöcke.

Eine sichere Zeitbestimmung für die Entstehung dieser ältesten Mauern von Tarraco giebt es nicht. Aber alles spricht dafür, dafs sie noch in die vorrömische Zeit zu setzen sind. Die römischen Eroberer legten um die Mitte des sechsten Jahrhunderts der Stadt ihre Befestigungen gewiss schon mit gröfserer Sparsamkeit in den Mitteln und einer höheren technischen Vollendung an. Republikanische Mauerbauten sind freilich nicht in grofser Anzahl erhalten und es fragt sich, ob derartige Bauten der Hauptstadt, wie etwa die Serviusmauer, oder italischer dem griechischen Einfluss nahe stehender Orte ohne weiteres zur Vergleichung herangezogen werden dürfen. In Murviedro, dem alten Saguntum, habe ich ein prachtvolles Stück einer alten Mauer in der Unterstadt abgezeichnet, welches eine von der von Tarraco ganz abweichende Bauart zeigt. Die Werkstücke, sämmtlich von fast gleicher Höhe, etwa 3 Fufs, aber ungleicher Länge,

einzelne 6 bis 7 Fufs lang, sind an den Kanten sorgfältig behauen, liegen in regelmäfsigen horizontalen Schichten übereinander und sind mit hakenartig einspringenden Ansätzen fest untereinander verknüpft, ganz so wie bei manchen italischen Mauerbauten der republikanischen Zeit. Dieses Stück der Mauern von Sagunt kann nur gehören entweder zu den Befestigungen, welche nach Livius, vielleicht unter der Leitung griechischer oder römischer Baumeister, im Jahr 535 der Stadt 219 vor Chr. gegen die hannibalische Belagerung aufgeführt wurden, oder zu dem Wiederaufbau der Stadt durch die Römer in den Jahren 540/214 und 549/205. Das letztere halte ich für wahrscheinlicher. In beiden Fällen lehrt es, wie man in den hispanischen Städten um die Mitte des sechsten Jahrhunderts Mauern baute. Die Mauern von Tarraco zeigen eine sicherlich um mindestens ein Jahrhundert, vielleicht um mehrere, ältere Bauart. Ich habe in Spanien nichts ähnliches von Mauerbauten gesehen; aber nach den Beschreibungen und photographischen Abbildungen, welche Gongora in seinem Werke über die vorhistorischen Alterthümer Andalusiens (Madrid 1868) giebt, scheinen in Ibros und Giri-Baile, zwei kleinen Orten im Gebiet der Oretaner am südlichen Abhang der Sierra Morena, deren alte Namen nicht bekannt sind, Mauerreste von ähnlicher Art und gleichem Alter wie die von Tarraco erhalten zu sein. Man darf darin also wohl die ursprüngliche Befestigungsweise der iberischen Städte erkennen. Ob die ältesten Befestigungen von Tarraco errichtet worden sind zum Schutz gegen stammverwandte Nachbaren, oder etwa gegen die Angriffe punischer Seefahrer, oder gegen die von Norden eindringenden Keltenstämme, welche mit Erfolg von der Besetzung der Ostküste ferngehalten worden sind, lässt sich natürlich nur vermuthen. Das erste ist das weitaus Wahrscheinlichste. Die Behauptung der Lokalantiquare, dafs die Befestigungen desshalb von einem fremden von der See her gekommenen Stamm herrühren müssten, weil sie auch gegen die Landseite gerichtet sind, ist ganz unhaltbar. Was wäre das überhaupt für eine Festung, die nach einer Seite hin geöffnet ist? Der an drei Seiten von jenen ältesten Mauern umschlossene Theil der heutigen Stadt ist die alte Oberstadt, das iberische Oppidum, welches die Römer vorfanden. Die römische Stadt erstreckte sich unzweifelhaft bis an den Hafen hinunter. Auf der nach der neuerdings erfolgten Schleifung der Festungswerke nach der Seite des Meeres hin freigelegten Fläche, deren Felsengrund als Steinbruch

für den Hafenmolo dient, kommen fortwährend römische Bauten zu Tage. Ebenso sind in den Kellern von manchen Häusern der ganz modernen Hafenstadt (der Hafen war früher durch Gärten und Weinberge von der Stadt vollständig getrennt) Reste von unzweifelhaft römischer Construction erhalten. Ob aber die jetzt zum allergröſsten Theil verschwundenen Mauerreste in der Ebene, besonders auf der südlichen Seite der Stadt bei der ebenfalls nicht mehr vorhandenen Kirche von San Frutos bis zum Flusse Francolí, zu jener ältesten Ummauerung gehörten, wie Pons de Icart und nach ihm die Späteren annahmen, ist zweifelhaft. Die Beschreibung, welche er davon giebt, nöthigt keineswegs zu dieser an sich unwahrscheinlichen Annahme.

Aber nicht alle Theile des Mauerbaus in der Oberstadt sind aus so groſsen Werkstücken aufgeführt. Man unterscheidet deutlich an manchen Stellen über den unteren Schichten jener gröſsten Blöcke eine Schicht von etwas kleineren, auf der Aussenseite regelmäſsigen, innen unregelmäſsigen Werkstücken, welche sich wiederum sehr deutlich von den darauf ruhenden ganz regelmäſsig behauenen Stücken unterscheiden, auf welche wir nachher zu sprechen kommen. Auf diesen Werkstücken der zweiten, offenbar ein wenig jüngeren Schicht, an der Südwestseite der Stadt und auf der inneren Seite der Mauer, finden sich mitten auf den Steinen groſse einzelne Buchstaben des aus den Münzen bekannten iberischen Alphabetes eingehauen. Hiervon ist in den früheren Beschreibungen nirgends die Rede. Ich notierte sechs verschiedene Buchstaben, welche in mehr oder minder zahlreichen Wiederholungen vorkommen. Am häufigsten findet sich ⋈, unzweifelhaft das iberische *i*; fast ebenso häufig ⋈, seltener Ш, ⋎, Λ, ⊣, ⊔, über deren Werth sich noch nichts bestimmtes angeben lässt. Diese Buchstaben stehen ganz unregelmäſsig, bald nach rechts bald nach links gekehrt, bald in der angegebenen gewöhnlichen Weise, bald auf dem Kopf. Man sieht deutlich, daſs sie auf die einzelnen Werkstücke eingehauen worden sind ehe diese ihren Platz in der Mauer erhalten hatten. Offenbar sind es Bezeichnungen der Werkstücke zu irgend welchem technischen Zweck, wohl schon in den Steinbrüchen gemacht; vielleicht Zahlen, vielleicht Anfangsbuchstaben von Namen. Eine bestimmte Erklärung dieser einzelnen Zeichen wird man, auch wenn sie einem bekannten Alphabet angehörten, nicht beanspruchen. Uns genügt die Thatsache, daſs es iberische Schriftzeichen sind, denen wir an dieser Stelle begegnen. Voreilig aber

wäre es aus dem Vorhandensein dieser Schriftzeichen zu schliefsen, dafs auch dieser offenbar jüngere Theil des Mauerbaus noch in vorrömische Zeit gehöre. Nach Otto Richters Untersuchungen über die in Rom an den Mauern des Servius Tullius sowie in anderen antiken Städten vorkommenden Steinmetzzeichen (in dem 45. Winckelmannsprogramm der Berliner archäologischen Gesellschaft von 1885) gehören diese sämmtlich einer Zeit an, in welcher man die Quadern bereits vorher in den Steinbrüchen oder Werkstätten für den Bau herrichtete. Sie sind Versatzmarken und finden sich daher nicht in der Front, sondern an den inneren Seiten der Mauern. Dasselbe gilt von denen von Tarraco. Dafs iberische Sprache und Schrift neben der römischen noch geraume Zeit fortbestanden hat, beweisen aufser den zweisprachigen Münzen anderer Städte im diess- und jenseitigen Hispanien für Tarraco speziell mehrere daselbst gefundene iberische Inschriften. Bis auf die Zeit des Augustus etwa wurde in Tarraco neben dem Latein noch iberisch gesprochen und geschrieben; ähnlich ist es ja mit den italischen Dialekten, ähnlich auch mit dem Keltischen gegangen Daher wird man die Mauerschicht mit den iberischen Buchstaben sehr wohl in die römische Zeit setzen dürfen. Für die Vervollständigung und Erweiterung der ältesten Mauern können sich die römischen Feldherrn ja leicht einheimischer Arbeiter bedient haben. In den Steinbrüchen in den Umgebungen der Stadt sind von diesen Arbeitern die iberischen Versatzmarken in die Quadern gemeisselt worden. Von dem Bau dieser römischen Mauer giebt Hernandez (im Anhang zu dem oben erwähnten Vortrag von Serrallach) eine lehrreiche Beschreibung auf Grund zufälliger Beobachtungen, die er bei einem Abbruch anstellen konnte. Das auf dem alten iberischen Unterbau ruhende Stück Mauer in der Nähe der Portella besteht danach aus zwei je 0,80 m dicken Wänden. Die äussere Seite zeigt äusserst sorgfältig behauene Quadern mit Stofsfugen, die in regelmäfsigen horizontalen Schichten ohne jeden Mörtelverband liegen. Die Quadern sind durchschnittlich 0,57 m hoch. Die innere dagegen ist weniger sorgfältig errichtet; sie besteht aus ungleichen, kaum behauenen Steinen, die nicht genau über einander geschichtet sind. Zwischen beiden ist der hohle Raum von 3,60 m Breite mit einer festgestampften Schicht von Erde und Gusswerk aus handgrofsen Steinen und Steinsplittern gefüllt. Die ganze Dicke der Mauer beträgt daher zwischen 5,20 und 6,11 m. Dazu aber sind Querwände

oder Strebepfeiler zwischen den beiden Mauern zur Stütze angebracht, welche Abtheilungen von 6,27 m Länge und 5,20 m Breite (das ist die Dicke der ganzen Mauer) bilden. Von der Richtigkeit der Beschreibung in Betreff der äusseren und inneren Mauerwand habe ich mich überzeugt; die Strebepfeiler im Inneren waren nicht mehr sichtbar. An einem der vorspringenden Thürme, dem Thurm von San Magin, sind die die Ecken bildenden Steine noch auf eine eigenthümliche Art verziert worden. Es treten nämlich aus diesen Steinen menschliche Köpfe, je einer an zwei Ecken, an der dritten vorn zwei nebeneinander, aus der Fläche hervor, nicht später eingesetzt, sondern von Anfang an aus dem ganzen Block herausgearbeitet. Die Arbeit scheint roh zu sein; die Köpfe sind so hoch angebracht und ausserdem durch das Wetter so angegriffen, dafs man nicht einmal erkennt, ob Männer oder Weiber damit gemeint sind. Diese Verzierungen scheinen in dieselbe Zeit zu gehören, wie die Stücke mit den iberischen Buchstaben. An manchen primitiven Mauerbauten haben sich Vorstellungen in Relief, Böses abwehrende Zeichen (wie Phallen) gefunden; ähnliche Köpfe sind mir auf alten Mauerbauten, soweit man sie in Edward Dodwells bekanntem Werke übersieht, nicht bekannt. Dagegen bietet ein ganz analoges Beispiel der sogenannte Isiskopf in dem Tuffstein der Stadtmauer von Pompeji, neben welchem eine okische Inschrift eingemauert ist.

Die ganze Art der Construction, die iberischen Buchstaben und jene eigenthümlichen Sculpturen, alles zusammen macht einen weit roheren und alterthümlicheren Eindruck als die oben beschriebene Mauer von Sagunt. Wenn diese etwa nach der Mitte des sechsten Jahrhunderts gebaut worden ist, so möchte ich den besprochenen Theil derer von Tarraco noch um wenigstens einige Decennien früher ansetzen. In die spätere Zeit der Republik darf man die Stücke mit den iberischen Buchstaben auch aus dem folgenden Grunde nicht setzen. Zum grofsen Theil direct auf dem ältesten, sogenannten kyklopischen Mauerbau (so z. B. in den bei Laborde und Albiñana abgebildeten Stücken), da wo er vorhanden auf dem jüngeren, ist nämlich noch eine dritte antike Construction aufgeführt, welche an Ort und Stelle überall ziemlich leicht unterschieden werden kann. Sie besteht aus mäfsig grofsen, in gleichmäfsigen horizontalen Schichten übereinander gelegten Steinen, welche an den Kanten sorgfältig behauen, in der Mitte aber unbehauen gelassen sind: die be-

kannte von den Italienern *alla rustica* genannte Bauart, wie man sie an den sorgfältigsten Bauten aus der späteren Republik und der früheren Kaiserzeit (bis etwa auf Nero herab) gewohnt ist. An vielen Stellen der Burgmauer erreichte diese Construction die beträchtliche Höhe von ungefähr 30 Fuſs; an den Thürmen ist sie noch höher hinauf erhalten. Aber von den Zinnen, welche aller Wahrscheinlichkeit nach diesen Mauerbau krönten (denn wir kennen die Zinnen als eine charakteristische Eigenthümlichkeit des römischen Festungsbaues in einer Reihe von Beispielen aus der besten Zeit), habe ich nirgends noch Spuren bemerkt. Die Zinnen an dem Modell von Petit-Radel sind also auf dieses Gelehrten Phantasie zu schieben; die bei Laborde und Albiñana abgebildeten und theilweis noch vorhandenen Zinnen sind mittelalterlichen Ursprungs. Auch von den beiden erkerartigen Vorbauten an dem Thurm in Petit-Radels Modell habe ich nichts gesehn. Vielmehr ist im Mittelalter und in neuester Zeit auf den antiken Bau auch in Tarragona, wie so häufig an anderen Orten, noch eine vierte und oft eine fünfte Schicht von Mauer- und Thurmbauten aufgesetzt worden; Kirchen und Häuser lehnen sich wo es geht an diese sichere Stütze an. Nur der zufällige Umstand, daſs die ganze Burgmauer von Tarragona den modernen, im spanischen Erbfolgekrieg angelegten Befestigungswerken als innerster Kern dient, hat sie überhaupt vor dem Untergang bewahrt. Sonst würde sie gewiss längst, wie die meisten antiken Bauten in Spanien, als Steinbruch benutzt worden und spurlos verschwunden sein. Drei der Zeit nach verschiedene Schichten des Mauerbaues haben alle Beobachter unterschieden; nur in der Zeitbestimmung der einzelnen gehen die Meinungen begreiflicher Weise auseinander. Uebrigens ist es keineswegs geboten, alles was von jener dritten und jüngsten Schicht des alten Mauerbaus erhalten ist in eine und dieselbe Zeit zu setzen. Vielmehr haben gewiss verschiedene Generationen an diesen Befestigungen fortgebaut. Daſs sie noch in der im ganzen friedlichen Kaiserzeit Gegenstand besonderer Sorgfalt von Seiten der städtischen Behörden waren und gewiss je nach Bedürfniss erneut oder ergänzt wurden, zeigt das Amt eines *praef(ectus) murorum col(oniae) Tarr(aconensis) ex d(ecurionum) d(ecreto),* welches Gaius Calpurnius Flaccus bekleidete nach einer wohl an das Ende des ersten oder schon in das zweite Jahrhundert zu setzenden Inschrift.

Römische Festung

Versuchen wir es auch hier die geschichtlichen Folgerungen zu

ziehen, welche sich aus den mitgetheilten Beobachtungen ergeben. Es liegt auf der Hand, dass die römischen Feldherrn bei ihrem Vordringen gegen die Ebrolinie einen so wichtigen Punkt wie das feste Tarraco nicht unbeachtet lassen durften, Ein bloſser Thurm auf dem hohen Ufer, wie es deren viele in Hispanien, besonders an der Küste gab, als Warten und Schutz gegen Seeräuber, wie Livius sagt, kann es nicht gewesen sein. Sondern der Ort muss damals schon befestigt gewesen sein: sonst würden ihn die römischen Feldherrn bei seiner schlechten Rhede gewiss nicht zum Landungsplatz der Truppen gewählt und sich mit dem weit besseren Hafen des freilich beträchtlich nördlicher gelegenen Emporiae oder eines der anderen Landungsplätze an diesem Küstenstrich begnügt haben, von denen Strabo spricht (oben S. 173). Als Ausgangspunkt für das weitere Vordringen in die Halbinsel konnte nicht ein beliebiger ungedeckter Platz an der Küste, sondern nur eine Festung dienen; dann durfte man über die Unbequemlichkeit einer schlechten Rhede hinwegsehn und sie mit der Zeit künstlich zu überwinden suchen. Aus den sehr kurzen Berichten über die Feldzüge der beiden Brüder Gnaeus und Publius Scipio, welche uns Livius und Polybios geben, beide aus einer gemeinsamen annalistischen Quelle schöpfend, geht hervor, dafs Tarraco einer der ersten festen Plätze war, welchen Gnaeus von Emporiae aus, wo er im Jahr 534 (220 v. Chr.) gelandet war, in seine Gewalt brachte, wahrscheinlich in Folge des in unmittelbarer Nähe gewonnenen Sieges über den Hanno bei dem oben erwähnten Hauptort der Kessetaner Kissis oder Kissa. Auf den raschen Angriff des Hasdrubal, der von Neukarthago her über den Ebro bis nahe an Tarraco vordrang, zog sich zwar Gnaeus selbst mit dem Kern des Heeres und der Flotte nach Emporiae zurück, liefs aber in Tarraco, das also schon in seiner Gewalt gewesen sein muss, eine mäfsige Besatzung zurück und nahm von den zunächst wohnenden iberischen Völkern, wie den Ilergeten, Geiseln mit. Kaum ist Scipio fort, so erscheint Hasdrubal von neuem und verwüstet mit Hülfe der treulosen Ilergeten das Gebiet der den Römern treu gebliebenen Stämme, wahrscheinlich darunter gerade das der Kessetaner, welche die Besatzung von Tarraco in der Hand hielt. So sieht sich Gnaeus genöthigt gegen die feindlichen Stämme, die Ilergeten, die Ausetaner und Laeetaner, mit der gesammten Macht vorzurücken. Die geographischen Anschauungen sind hier vielleicht wieder, wie gewöhnlich in den

livianischen Berichten, verkehrt; zuerst griff er wahrscheinlich die Ausetaner an, um Vich und Gerona, und dann die ihnen zu Hülfe eilenden Laeetaner an der Küste bis gegen Barcellona, endlich die Ilergeten, den mächtigsten jener Stämme, dessen Sitze sich, wie schon die Namensgleichheit erweist, bis Ilerda erstreckten. Dieses scheint die natürliche Reihenfolge der Ereignisse zu sein. Ist des Livius Bericht genau, so muss man annehmen, dafs der Consul zuerst gegen die Ilergeten zog, als den wichtigsten unter den treulosen Stämmen, ohne sich um die übrigen aufrührischen Völker in seinem Rücken zu kümmern. Beide Auffassungen haben ihre Berechtigung. Die Stadt der Ilergeten Atanagrum, welche Livius hier nennt, ist sonsther nicht bekannt; wahrscheinlich wurde sie damals von Grund aus zerstört. Die nicht genannte Stadt der Ausetaner, welche im Census des Agrippa als latinische Bürger aufgeführt waren, findet sich zwar noch auf Inschriften von Tarraco erwähnt und wird bei Ptolemaeos unter dem Namen Ausa aufgeführt, scheint sich aber von jenem ersten Schlage, der sie traf, nie recht erholt zu haben. Es sind nur ein paar ganz unbedeutende Inschriften daselbst gefunden worden und sie sank wahrscheinlich früh zum *vicus* herab; als solchen erweist sie ihr mittelalterlicher Name Vich d'Osona. Auch Gerona, das alte Gerunda, der andere gröfsere Ort der Ausetaner, hat zwar fortbestanden, aber in römischer Zeit keine so grofse Bedeutung erlangt, wie Tarraco und Barcino. Die günstige Lage der schönen Stadt, der hohe Burgfelsen, die weite Ebene, die sie beherrscht, sicherten ihr ein gewisses Ansehen. Inschriften sind nur wenige dort gefunden worden. Nach diesem Feldzuge, den Polybios ganz übergeht, lässt Livius das Heer in die Winterquartiere nach Tarraco zurückkehren, während Polybios den Hasdrubal nur einmal den Ebro überschreiten und den Gnaeus gleich in Tarraco Winterquartiere beziehen lässt. Man sieht übrigens aus diesem einen Beispiel, wie viel noch zu thun bleibt für eine genaue, auf Ortskenntniss und sorgfältige Interpretation gegründete Behandlung der römischen Feldzüge in Spanien.

Die mäfsige erste Besatzung der Burg erhielt wohl damals schon den Auftrag vom Feldherrn, den Ort für die Zukunft zu einem grofsen Waffenplatz einzurichten. Vielleicht gehören die Neubauten der Burgmauer, jene Schicht mit den iberischen Buchstaben, schon in diese erste Zeit. Die Ein- und Umwohner mussten helfen:

die iberischen Buchstaben, die rohen ornamentalen Verzierungen erklären sich daraus leicht. Aber vollendet wurde das Werk von den Römern selbst mit gröfserer technischer Vollkommenheit, die Burgmauer, so wie sie vorliegt, vielleicht erst in weit späterer Zeit. Dagegen eins war schon damals unumgänglich nothwendig: die Rhede, fast eine halbe Stunde Weges von der Burg entfernt, musste auf sichere Weise mit der Burg in Verbindung gebracht werden, sonst konnte die Burg nicht den wichtigen Verkehr mit der Flotte decken. Die Fundamente der Umfassungsmauer der unteren Stadt, welche Pons de Icart sah (oben S. 179), sowie die Wölbungen in den Kellern der Häuser am Hafen können daher ebenfalls schon in jene Zeit gesetzt werden; auch hier wird freilich die spätere Zeit noch vieles hinzugefügt haben.

Schon im nächsten Jahr, 535 der Stadt 219 vor Chr., erscheint Tarraco als Stützpunkt aller Feldzüge gegen den Ebro und über den Ebro hinaus nach Sagunt und Neukarthago. Gnaeus Scipio bricht von Tarraco aus gegen den Hasdrubal auf. Die Flotte des Publius wird von den römischen Bürgern und den Bundesgenossen von hier aus mit grofser Freude begrüfst. Hier wird der Hafen von Tarraco bei Livius ausdrücklich genannt: dem oben (S. 173) angeführten bestimmten Zeugniss des Strabo gegenüber offenbar ein ungenauer Ausdruck, welchen der in diesen technischen Dingen überall sorgfältigere Polybios vermieden hat, obgleich er die Ereignisse im ganzen kürzer erzählt als Livius. Acht Jahre später, im Jahr 543 d. St. 211 vor Chr., fährt Claudius Nero mit seinen Truppen direct von Puteoli nach Tarraco. Der junge Publius Scipio aber, der spätere Africanus, welcher nach Livius in demselben Jahre das Obercommando übernahm, landete seine Truppen in Emporiae, dem heutigen Ampurias, und marschierte von dort erst nach Tarraco, welches von da an sein Hauptwaffenplatz ist. Von dort aus organisierte er die einheimischen Hülfstruppen; Tarraco blieb wahrscheinlich das Hauptquartier seines Collegen Marcus Silanus, während er selbst den kühnen Feldzug gegen Neukarthago ausführte. Dorthin kehrte er auch von Neukarthago wieder zurück und entsendete von dort aus den Gaius Laelius mit der Siegesbotschaft von der Einnahme der hispanischen Hauptstadt nach Rom; während dies nach einem anderen Bericht bei Livius und wie an sich wahrscheinlicher ist vielmehr von Neukarthago aus geschah. Von Tarraco aus endlich unter-

nimmt er die Expeditionen der folgenden Jahre. Als Scipio im Jahre 548 d. St. 206 vor Chr. den Besuch beim Syphax in Afrika macht, lässt er den Marcus Silanus wiederum in Tarraco zurück, aber den Lucius Marcius, einen seiner Unterbefehlshaber, in Neukarthago; nach Neukarthago kehrt er zurück und feiert dort die Leichenspiele für seinen Vater und Oheim. In Neukarthago erkrankte er und von dort aus dämpfte er die Meuterei der Truppen ebenso wie den in seinem Rücken ausgebrochenen Aufstand der Ilergeten. Schon damals also war der Schwerpunkt der Feldzüge und der Sitz der obersten Leitung von Tarraco nach Neukarthago verlegt. Die hier vollständig zusammengestellten Nachrichten sind für das bisher noch nicht gehörig bestimmte Verhältniss zwischen den beiden Städten Tarraco und Neukarthago von entscheidender Wichtigkeit. Man betrachtet nämlich Tarraco, das hispanische Neurom, im Gegensatz zu dem hispanischen Neukarthago, soviel ich sehe, fast allgemein als die älteste Hauptstadt der ganzen neuen Provinz. Zu dieser Annahme verleitete hauptsächlich die bekannte Thatsache, dafs später die ganze diesseitige Provinz von Tarraco ihren Namen führte; ferner die missverstandene Angabe des Plinius, welcher Tarraco ein Werk der Scipionen nennt, wie Karthago ein Werk der Punier sei, nebst des Solinus wohl allein hieraus geschöpfter Bemerkung, dafs desswegen Tarraco die Hauptstadt der Provinz sei, und die daran sich knüpfenden Bestimmungen der Zeit, in welcher Tarraco Colonie wurde.

Römische Colonie

Bestimmte Zeugnisse über diesen Zeitpunkt liegen nicht vor. Auf der unter Augustus in Rom aufgestellten Weltkarte des Agrippa, welcher Strabo wie Plinius folgen, muss Tarraco schon als Colonie bezeichnet gewesen sein. Bei Plinius wird es an der schon angeführten Stelle ausdrücklich so genannt, und nur mit Tarraco gelangt man zu der von ihm angegebenen Gesammtzahl von zwölf Colonien der Provinz. Bei Strabo findet sich zwar die Bezeichnung als römische Colonie, die er z. B. von Corduba und Hispalis gebraucht, nicht ausdrücklich hinzugefügt, aber er ist überhaupt in dem Hinzufügen oder Weglassen der Rechtsstellung der römischen Städte, die er anführt, so wenig consequent, dafs aus seinem Stillschweigen durchaus kein Schluss gemacht werden darf. Die lateinischen Münzen von Tarraco, die wir kennen, sind zum gröfseren Theil erst nach Augustus Tod geschlagen. Auf ihnen erscheint die Bezeichnung C · V · T und zwar diese allein auf den noch bei Augustus Lebzeiten geschlagenen,

auf denen die Caesaren Gaius und Lucius und Tiberius als Caesar erscheinen, oder C · V · T · T; diese auf den nach Augustus Tode geschlagenen neben der anderen einfacheren. Antonius Augustinus erklärte diese Abkürzungen für *colonia victrix Tarraco* und *colonia victrix togata Tarraco*. Aber Togaträger werden, wie wir erst später gelernt haben, in technischem Sinne genannt die in Tracht und anderen Aeufserlichkeiten, aber nicht im Rechte den Römern gleichstehenden Nichtrömer, z. B. die latinischen Bürger im Gegensatz zu den römischen. Nun aber findet sich eine merkwürdige Nachricht über Tarracos Ursprung in der Schrift des Dichters und Rhetors Annius Florus, der unter Hadrian lebte, über die Frage, ob Virgil für einen Redner oder Dichter zu halten sei. Nur die Einleitung zu dieser Schrift hat sich zufällig erhalten. Dafs die Scene des darin geschilderten Gespräches keine andere Stadt war als Tarraco, ist unzweifelhaft; die Zeit des Gesprächs ergiebt sich aus der Erwähnung von Trajans dakischem Triumph im Jahr 101. Er nennt die Stadt eine unter den vornehmsten Auspicien gegründete; das kann in dieser Zeit und in dem Munde eines solchen Schriftstellers nur von einer kaiserlichen Gründung verstanden werden. Hiermit hätten wir also zunächst wenigstens ein indirectes Zeugniss dafür, dafs Tarraco vor Caesar noch nicht Colonie war. Gewiss wird damit auch auf ihren Namen Iulia angespielt. Ferner sagt er von der Stadt, sie trage des Kaisers Fahnen. Das heifst wohl nur, sie beherbergt kaiserliche Truppen; wenigstens scheint mir keine Nöthigung darin zu liegen, diess für ein directes Zeugniss für die allerdings, wie wir sehen werden, höchst wahrscheinliche Thatsache anzusehn, dafs Caesar der Gründer der Colonie sei. Das Wort Caesar in dem allgemeinen Sinn von Kaiser wird in demselben Fragment noch zweimal gebraucht. Dazu kommt, dafs was bei den Veteranencolonien nicht fehlt, die Feldzeichen und die Legionsnamen auf den Münzen, auf denen von Tarraco, wie wir auch sehen werden, sich nicht findet. Welche Legion oder welche Theile einer Legion damals in Tarraco standen wird nachher zu erörtern sein. Dann heifst es, sie habe von den Triumphen (des Caesars nämlich) ihren Namen empfangen. Diese Worte können zwar allenfalls für erklärt gelten mit dem Namen *victrix*, über den wir gleich zu reden haben werden, aber nahe liegt in dem T des Stadtnamens eine bestimmte Beziehung auf die Triumphe zu erkennen. Danach scheint mir das T mit *trium-*

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

phalis aufgelöst werden zu müssen. Wir kennen von Isturgi in Baetica den Beinamen *municipium triumphale* als einen wahrscheinlich auch von Caesar ertheilten Ehrennamen einer Stadt. Die *colonia triumphalis* und das *municipium triumphale* neben einander erregen keinen Anstofs; ebenso kennen wir nebeneinander Norba, die *colonia Caesarina*, und Asido, das *municipium Caesarinum*. Lange nachdem dieses geschrieben hat sich in Tarragona das Fragment einer Inschrift gefunden, auf welchem das Wort *triumphalis*, und zwar höchst wahrscheinlich als Beiname der Stadt ausgeschrieben erscheint.

Die Auflösung von V durch *victrix* beruht nur auf einer Vermuthung, welche sich auf die Beispiele von Celsa und Osca stützt. Beide Städte nämlich führen auf ihren Münzen den Namen *victrix*.

Auf mehreren in Tarragona und in Barcellona gefundenen Inschriften wird Tarraco auch *colonia Iulia* genannt. Nun führen diesen Namen zwar gleichmäfsig die Colonien des Caesar, die von den Triumvirn nach Caesars Bestimmung gegründeten und die des Augustus, bevor er diesen Namen angenommen hatte. Aber da andererseits feststeht, dafs Augustus in den Provinzen nur Veteranencolonien gegründet hat, zu denen Tarraco nicht gehörte, wie sich sogleich ergeben wird, nicht aber Bürgercolonien, so dürfen wir mit voller Bestimmtheit in dem Namen Iulia eine Bestätigung finden für die Worte des Florus von der vornehmen Gründung; sie war eben durch Caesar selbst erfolgt.

Danach hiefs also Tarraco mit vollem amtlichem Namen *colonia Iulia victrix triumphalis*, die julische, sieghafte, triumphesfrohe. Es fragt sich aber, zu welcher Art von Colonien Tarraco gehörte. Da Zeugnisse wiederum nicht vorliegen, so können nur die Münzen und die Inschriften Aufschluss geben. Auf den Münzen von Tarraco finden sich weder Feldzeichen und Legionsnamen, wie auf denen von Corduba Acci und Ilici, noch auch der Pflüger mit den Stieren, wie ausser den Feldzeichen und Legionsnamen auf denen von Augusta Emerita und Caesaraugusta; sondern sie zeigen nur den Altar und Tempel des Augustus, die kleineren noch bei Augustus Lebzeiten geschlagenen Stücke einen Stier, der als ein bekanntes Symbol des Ackerbaues den Schluss auf Ackerassignationen an Bürger mindestens sehr nahe legt. Florez meinte Tarraco könne schon in der Zeit vor Caesar Colonie geworden sein. Allein wir kennen die sämmtlichen dreizehn Colonien in der diesseitigen Provinz, welche das amtliche

Städteverzeichniss der augustischen Zeit aufzählte. Darunter ist nur eine vorcaesarische, Valentia; caesarische gab es in derselben Provinz noch drei: Neukarthago, Celsa und Acci. Zu bemerken ist schliesslich noch, dafs Tarraco weder auf Münzen noch auf Inschriften jemals den Namen Augusta geführt hat, wie z. B. Ilici, eine augustische Veteranencolonie. Wenn also auch Augustus in Tarraco Land assignierte, worauf der Stier der Münzen und, wie wir sehen werden, die Tribus Galeria zu beziehen sind, so deutet doch das Fehlen des Namens Augusta an, dafs nicht er der Gründer der Colonie war.

Also auch die Münzen lehren, dafs Tarraco nicht zu den von Augustus deducierten Veteranencolonien gehört hat, der Name Iulia also nicht auf ihn zu beziehen ist, sondern auf Caesar. Denn in nachaugustische Zeit wird man schon desshalb nicht hinabgehen dürfen, weil Colonien der folgenden Julier, des Tiberius und des Gaius Caesar, kaum nachzuweisen sind.

Die Inschriften lehren ebenfalls, dafs Tarraco keine Veteranencolonie gewesen ist. Die bei weitem gröfste Anzahl der in Tarraco gefundenen Soldateninschriften gehört Soldaten der *VII gemina* an, welche bekanntlich von Galba errichtet worden ist und seit Vespasian in der Halbinsel stand. Diese kommt also hier gar nicht in Betracht. Von den sechs Legionen, die, wie wir wissen, seit Caesar und Augustus in Hispanien gestanden haben, der *I* und *II*, die wir aus den Münzen von Acci kennen, der *IV Macedonica*, der *V alaudae*, der *VI victrix* und der *X gemina*, findet sich in Tarraco keine Spur. Auch die übrigen caesarischen und augustischen Legionen, z. B. die des benachbarten Gallien, kommen niemals vor. Alles das kann unmöglich dem blofsen Zufall zugeschrieben werden. Allein damit ist keineswegs die von Florez aufgestellte Vermuthung, dafs Tarraco eine alte Bürgercolonie gewesen sei und nur den Namen Iulia von Caesar empfangen habe, als einzige Alternative offen gelassen. Sondern Tarraco wird zu den ziemlich zahlreichen Gemeinden in Hispanien gehören, denen Caesar dafür, dafs sie in den beiden Feldzügen gegen den Pompeius und seine Söhne zu ihm gehalten hatten, unter anderen Vergünstigungen verstattete Rang und Namen einer römischen Colonie zu führen; d. h. er gab ihnen das römische Bürgerrecht, wofern sie es nicht schon hatten, und den Titel von Colonien römischer Bürger. Ebenso hat er es mit einer Reihe von anderen hispanischen Städten gemacht.

Es giebt noch ein anderes Mittel aus den Inschriften zu einer Anschauung von der Rechtsstellung der Gemeinde von Tarraco zu gelangen. Das ist die Feststellung der Tribus, zu der ihre Bürger gehörten. Die gröfste Anzahl der Inschriften erweist die Galeria als Haupttribus von Tarraco; von anderen Tribus kommen nur vereinzelte Beispiele vor. Ihr Vorkommen kann auf verschiedene Weise erklärt werden; in manchen Fällen ist hier wie anderswo eine Erklärung für das Nebeneinander verschiedener Tribus bei den Bewohnern eines Ortes überhaupt nicht zu finden. Möglich dafs von Alters her römische Plebejer, aus der Stadt selbst wie aus italischen Municipien, im Hafen von Tarraco sich gewerbetreibend und handelnd niedergelassen haben. Missbräuchlich konnten sich Einwohner, die nicht das Gemeindebürgerrecht hatten, aber seit Generationen ansässig waren, als Tarraconenser bezeichnen. Wahrscheinlich ist erst durch Augustus eine allgemeine Bürgerrechtsertheilung und die Zutheilung der Bürgerschaft zur Tribus Galeria erfolgt. Da Caesar nach meiner Annahme nicht förmliches Colonialrecht, sondern nur den Ehrentitel Colonie ertheilte, so könnten möglicher Weise die alten in Tarraco ansässigen römischen Bürger als *coloni* angesehen worden sein, ohne dafs man aus ihnen ein besonderes Gemeinwesen constituierte den von August bei der Assignation in die Galeria Eingeschriebenen gegenüber. Denn von einem solchen anderswo nicht selten bezeugten doppelten Gemeinwesen giebt es in Tarraco keine Spuren.

Danach wäre Tarraco vielleicht als ein altes Kastell römischer Bürger anzusehn, und zwar als eine wirkliche Festung mit stehender Besatzung, ähnlich wie es in der jenseitigen Provinz Italica gewesen zu sein scheint. So fände der Ausdruck des Plinius, dafs Tarraco ein Werk der Scipionen sei, eine in jeder Beziehung befriedigende Erklärung. Italica war in demselben Sinn ein Werk des Scipio Africanus. Allein es ist nicht wahrscheinlich, dafs die Stadtgemeinde von Tarraco damals oder später zu einem förmlichen Bündniss mit Rom zugelassen worden ist, wie die griechischen und phönikischen Küstenstädte Emporiae Malaca Gades. Die Annahme eines solchen stützt sich aber nur auf eine Anrede des Quintus Fabius Maximus an den Scipio bei Livius, in der er von Scipio rühmt, er habe die Truppen zu Freunden und Bundesgenossen des römischen Volkes nach Tarraco geführt. Gemeint sind damit die Ausetaner, Ilergeten und andere Stämme, denen Rom das später oft gebrochene Bündniss wohl be-

willigen musste. Tarraco aber wird wohl nur zu den römischen Besatzungen zu zählen sein, welche Fabius in den gleich darauf folgenden Worten erwähnt. Die Absicht der Rede ist den hispanischen Feldzug als weit leichter wie den bevorstehenden afrikanischen zu erweisen.

Das Kastell oder die Besatzung wird, schon seit der Verbindung der Burg mit der Rhede, nach und nach eine Stadtgemeinde geworden sein. Dafs bei Gelegenheit der Feldzüge des Cato, des älteren Tiberius Gracchus, im Krieg gegen den Viriatus, bei Scipio's Feldzug gegen Numantia, und in den zahlreichen kleineren und gröfseren Kriegen, welche zu den jährlich wiederkehrenden Aufgaben der römischen Statthalter gehörten, in unseren freilich ungemein dürftigen Berichten Tarraco so selten genannt wird, hat seinen Grund offenbar zum Theil darin, dafs sein Besitz trotz des wiederholten Abfalls der umwohnenden Stämme niemals wieder zweifelhaft wurde. Cato z. B. landet wiederum wie Scipio mit seinen Truppen in Emporiae und marschiert erst, da die Stämme zwischen Emporiae und Tarraco und östlich von beiden wieder rebelliert hatten, nach Tarraco, das also wieder der sichere Stützpunkt dieser Feldzüge ist. Desswegen bestellt sich Tiberius Gracchus das Heer seines Vorgängers Quintus Fulvius Flaccus nach Tarraco, um daselbst die Veteranen zu entlassen, die Ersatzmannschaften zu vertheilen und das ganze Heer zu ordnen. Auf dem Marsch nach Tarraco hat das Heer des Flaccus noch mit den Keltiberern in einem nicht bezeichneten Gebirge einen heftigen Strauss zu bestehen, der nur durch die Tapferkeit der römischen Legionsreiterei gewonnen wird; gelangt dann aber glücklich nach Tarraco und daselbst werden die Veteranen entlassen. Auch im sertorianischen Krieg scheint Tarraco treu geblieben zu sein. Wenn Strabo unter den Städten, in denen sich Sertorius bis zuletzt noch gehalten habe, neben Ilerda, Osca und Calagurris auch Tarraco nennt, so beweisst das noch nicht, dafs Sertorius dauernd Herr von Tarraco war. Wenn Sertorius wirklich in Tarraco sich festsetzen konnte, wie in dem Hafen von Dianium — dafs er die Absicht dazu gehabt, sieht ihm ganz ähnlich —, so sind die letzten Feldzüge des Pompeius gegen ihn nicht zu verstehen. Im ersten hispanischen Feldzug des Caesar schloss sich Tarraco mit vier anderen Stämmen und Städten, Osca, Iacca, den Ausetanern und Ilergavonen, erst dann dem Caesar an, als sich seine äusserst bedenkliche Lage etwas ge-

bessert hatte. Wenn Caesar dabei von fünf grofsen Gemeinden spricht, so kommt auf Tarraco gewiss nur der geringere Antheil an der Gröfse. Die Legaten des Pompeius Afranius und Petreius konnten dennoch den Rückzug auf Tarraco wenigstens ins Auge fassen. In Tarraco erwarten dann den Caesar nach der Beendigung des Feldzuges in den beiden Provinzen die Abgesandten beinahe der ganzen diesseitigen Provinz. Er segelt von Gades direct nach Tarraco, weil Massalia noch nicht gefallen war; also auch wegen seiner militärischen Wichtigkeit, nicht etwa, weil es die Hauptstadt der Provinz schon damals war. Sehr möglich, dafs Tarraco selbst unter den Gemeinden sich befand, welchen damals in Tarraco von Caesar nach seinem eigenen Zeugniss private und öffentliche Ehrenbezeugungen zu Theil wurden; dafs also daher sein Colonietitel und die Beinamen *victrix Iulia*, vielleicht auch *triumphalis* stammen, also aus dem Jahr 708. Damals schrieb Caesar auch wohl jenen Brief von Tarraco aus an den Deiotarus, dessen Cicero in der im folgenden Jahr für den galatischen Tetrarchen gehaltenen Rede gedenkt.

Neukarthago

Aber die Hauptstadt der Provinz war Tarraco auch damals nicht, sondern das war Neukarthago. Dies ist ein für die Geschichte der Stadt wichtiger Umstand, der bisher nicht gehörig hervorgehoben worden ist. Von den alten Geographen sagt keiner es ausdrücklich, aber um so deutlicher sprechen die bezeugten Thatsachen und die Denkmäler. Castulo, das heutige Cazlona in dem Bergwerksbezirk von Linares, am oberen Lauf des Baetis, ist von Neukarthago und der Küste getrennt durch das noch heute theilweis bewaldete Gebirgsland der Sierra von Segura. An sich schon musste die reiche Stadt mit der Burg der Barkiden und dem unvergleichlichen Hafen, deren Lage Polybios als Augenzeuge genau und lebendig beschreibt, und der nahen Hauptquelle ihres Reichthums, den Silbergruben, weit mehr zur Hauptstadt der ganzen diesseitigen Provinz sich eignen als das zwar stark befestigte aber hafenlose und weniger volkreiche Tarraco. Auch die Lage Neukarthago's innerhalb der diesseitigen Provinz war weit günstiger für den Verkehr mit der jenseitigen als die Tarraco's. Dazu kam, dafs Neukarthago wie Gades einer der natürlichen Verbindungspunkte mit Afrika war. Von hier ging Scipio zum Syphax (oben S. 186), von hier schiffte sich Sertorius nach Afrika ein. Niemals aber ist Neukarthago Hauptstadt der jenseitigen Provinz gewesen, der späteren Baetica, wie neuerdings zuweilen an-

genommen worden ist. Im Gegentheil, so früh wie von einer jenseitigen Provinz die Rede ist — und es scheint dieser Zeitpunkt von dem der Einnahme Neukarthago's durch Scipio Africanus nicht sehr entfernt gewesen zu sein —, bildet ihre Grenze das Waldgebirge von Castulo. Dort beginnt die jenseitige Provinz, wie hier nicht näher ausgeführt werden kann. Dem widerspricht keineswegs, dafs Neukarthago die Hauptstadt der ehemals karthagischen Provinz war, welche die später römische jenseitige mit umfasste; denn von Rom oder Massalia aus sah man diese Länder natürlich anders an, als von Afrika aus. Mehr als die gelegentlichen Erwähnungen der Stadt während Caesars erstem und zweitem spanischen Feldzug beweist, dafs Neukarthago die Hauptstadt war, das oben (S. 185) über Scipio's Feldzüge bemerkte und ferner die Stellung, welche es im Census und in der Welttafel des Agrippa einnimmt. Nicht nur ist in der Aufzählung der sieben Gerichtsbezirke der diesseitigen Provinz bei Plinius der von Neukarthago der erste, was nicht auf geographischer noch auf alphabetischer Anordnung beruht, also wohl zurückgeht auf die schriftlichen Ausführungen, welche der Welttafel beigegeben waren; sondern auch die Zahl der zu seinem Bezirk gehörigen Städte und Stämme übertrifft die aller übrigen Bezirke. Denn nach Neukarthago gehören 65 Gemeinden und aufserdem die drei balearischen Inseln; nach Caesaraugusta 55, nach Tarraco 43, nach Clunia 39 und nach den drei kleinen westlichen Bezirken von Asturica Lucus und Bracara je 22, 16 und 24. Also Tarraco steht der Zahl der Gemeinden nach erst an dritter Stelle; an Gröfse und Wichtigkeit aber übertrafen die zu ihm gehörenden Gemeinden die des Bezirks von Caesaraugusta, daher dieser bei Plinius zu dritt steht; ebenso die übrigen nach der Rangfolge. Auch an Bedeutung übertreffen die nach Neukarthago gehörigen Gemeinden bei weitem die des Bezirks von Tarraco, wie ich hier nicht näher ausführen will. Daher denn des Strabo bestimmtes Zeugniss, dafs Neukarthago bei weitem die mächtigste der Städte in jener Gegend sei und der gröfste Handelsplatz für den Verkehr des Binnenlandes mit der Küste sowie der überseeischen Plätze mit dieser, gewiss für die Zeit vor Caesar ganz wörtlich zu nehmen ist; wogegen der späteren Geographen Mela und Ptolemaeos Geringschätzung gegen die Stadt ebenfalls gute Gründe hat. Denn in der nachaugustischen Zeit ist Neukarthago offenbar mehr und mehr gesunken; der Grund davon wird wohl hauptsächlich in der früh ein-

tretenden Erschöpfung seiner Silbergruben zu suchen sein. Zu den ausdrücklichen Zeugnissen dafür, dafs in römischer Zeit das Silber hauptsächlich aus einer Reihe von anderen Bergwerken in Hispanien gewonnen wurde, nicht aus den karthagischen, kommt die gewiss nicht zufällige Thatsache, dafs wir aus der letzten Zeit der Republik nur Bleibarren aus den karthagischen Bergwerken kennen; dazu noch eine Anzahl aus anderen Bergwerken. Diese Bergwerke gehörten nicht, wie in der Kaiserzeit üblich war, dem Staate, sondern Privaten. Die gröfsere Kostbarkeit des Silbers allein erklärt nicht genügend die Erhaltung solcher Barren in ziemlich beträchtlicher Anzahl. Es sind etwa dreifsig von den Barren eines Bergwerks, des der Roscier, auf einmal gefunden worden. Dafs Neukarthago's Glanzepoche unter der römischen Herrschaft in die Zeit der Republik fällt, zeigen die daselbst gefundenen Inschriften auf das deutlichste. Neukarthago ist der einzige Ort in ganz Spanien, an welchem Inschriften republikanischer Zeit überhaupt in einiger Anzahl vorkommen. Auch wenigstens ein Paar Inschriften von höheren Magistraten der augustischen Zeit sind darunter. Auch die viel zahlreicheren römischen Erzmünzen, welche in Neukarthago seit Augustus geschlagen worden sind, mit einer ziemlichen Anzahl von Magistratsnamen, gegenüber den weit geringeren Varietäten der gleichzeitigen von Tarraco, müssen hier angeführt werden. Den Titel Colonie und die Beinamen *victrix Iulia* erhielt Neukarthago übrigens wahrscheinlich zugleich mit Tarraco von Caesar. In Tarraco fehlen zwar Inschriften der voraugustischen und frühaugustischen Zeit nicht ganz; aber sie sind weit seltener. Deutlich aber spricht die Masse der einfachen Grabschriften von Neukarthago, welche ganz durchgehend das Gepräge wenn nicht republikanischer, so doch der allerersten Kaiserzeit trägt, in den Formeln der Sprache wie in den Schriftformen. Die überall sonst, und z. B. auch in Tarraco, häufigen Grabsteine aus dem zweiten und dritten Jahrhundert fehlen dagegen in Neukarthago fast ganz. Die ganze Masse endlich der in Tarraco gefundenen Inschriften überhaupt übertrifft die von Neukarthago in einem solchen Grade an Zahl und Bedeutung, dafs schon diefs allein den späteren Vorrang von Tarraco aufser allen Zweifel stellt. In Tarraco sind etwa 450 lateinische Inschriften gefunden worden, in Neukarthago etwa 120.

Das Verhältniss zwischen den beiden Städten Neukarthago und Tarraco scheint nach alle dem bisher Gesagten ganz analog dem-

jenigen gewesen zu sein, welches in der Kaiserzeit auch in den beiden übrigen Provinzen der Halbinsel zwischen je zwei der bedeutendsten Städte sich findet. Corduba (Cordoba) war unzweifelhaft die alte Hauptstadt der jenseitigen Provinz, wahrscheinlich seit ihrer Einrichtung; aber die stärkste Besatzung hatte Italica und war mithin auch oft der Sitz der ersten Beamten. Ebenso war in Lusitanien Augusta Emerita (Merida) seit seiner Gründung durch Augusts Legaten Publius Carisius amtlich und militärisch die Hauptstadt von Lusitanien; aber der Stadthalter wohnte oft in dem reichen und anmuthigen Olisipo (Lissabon). Das gleiche Verhältniss des wechselnden Wohnsitzes der obersten Behörden zwischen Neukarthago und Tarraco bezeugt endlich ausdrücklich noch für seine, also die Zeit gleich nach Augustus, Strabo in der Hauptstelle über die letztgenannte Stadt, auf welche sich diese Darlegung schon öfter beziehen musste (S. 173 und S. 193). Doch führe ich sie absichtlich erst hier vollständig an, weil sie jetzt erst zu allseitigem Verständniss gebracht werden kann. Strabo also sagt: „zwischen den Ebromündungen und der Höhe der Pyrenäen, auf welcher des Pompeius Siegesdenkmal steht (das war die Grenze der Provinz und der Hauptpass nach Gallien) ist Tarraco die vornehmste Stadt. Sie ist zwar hafenlofs, liegt aber an einer Bucht (ein Blick auf die Karte zeigt das); auch im übrigen ist sie wohl eingerichtet (das geht hauptsächlich auf die Befestigungen), und jetzt nicht weniger bevölkert als Karthago (also war Neukarthago früher weit volkreicher, von jeher war sie ja militärisch wichtig); denn sie eignet sich für den Aufenthalt der Statthalter und als Hauptstadt nicht blofs für die diesseits des Hiberus, sondern auch für die weit über ihn hinaus Wohnenden“; d. h. der Bezirk von Tarraco erstreckte sich über den Ebro hinaus, wie denn z. B. Sagunt und Valentia zu ihm gehörten. Damit zu verbinden ist die Nachricht einer anderen, für die Provinzialverwaltung von Hispanien besonders lehrreichen Stelle des Strabo: „der Statthalter der tarraconensischen Provinz selbst überwintert in den Küstengegenden und besonders in Neukarthago und in Tarraco, wo er Recht spricht“. Aus beiden Stellen geht deutlich der ursprüngliche Vorrang von Neukarthago hervor und zugleich ist darin angedeutet die Veränderung, welche offenbar in der Zeit des Augustus sich vollzog. Diese spricht Mela, der unter Claudius schrieb, deutlich aus, wenn er Tarraco die reichste unter den Seestädten an jenen Küsten nennt, während er

Neukarthago's, das der punische Feldherr Hasdrubal gegründet habe, neben Sagunt Valentia Ilici kaum erwähnt.

Altar und Tempel des Augustus

Die aus natürlichen Verhältnissen hervorgegangene Verschiebung des Uebergewichts zu Gunsten von Tarraco erfuhr eine nachhaltige Unterstützung durch des Augustus längeren Aufenthalt in der Stadt. Auf dem Feldzug gegen die Asturer und Cantabrer, welchen Augustus zuerst in eigener Person leitete, erkrankte er im Jahr 728 (26 vor Chr.) in Tarraco, so dafs er die Führung des Krieges seinen beiden Legaten Publius Carisius und Gaius Antistius Vetus überlassen musste; zu Ende führte die schwierige Expedition erst mehrere Jahre später im Jahr 735 (19 vor Chr.) Agrippa. Ueber ein Jahr musste August in Tarraco bleiben: es wird ausdrücklich berichtet, dafs er sein achtes und neuntes Consulat, in den Jahren 728 und 729 (26 und 25 vor Chr.), in Tarraco angetreten habe. Erst zu Anfang des Jahres 730 (24 vor Chr.) kehrte er nach Rom zurück. Von diesem langen Aufenthalt des August in ihrer Stadt leiteten wohl die Tarraconenser ihren Anspruch darauf her, ihm noch bei seinen Lebzeiten einen Altar errichten zu dürfen, auf welchem ihm als Gott geopfert wurde, aber auch hier wohl nur wie sonst überall in Verbindung mit der Göttin Roma. Ob sie diefs zu allererst im ganzen römischen Reiche oder nach dem Vorgang anderer Städte in anderen Provinzen thaten, welche schon dem Caesar und anderen römischen Statthaltern ähnliche Ehren erzeigt hatten, lässt sich nicht feststellen. Wir kennen die Gestalt dieses Altars aus den unter Tiberius geschlagenen Münzen. Es muss danach ein grofser viereckiger Bau gewesen sein, mit dem üblichen architektonischen Schmuck von Stierschädeln und Gewinden von Eichenlaub, ganz ähnlich wie der grofse Altar des Augustus in Lugudunum. Auf der Vorderseite des Altars erscheinen ein runder Schild und ein Speer aufgehängt; ob sie es *in natura* waren oder auch nur in Reliefdarstellung, wie der übrige Schmuck des Altars, steht dahin. Sie beziehen sich wohl auf den Feldzug des Kaisers in Hispanien. Oben auf der Fläche des Altars sind einige Palmzweige, auf den kleineren Stücken sogar ein förmlicher kleiner Palmbaum zu sehen. Was es mit diesen für eine Bewandtniss hatte, erfahren wir durch eine zufällig darüber erhaltene Anekdote. Quintilian verzeichnet unter den verschiedenen Arten witziger Antworten auch die, welche Augustus den Gesandten von Tarraco gab, als sie ihm meldeten, auf seinem Altar in ihrer Stadt sei eine Palme von freien

Stücken erwachsen. Statt des Dankes für die darin vermeinte göttliche Bezeugung seines Ruhmes sagte er ihnen trocken: man sieht daraus, wie oft ihr auf dem Altar Brandopfer anzündet. Der Altar diente also wohl auch dem besonderen Kult der Colonie für den Gott Augustus, wie er auf den Münzen genannt wird. Nach dem Tode des Kaisers erst kam dazu auch ein Tempel. Tacitus hat die Nachricht darüber bewahrt und bemerkt dabei, dafs damit ein Beispiel gegeben worden sei für alle Provinzen. Auch der Tempel ist auf den Münzen abgebildet; er zählte acht gewiss korinthische Säulen in der Front und stand auf einer hohen Terrasse mit breiter Freitreppe. Auf der anderen Seite der Münzen ist Augustus thronend als Gott vorgestellt, mit Krone und Scepter, auf der ausgestreckten Rechten trägt er zuweilen eine kleine Victoria, häufiger nur, wie so viele Götterbilder, eine Opferschale. So sah also wohl das Tempelbild aus. Wahrscheinlich trug der gewaltige Unterbau im höchsten Theil der Stadt, auf welchem jetzt die in ihren ältesten Theilen nur bis in das zwölfte Jahrhundert hinaufreichende Kathedrale steht, auch den Tempel, welcher dem Kult der ganzen Provinz entsprechend grofs zu denken ist. Die hervorragendsten Örtlichkeiten des heidnischen Kultus sind ja überall später vom christlichen in Beschlag genommen worden. Eine Anzahl von Ehrenbasen der Flamines der Provinz, von der Provinz ihnen errichtet, ist in unmittelbarer Nähe der Kathedrale gefunden, andere zu ihren Mauern verwendet worden; viele stecken gewiss noch unsichtbar darin. Das Plateau von Substructionen, welches Pons de Icart beschreibt, war wohl grofs genug, um einen solchen Tempel getragen zu haben. Auch die breite Freitreppe, die zur Kathedrale hinaufführt, scheint in ihrem Kerne antik zu sein. Es ist nicht ganz zweifellofs, ob einige schöne Bruchstücke eines Frieses von Sandstein, welche im Kreuzgang der Kathedrale eingemauert sind, in der That zu dem Altar gehört haben, wie Florez annimmt; sie zeigen Gewinde von Eichenlaub zwischen Stierschädeln aufgehängt, dazwischen die Abzeichen der Flamines, Apex und Weihwedel — der Krug und das Messer fehlen nur durch Zufall. Aber es ist höchst wahrscheinlich, dafs Tempel und Altar an einer Stelle der Stadt sich befanden. Die Bruchstücke könnten den Maafsen nach zum Fries des grofsen Tempels selbst gehört haben.

Ein dreifacher Kultus des Augustus und seiner consecrierten Kultus des Augustus

Nachfolger lässt sich seitdem in Tarraco aus den zahlreichen und werthvollen Inschriften der Stadt erkennen.

Zuerst der Hauptkultus der ganzen *provincia Hispania citerior*, welcher hier in weit gröfserer Vollständigkeit bekannt ist, als in irgend einer anderen römischen Provinzialhauptstadt, und aufserdem desshalb besondere Aufmerksamkeit verdient, weil von hier aus nach den Worten des Tacitus das Beispiel für die übrigen Provinzen gegeben wurde. Der Tempel und der ihn umgebende Raum war in gemeinschaftlichem Besitz der Provinz, deren Vertreter, nach den Gerichtsbezirken und den einzelnen Gemeinden geordnet, zu einer Rathsversammlung in der Hauptstadt der Provinz zusammentraten. Ueber diese provinzialen Rathsversammlungen, die sich an den Kultus der Roma und der göttlichen wie der regierenden Kaiser knüpften, im Osten und Westen des Reiches, besonders auch in Afrika, ihre Formen und Befugnisse sind wir ziemlich genau unterrichtet. Auch in den beiden anderen spanischen Provinzen, Baetica und Lusitanien, in Cordoba und Merida, sind ähnliche Einrichtungen nachweisbar. Hier soll in der Kürze ein Bild gegeben werden von der besonderen Gestalt, welche der Kaiserkultus in Tarraco hatte. Etwa siebzig Inschriften geben uns über diesen Kultus sehr eingehende Nachweise. Auf dem freien Platz vor dem Tempel stand der Altar der Göttin Roma und des Augustus und daneben, wie es scheint, kleinere Altäre oder Statuen der Genien der sieben Gerichtsbezirke, in welche die Provinz getheilt war. Diese Gerichtsbezirke müssen eine Art von Bedeutung innerhalb der Rathsversammlung der Provinz gehabt haben; sie werden auf den Inschriften mit einer festen, nur hier vorkommenden Abkürzung des Wortes *conventus* bezeichnet. In ihrer Mitte aber mag die Statue der Provinz selbst gestanden haben. Den Raum umgaben weiterhin die Statuen der früheren Provinzialpriester, der Flamines der diesseitigen Provinz, errichtet nach Ablauf ihres Amtsjahres entweder von der Rathsversammlung der Provinz selbst oder von den einzelnen Gemeinden, deren etwa vierzig auf den Inschriften genannt werden, oder von Privaten unter Beistimmung der Provinz und auf dem von der Provinz dazu bewilligten Platz. Der jährlich gewählte Priester, Flamen oder Sacerdos, der Provinz musste vorher die ordentlichen Gemeindeämter in seiner Heimatgemeinde bekleidet oder den römischen Ritterrang erlangt haben oder beides vereinigen. Sein Amt und dessen Wirkungskreis ist dem der römischen Kaiser-

flamines ähnlich; es entspricht nur zum Theil dem der stadtrömischen Flamines und hat auch manches dort den Pontifices Zustehendes in sich aufgenommen. Der Flamen der Provinz verwaltete die für den Kultus im Tempel und am Altar bestimmten Gelder, über deren Aufbringung wir nicht unterrichtet sind. Auch ein Archiv, das *tabularium censuale*, war damit verbunden. Die Tempel besafsen, wie alle Heiligthümer, aus Schenkungen und Legaten herrührendes Vermögen. Besonders zur Veranstaltung von Spielen wurden Summen ausgesetzt. Der Flamen führt die Aufsicht über den Tempel und die in ihm aufbewahrten Schätze, Statuen des Kaisers u. s. w. Er führt in der Rathsversammlung den Vorsitz und zu seinen Pflichten gehört vor allem die jährliche Veranstaltung von Spielen auf seine Kosten. Es mögen diess in den östlichen, griechischen Provinzen wohl vorherrschend scenische gewesen sein. Im Westen, in Gallien und Hispanien, herrschten durchaus die Gladiatorenspiele. Daneben werden auch Circusspiele erwähnt, deren grofse Verbreitung bildliche Darstellungen, besonders grofse Mosaikbilder, bezeugen, wie sie sich in Barcellona und Gerona erhalten haben. Bei der Höhe der Preise, welche für die berufsmäfsigen Gladiatoren und Circusfahrer sowie für die übrigen Erfordernisse der Aufführungen, besonders die Thiere, zu zahlen waren, wurde die Herrichtung der Spiele eine immer wachsende Last, deren Minderung durch gesetzliche Mittel vom Ende des zweiten Jahrhunderts an erstrebt wurde. Auch scheint der Flamen der Provinz die Aufsicht über den Kaiserkultus der ganzen Provinz geführt zu haben. Neben ihm waltete seine Gattin als Flaminica, vielleicht auch seine Kinder als Opferdiener oder Camilli; wie bei dem römischen Juppiter. Doch ist sein Amt nur jährig; aber nach Ablauf desselben hat er den Titel zuweilen als Ehrentitel ständig beibehalten; auch bilden die gewesenen Flamines einen bevorzugten Stand.

Aufser diesem Kultus, den die ganze Provinz in ihrer Hauptstadt dem Kaiser widmete, gab es in Tarraco auch noch einen municipalen Kultus der Göttin Roma und der Kaiser mit eigenen Flamines und Flaminicae, der sich wohl an denselben Altar und Tempel knüpfte wie der provinziale. Unter den auf Weihinschriften genannten Gottheiten kommt wiederholt eine stadtschützende Göttin, die Tutela von Tarraco, vor. Auch sie scheint Gegenstand des besonderen städtischen Kultus gewesen zu sein. Die Flamines der Colonie rückten zuweilen zu solchen der Provinz auf. Endlich be-

stand auch in Tarraco ein Collegium von Augustalen für den Kultus der kaiserlichen Laren. Seine Mitglieder sind auch hier wie anderswo Leute aus dem Stand der Freigelassenen und bilden die Bevorzugten unter ihnen. Man hat ihre Stellung in den Provinzialstädten zwischen dem vornehmsten Stand, den Magistraten und den Mitgliedern der Decurionenversammlung einerseits und der Plebs der Einwohner andererseits, passend verglichen mit der des römischen Ritterstandes zwischen dem Senat und den Plebejern in der Hauptstadt und im Staate.

Tarraco Hauptstadt

Tarraco war also einer der frühesten Sitze des *concilium provinciae*, jener provinzialen Rathsversammlung mit gewählten Vertretern der Gemeinden, die als der antike Keim repräsentativer Versammlungen anzusehen ist.

Für den hauptstädtischen Charakter der Stadt spricht die ansehnliche Reihe von erhaltenen Postamenten für den Kaisern gesetzte Statuen, von Augustus an bis auf Leo und Anthemius (468 bis 472 n. Chr.), und der Inschriften von Provinzialstatthaltern, kaiserlichen Legaten der Provinz und obersten Richtern, so wie der späteren Praesides, von verschiedenen Procuratoren und ihren Unterbeamten, dem Personal der Steuereinnehmer bei den Steuern für Freilassungen und Erbschaften; ferner besonders noch eine Anzahl von Statuen, welche verdienten Bürgern, die aber nicht Flamines der Provinz waren, von der Provinz oder von ihren Heimatsgemeinden gesetzt worden sind. Veranlassung dazu boten im Interesse der Stadtgemeinde 'mit Hingabe und Ausdauer geführte Prozesse', oder eine unentgeltlich übernommene Gesandtschaft an den Kaiser Hadrian, oder 'vielfache Zuwendungen an eine Gemeinde', und ähnliches. Einmal wird ausdrücklich hinzugefügt, dafs der Platz für die Statue von der Provinz bewilligt worden sei. Also befanden sich diese Statuen in dem Bezirk des grofsen Tempels.

Die Gemeindeverfassung von Tarraco ist die übliche; Aedilen, Quaestoren, Duovirn und in den Schatzungsjahren Quinquennalen, die Rathsversammlung der Decurionen und alle anderen Besonderheiten dieser bekannten Verfassung sind in zahlreichen Beispielen vertreten. Auch besondere Pontifices der Colonie, verschieden von den Flamines, fehlen nicht. Doch ist mir kein Beispiel eines Augur bekannt, welche in Neukarthago vorkommen. Auch das kann wohl darauf bezogen werden, dafs Tarraco's Blüthe erst von Augustus an datiert.

Besatzung

Dafs Tarraco, obgleich nicht Colonie im alten Sinne, doch von jeher eine Besatzung hatte und auch seit Caesar und August eine

förmliche Festung war kann nicht bezweifelt werden. Was die Scipionen schon begonnen zu haben scheinen, das vollständige Hereinziehen der unteren Stadt mit dem Hafen in die Umfassungsmauern, ist, nach dem Charakter der in diesen Theilen der Stadt gemachten Ausgrabungen zu schliefsen, in augustischer Zeit vollendet worden. Aber auch die Burgmauern sind, wie oben bemerkt, den Anforderungen der Zeit entsprechend ergänzt und vollendet worden. Vielfache spätere Umbauten und Veränderungen folgten nach. Hernandez hat in einem Ausgrabungsbericht aus dem Jahre 1867 (hinter seiner Abhandlung über die Mauern in den Abhandlungen der Akademie von Barcellona) an einem Beispiel gezeigt, wie zuweilen im Boden vier verschiedene Arten der Bebauung übereinander nachzuweisen sind. Die obersten Schichten werden in diesem Falle durch zwei mit geringem Zwichenraum übereinander liegende Mosaikfufsböden gebildet. Die Mauern standen unter der Aufsicht eines besonderen Offiziers, des *praefectus murorum* (oben S. 182). Eine Anzahl der noch erhaltenen, in ihren Fundamenten und den Hauptumfassungsmauern antiken Gebäude, die in engerem Zusammenhang mit den Thoren, Mauern und Thürmen der Burg stehen, werden zu den Gebäuden für militärische Zwecke zu rechnen sein. So der sogenannte Thurm des Pilatus, ein fester Quaderbau, in welchem die Ueberlieferung durchaus den Palast erkennen will, in welchem August krank gelegen habe und von welchem aus er der Annahme der spanischen Kirche zufolge das Edict zu der Reichsschatzung um die Zeit der Geburt Christi erlassen haben soll. An den Namen des Pilatus knüpfen sich auch in Spanien mancherlei Legenden. So heisst z. B. auch der Palast der Herzöge von Medinaceli in Sevilla Haus des Pilatus, was mit einer Pilgerfahrt eines der Vorfahren nach Jerusalem in Verbindung gebracht wird. Wahrscheinlich schon seit dem Beginn des siebenten Jahrhunderts war Tarraco mit Emporiae und weiter mit Massalia durch eine Militärstrafse verbunden. Etwas später, nachdem Pompeius auf dem Pyrenäenpass im Gebiet der Cerretaner an der Grenze von Gallien sein schon (S. 195) erwähntes Tropaeum aufgestellt hatte, ward von da die Strafse nach Ilerda gebaut. Die Verbindung von Tarraco mit Ilerda und Caesaraugusta und weiter mit Pompaelo und den Vasconen stellte erst Augustus her, veranlasst durch den cantabrischen Feldzug; ebenso wie er die Strafse von Ilerda weiter südlich nach Castulo und Corduba und so bis an den Ocean nach Gades führte

und nach seinem Namen *via Augusta* nannte. Durch diese Verbindung mit Gallien einerseits und mit der jenseitigen Provinz andererseits war Tarraco auch strategisch in der Lage, die Hauptstadt der ganzen diesseitigen Provinz zu werden; wofür Neukarthago zu weit abseits lag.

Ueber die Besatzung selbst geben die Inschriften für die spätere Zeit, seit dem Ende des ersten Jahrhunderts, ausreichenden Aufschluss. Mir scheint aus ihnen hervorzugehn, dafs eine beträchtliche Abtheilung der *VII gemina,* jener von Galba in Hispanien selbst zuerst ausgehobenen Legion, in Tarraco feste Standquartiere hatte. Nicht blofs die grofse Zahl von Inschriften einzelner Offiziere und Soldaten dieser Legion, die in Tarraco gefunden worden ist, weist darauf hin, sondern mehr noch die Verzeichnisse an den von bestimmten Chargen einzelnen Statthaltern oder ihren Collegen gesetzten Statuen, wie von den *cornicularii commentarienses speculatores.* Bezeichnend ist in den sämmtlichen Militärinschriften der siebenten Legion in Tarraco das Vorwiegen der zur besonderen Dienstleistung beim Statthalter befehligten *equites singulares, frumentarii, cornicularii* und *optiones,* so wie besonders der *beneficiarii.* Ein besonderer Uebungsplatz für diese Truppen wird in einer dem Mars Campestris von einem Centurio der siebenten Legion im Jahr 182 gesetzten Inschrift erwähnt. Dennoch aber hat sich meines Wissens niemals in Tarraco ein Ziegelstein mit dem Stempel der Legion gefunden. Eigene Ziegeleien hatte die Legion nur in dem Hauptquartier, das von ihr bis heute seinen Namen führt, Leon in Altcastilien, und in Italica. Auch keine Inschrift mit dem Namen eines Legaten der Legion ist bis jetzt in Tarraco zum Vorschein gekommen. Ich bin danach geneigt die *vexilla Caesaris* in der oben (S. 187) behandelten Florusstelle sehr wörtlich zu verstehen, nämlich von der *vexillatio* der siebenten Legion, welche in Tarraco zur Besatzung gehörte. Denn dies ist die amtliche Bezeichnung für eine solche Abtheilung eines Truppentheils. Dafs es für die Zeit vor Galba an Zeugnissen über die hier stationierten Truppen fehlt, ist auch bereits bemerkt worden (S. 189), Die Erwähnungen von Offizieren oder Soldaten anderer Legionen oder Hülfstruppen sind zu vereinzelt, als dafs daraus auf ihren Aufenthalt geschlossen werden könnte. Man möchte aber hieraus wenigstens den Schluss ziehen, dafs die Besatzung in der Zeit von Caesars Tod bis auf Vespasian oft gewechselt hat; sonst bleibt

das gänzliche Fehlen von Militärinschriften aus dem ersten Jahrhundert auffällig, da doch z. B. von den Inschriften der Flamines und den Kaiser- und Legateninschriften ein beträchtlicher Theil noch in das erste Jahrhundert gehört.

Neben den *vexillarii* der siebenten Legion aber gehörte noch eine eigene Provinzial- oder Lokalmiliz zur Besatzung von Tarraco. Zum Schutz der Küsten sind einige Cohorten junger Mannschaft, *tirones*, ausgehoben worden, deren Praefect in Tarraco stand. Daher setzt dem einen dieser Praefecten der Conventus von Tarraco eine Statue, einem anderen ein Bürger von Barcino. Auch in anderen Provinzen lassen sich solche Truppen verschiedener Art nachweisen. Aehnlicher Art mögen die beiden *cohortes colonicae* gewesen sein, welche Caesar in Corduba verwendete; auch in Castulo scheint es eine solche gegeben zu haben. Vielleicht kann auch der Tribun einer *cohors maritima* in Corduba hierhergezogen werden. Die Angriffe, gegen welche diese Truppen die Küsten um Tarraco zu schützen hatten, werden wohl hauptsächlich von nordafrikanischen Piraten ausgegangen sein. Dafs von dort her während der Kaiserzeit wiederholte kriegerische Einfälle in die hispanischen Provinzen gemacht worden sind, erweisen die Inschriften vollständiger als einige vereinzelte Notizen bei den Schriftstellern.

Gebäude

Unter den Gebäuden von Tarraco scheint der grofse Tempel der Provinz immer das hervorragendste gewesen zu sein. Trotz eines eigenen *curator templi*, den wir bestellt finden — er war zugleich Aufseher der Mauern und Flamen der Provinz —, musste schon Hadrian den Tempel wieder herstellen, als er zu Tarraco einen Winter zubrachte (wahrscheinlich den Winter des Jahres 121 auf 122) und Abgesandte der ganzen Provinz dort um sich versammelte, um über die Aushebung und Grenzbestimmungen zu entscheiden. Die im Leben des Hadrian überlieferten Worte (C. 12) *sumptu suo aedem Augusti restituit*, klingen wie ein Stück der Dedicationsinschrift des Tempelbaus. Auch entging Hadrian daselbst einem Attentat auf sein Leben, dessen Urheber ein Wahnsinniger war. Von dem Kaiser Septimius Severus wird ferner als ein Anzeichen seiner künftigen Erhebung auf den Kaiserthron berichtet, er habe als Praetor in Tarraco einmal geträumt, er würde den Tempel des Augustus, der schon wankte, wieder herstellen. Vielleicht in Verbindung mit dem Tempel stand ein Triumphbogen des Kaisers mit Reliefdarstellungen seines Sieges über

die Cantabrer. Ein Stück dieser Reliefs hat sich erhalten. Von den anderen Tempeln war der berühmteste der des Jupiter, der alte Tempel, wie er im Gegensatz zu dem neuen des Augustus genannt wird. Aus diesem Tempel weihte die Gemeinde von Tarraco dem Galba einen goldenen Kranz, den er beim Einschmelzen für nicht vollwichtig erfand. Auch geschahen in diesem Tempel bei Galba's Thronbesteigung einige Wunderzeichen. Warum dieser Tempel ausdrücklich der alte genannt wird, lehrt das Fragment des Florus (oben S. 173): Zeus sollte auf seinem Ritt mit der Europa unter anderem auch in Tarraco gelandet sein, daher die *vetus religio* und die *peregrina nobilitas* der Stadt. Auf den Inschriften kommt Jupiter mehrere Male vor. Bei dem Abbruch des Geländes zwischen Ober- und Unterstadt, dem Steinbruch für die Hafenmolen, ist eine Anlage zum Vorschein gekommen, aber sofort wieder zerstört worden, die Hernandez als einen deutlich erkennbaren Tempelbezirk bezeichnet. Inschriften oder bezeichnende Bildwerke fehlten; aber es ist nach seiner Beschreibung nicht unmöglich, dafs der Bau gottesdienstlichen Zwecken diente. In einer ganzen Reihe der christlichen Kirchen der Stadt hat Pons de Icart aus den Ruinen selbst und durch urkundliche Nachrichten antike Tempelbauten nachgewiesen. Aufserdem lehren die Inschriften noch ein *templum Minervae Augustae* kennen. Unter den inschriftlich bezeugten Gottheiten fehlen nicht die früh in den römischen Kultus eingedrungenen orientalischen, wie die *dea Caelestis;* während von iberischen sich nichts gefunden hat.

Vom Circus und Amphitheater sind noch erhebliche Reste übrig. Der Circus lag auffälliger Weise in der oberen Stadt, quer über die ganze Breite der Burg beinahe von Mauer zu Mauer reichend, unterhalb des grofsen Tempels. Florez giebt ihn nach einem freilich nicht sehr vollkommenen Plan auf 1500 Fufs Länge zu 300 Fufs Breite an; Laborde hat keine neue Aufnahme und auch Albiñana wiederholt nur den Plan von Florez. Seitdem ist keine Aufnahme gemacht worden. Die Anlage an dieser Stelle, während man dazu gewöhnlich den freien Raum ausserhalb der Mauern benutzte, geschah gewiss mit besonderer Absicht und muss mit grofsen Kosten verbunden gewesen sein. Wenn die *pompa circensis* aus dem grofsen Tempel in den tiefer liegenden Circus sich herab bewegte, so muss das einen prachtvollen Anblick gewährt haben. Mehrere Inschriften von Wagenlenkern bezeugen die Frequenz der Circusspiele von Tarraco.

Das Amphitheater lag unten am Meer, bei der alten Kirche *Nuestra Señora del Milagro;* jetzt gehört die Ruine zum Gefängnissgebäude der Sträflinge. Wo das Theater lag, ist nicht bezeugt; dafs es ein eisernes Theater gab, beweisen die Sitzstufen desselben, die sich bei einem der Thürme an der südwestlichen Seite der Stadtmauer, dem sogenannten Kastell des Patriarchen, gefunden haben. Dort in der Nähe, am Abhang des Burgfelsens, wird es also zu suchen sein. Die Vertreter der verschiedenen Gemeinden beim Kult der Kaiser hatten darin ihre festen Plätze, wie im Amphitheater von Lugudunum die Vertreter der gallischen Stämme.

Das Forum der Colonie wird in zwei Inschriften erwähnt; wo es lag, geht zwar aus ihnen nicht hervor; aber es kann nur in der oberen Stadt, unmittelbar unterhalb des Augustustempels gesucht werden. Auch an Wasserleitungen fehlte es nicht. Pons beschreibt ein verzweigtes System antiker Kanäle; ein grofser Aquaeduct, zwei Reihen schlanker Pfeiler und Bogen übereinander, bekannt unter dem Namen *puente de las Ferreras,* ist eine Stunde nördlich von Tarragona an der Strafse nach Valls erhalten. Der sorgfältige Quaderbau weist in die augustische Zeit, in welche ich auch den berühmteren und noch weit gewaltigeren römischen Aquaeduct von Segovia setzen zu müssen glaube. Städtische Thermen werden in den Inschriften ausdrücklich erwähnt. In den Umgebungen der Stadt sind hier und da noch die römischen Steinbrüche kenntlich. Jetzt dient der mittlere Theil der Stadt, die Hochfläche zwischen Hafen und Burg, wie schon gesagt, als Steinbruch für den Molo; dabei kommen zahlreiche römische Wohnhäuser und die üblichen kleinen Antiquitäten zu Tage.

Die Bewohner

Von der Einwohnerschaft der Stadt geben die Inschriften trotz ihrer Zahl doch nur ein unvollkommenes Bild. Die Grabschriften gehören zum gröfsten Theil dem zweiten und dritten Jahrhundert an; der republikanischen oder früheren Kaiserzeit angehörige sind, wie oben bemerkt wurde, selten, wenn sie auch nicht ganz fehlen. Spuren der iberischen Urbevölkerung finden sich nur in einigen Namen solches Ursprungs, die sich im ersten Jahrhundert noch erhielten, während sie nachher gänzlich verschwinden, und in den schon (S. 180) erwähnten wenigen iberischen Inschriften. Zwei derselben sind zweisprachig, geben aber dennoch keinen Aufschluss über die iberischen Worte, die sie enthalten. Auf der einen, einer jetzt verlorenen Grabschrift, liest man unter der iberischen Schrift die lateinischen Worte *Fulvia*

lintearia. Das zweite Wort ist offenbar appellativisch zu verstehn; jene Fulvia war eine Leinweberin oder Händlerin mit Leinenzeug. Der Flachs von Tarraco wird von Plinius nach dem von Saetabis, jetzt Játiva, südlich von Valencia, ausdrücklich hervorgehoben. Ueber die Schriftformen lässt sich nach den Abbildungen nicht mit Bestimmtheit urtheilen; das der Fulvia, gewiss einer Frau niederen oder mittleren Standes, wohl einer Libertina, fehlende Cognomen weist mit Sicherheit spätestens auf die frühere augustische Zeit, vielleicht noch auf die voraugustische. Auf dem anderen Stein hat sich vom lateinischen Text nur die bekannte Schlussformel *heic est sit[us]* erhalten; darauf folgte der iberische. Auch hier führt der Diphthong in dem *heic* zwar nicht mit Nothwendigkeit in die voraugustische, aber sicher in eine nicht sehr viel spätere als die augustische Zeit. Zwei Inschriften sind noch vorhanden, die eine, ein iberischer Text von zwei Zeilen, befindet sich auf einem kleinen Altar, welcher die Formen keineswegs alter römischer Zeit zeigt. Auch unter den zahlreichen Töpferstempeln von Tarraco sind einige mit unzweifelhaft iberischer Schrift, auf Scherben, welche sich von denen mit römischen Töpferstempeln durchaus nicht unterscheiden. Ausser der zur militärischen nnd zur Verwaltung gehörigen niederen Beamtenschaft treten in den Grabschriften Gewerbe und Handwerke nicht besonders hervor; doch fehlen wenigstens nicht die alten Zünfte der Zimmerleute und Tuchmacher; auch Aerzte und Kaufleute werden genannt.

Von der Flachsproduction ist soeben gesprochen worden. Das Leinen von Tarraco scheint danach wie die Wollstoffe von Saetabis einen Hauptausfuhrgegenstand nach Italien gebildet zu haben. Besonders grofs muss der Verbrauch an Töpfergeschirr in Tarraco gewesen sein, nach den Massen von rothen Scherben mit Stempeln römischer Töpfer zu schliessen, die daselbst zum Vorschein gekommen sind. Ein Theil dieses Geschirrs scheint in Tarraco selbst fabriciert worden zu sein; darauf deuten jene erwähnten Stempel mit iberischen Buchstaben. Viel Geschirr ist aus Italien, z. B. aus Arretium in Eturien, eingeführt worden. Wie sich von diesem Geschirr das berühmtere von Sagunt unterschied, ist unbekannt. In der Technik sind die Scherben von Tarraco durchaus nicht verschieden von denen, welche man jetzt noch in Sagunt findet, so sehr sich auch die Lokalantiquare bemühen einen solchen Unterschied herauszufinden; doch ist es leicht möglich, dafs ein ächtes Specimen von Saguntiner Geschirr bis jetzt überhaupt

noch nicht zum Vorschein gekommen oder unter den vorhandenen Scherben nicht erkannt worden ist.

Den Weinbau von Tarraco, welchen die römischen Eroberer wie überall so auch hier gewiss früh eingeführt haben, preisen Plinius und die Dichter. Der Wein von Tarraco wird mit dem von Lauro — das ist der Vorgänger des heutigen Malaga — und dem von den balearischen Inseln, der ebenfalls jetzt wieder geschätzt wird, dem der Umgebungen von Barcellona vorgezogen und fast den besten campanischen Weinen gleichgestellt. Noch heute geniesst der sehr kräftige Wein der Ebenen und Höhen von Tarragona und Réus, der Wein des Priorats, gerechtes Ansehn und wird in Massen ausgeführt, besonders nach Frankreich zur Herstellung französischer Weine.

Auch an Fremden fehlt es nicht in den Inschriften von Tarraco. Ein griechischer Erzieher, verschiedene Leute aus afrikanischen Städten, wie Cirta und Leptis, auch aus anderen spanischen Städten Eingewanderte, so wie ein Mann aus Rom sind ausdrücklich als Fremde bezeichnet. In den vornehmen Häusern der Stadt muss die Aufnahme von Fremden häufig gewesen sein. In einem derselben fand sich eine Marmortafel mit folgendem zierlichen Spruch in Schriftformen etwa hadrianischer Zeit:

si nitidus vivas eccum domus exornatast;
si sordes, patior; sed pudet hospitium.

'Wenn du reinlich lebst, siehe, dann ist diefs Haus zu deinem Empfange gerüstet; wo nicht, dulde ich dich, aber dann reut mich die gastliche Aufnahme'. Es klingt darin der Ueberschwang von Höflichkeit wieder, der noch heute den Spaniern eigen ist und dem Gastfreund das Haus zur Verfügung stellt. Doch wird die Freundlichkeit hier sehr scharf auf den an feine Lebensweise Gewöhnten beschränkt.

So erwuchs die Stadt, von dem glücklichsten Klima begünstigt. Martial rühmt mit treffendem Wort das sonnige Gestade von Tarraco; Florus in dem schon erwähnten Fragment meint, in Tarraco vermischten sich die Jahreszeiten und das ganze Jahr ahme dem Frühling nach. Von ihrem Reichthum zeugen die Häuser, Villen und Gräber, besonders ein grofses freistehendes Grabdenkmal wohl noch aus augustischer oder wenig späterer Zeit, an der Strafse nach Barcino, das vom Volk der Thurm der Scipionen getauft worden ist, mit den telamonischen Reliefgestalten zweier gefangener Krieger.

Ferner ein Ehrenbogen aus trajanischer oder hadrianischer Zeit über derselben alten Strafse, der nach testamentarischer Bestimmung des Licinius Sura errichtet worden ist, die *torre d' En Barrá;* Sura ist der auch sonst bekannte Legat und Freund des Trajan. Dazu eine Reihe von zerstreuten Resten römischer Wohnsitze in der weiteren Umgebung der Stadt. Auch schmückten an Zahl und Werth nicht unbedeutende Kunstwerke das römische Tarraco, die in dem kleinen Museum im Stadthaus vereint sind.

So ungefähr gestaltet sich unsere Anschauung von Tarraco nach den Zeugnissen der Schriftsteller, den erhaltenen Denkmälern, den Münzen und den Inschriften. Allein beleben kann diess Bild nur, wer die hochgelegene Stadt kennt, mit ihrem unveränderlich herrlichen Klima, mit ihrem unvergleichlichen Blick übers Meer und zu den fernen Küsten nach Nord und Süd, mit ihrer lachenden Umgebung und deren unerschöpflichem Segen besonders an den köstlichsten Weinen. Handel und Verkehr, die lange völlig stille standen, verdanken ihnen vor allem fröhlichen Aufschwung. Deutscher Fleifs und deutsche Einsicht sind dabei nicht unbetheiligt. Und wenn auch das mächtig aufstrebende nahe Barcellona, das schon im Alterthum in mannigfachen Beziehungen zu Tarragona stand, als volkreiche Grofsstadt dieses verdunkelt, so bleibt ihm doch der unentreifsbare Vortheil der weit bevorzugteren Lage in seiner Höhe und der Ruhm uralter geschichtlicher Bedeutung.

II.

Die Balearen.

Aus der Deutschen Rundschau Jahrgang XIV 1888 Heft 6 S. 362—377 mit einigen Erweiterungen wiederholt.

Ueber die Balearen ist mancherlei geschrieben worden. Dennoch gehören sie zu den am wenigsten bekannten Örtlichkeiten des südlichen Europa's. Es gibt noch keinen Bädeker für Spanien; selbst in Richard Fords in seiner Art trefflichem englischen Reisehandbuch fehlen die Balearen, wenigstens in den älteren, unverkürzten Ausgaben. Die französischen Reisehandbücher sind sehr unzulänglich. Seit George Sand Mallorca und seinen Bewohnern ein keineswegs schmeichelhaftes Erinnerungsdenkmal gesetzt hat, ist ein halbes Jahr-

hundert verflossen. Vieles hat sich seitdem, sehr zum Vortheil, verändert. Die Inseln sind jetzt leicht zu erreichen und im Frühling ein entzückender Aufenthalt. Es kann freilich noch lange dauern, bis man auf ihnen auch nur einen bescheidenen Theil derjenigen Bequemlichkeiten finden wird, an die der europäische Reisende gewöhnt ist. Nur zu naturwissenschaftlichen Zwecken sind sie genauer durchforscht worden. Die merkwürdigen Denkmäler der Urbevölkerung, die besonders zahlreich auf Menorca erhalten sind, haben wiederholt die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gezogen. In dem Urtheil über ihr Alter und ihre Bedeutung ist jedoch noch keine Uebereinstimmung erreicht. Ich habe die Inseln zum Zweck archäologischer und epigraphischer Untersuchungen zwei Mal besucht, in den Jahren 1860 und 1886, und das Meiste von dem gelesen. was über sie geschrieben worden ist. Vielleicht dürfen die so gewonnenen Eindrücke auch in weiteren Kreisen auf einiges Interesse rechnen.

I. Menorca.

Zur Sommerszeit fährt jeden Mittwoch Nachmittag der gute, in England gebaute Post- und Personendampfer, genannt „Der neue Mahoneser“, von Barcellona nach Mahon. Um die Mitte des August steht dann die Sonne bald so tief, dafs das Meer, wenn ihre Strahlen es durchleuchten, in reichster Farbenpracht bald purpurn erscheint, bald grünlich glänzend, im Schatten dunkelblau. Ein leichter Südwind weht von Afrika her, der Libecho, oder libysche Wind, und macht die Hitze erträglich. Sobald man die Molen der weiten Hafeneinfahrt hinter sich hat, schiefsen Delphine in hohem Bogen aus dem Wasser und begleiten das Schiff weithin. Während die Sonne in Hildebrand'scher Farbengluth hinter goldenen Wolken untergeht, ballt sich über der Küste Cataloniens leichtes Gewölk zusammen, von dem sich die scharf beleuchteten Gebirge um so heller abheben. Es ist ein grofsartiges Küstenbild. das die catalanischen Gebirge, von hoher See aus gesehen, darbieten; je weiter man sich entfernt, desto mächtiger aufsteigend. Prachtvoll erhebt sich rechts im Norden von Barcellona der gewaltige Mont Señy, links die hohe Säge des Monserrat, die uns aus Wilhelm von Humboldts berühmter Schilderung bekannt ist. Nach Süden hin weit gestreckt eine Gebirgslinie hinter der anderen, zuletzt im goldenen Abendduft verschwindend. Nach Sonnenuntergang, wenn die letzten Segel ein-

zelner Fischerboote, denen man allein begegnet, aufser Sicht sind, streichen etwas höhere Wellen von weitem her und machen das Schiff ein wenig „tanzen“, wie es die Spanier nennen. Die Reisenden sind meist aus Cuba oder anderen Colonien heimkehrende Familien, mit Frauen, Kindern und Negerinnen, die der alten Heimat einen Besuch abstatten. Sie verschwinden bei höherem Seegang in die Cabinen, obgleich in diesen eine Luft herrscht wie in einer warmen Badezelle. Bald stört nichts mehr den Genuss der erhabensten Stille: „der Tag wie herrlich und die Nacht wie grofs“. Das Funkeln der Sterne und der Glanz der Milchstrasse, die sich leuchtend im Wasser spiegelt, erinnern an die südliche Breite.

Nach einer zwölfstündigen Fahrt legt das Schiff auf der weiten einsamen Rhede von Alcudia, der Nordwestecke von Mallorca, an, um die von dort nach Menorca Reisenden und die Post aufzunehmen. Im Morgensonnenschein zeigen sich ringsum die sonderbar geschwungenen kahlen Felsprofile der Küsten von Mallorca. Wenn das Schiff nach kurzem Aufenhalt die Rhede verlässt, schieben sich die Küsten in wechselnden Bildern hinter- und nebeneinander und verschwinden zuletzt. Man fährt in dem wegen seiner kurzen Wellen gefürchteten Kanal zwischen den beiden Inseln hin. Keine der breiten violettblauen Wogen überschlägt sich zwar, aber das Schiff schaukelt doch merklich, Tische und Stühle umwerfend und das Gehen auf Deck erschwerend. Bald taucht das flache und scheinbar völlig reizlose Felsplateau von Menorca aus dem Nebel auf. Nur der stumpfe Kegel des Monte Toro, ziemlich in der Mitte der langgestreckten Insel, gibt ihr eine Art von Profil.

Wenn das Schiff, das flache Felsenriff der „Insel der Luft“ mit ihrem Leuchthurm zur Rechten lassend, nahe der steilen Küste links wendet und in den berühmten Hafen von Mahon einbiegt, so sieht man gleich, dafs hier die Natur in fast vollkommener Weise Schutz gegen Stürme aus allen Himmelsrichtungen geschaffen hat. Denn in der Bucht weht fast kein Luftzug; erst wer die Leuchtthurminsel passiert hat, kommt in „die Luft“. Geöffnet ist die sechs Kilometer lange Bucht gegen Südost, die ungefährlichste Windseite in jenen Gewässern. Nach allen anderen Richtungen hin schützen sie niedrige, fast ganz kahle Höhenzüge. Einen solchen Hafen haben sich schon die phönikischen Seefahrer der ältesten Zeit sicher nicht entgehen lassen. Auf der Südseite zeigen sich bald der neu und regelmäfsig

angelegte Fischerort Villa Carlos und die verfallenen Bastionen des Forts San Felipe, im Norden die ausgedehnten neuen Befestigungen der „Mola“ mit ihren Krupp'schen Geschützen. Mola (castilianisch Muela, Backzahn) ist ein in jenem Sprachgebiet überall üblicher Name für die eine Bergkuppe kranzartig krönenden Festungsanlagen; er passt hier besonders gut. An der Mola vorüber gleitet das Schiff wie auf einem breiten Fluss, der stellenweis an den Rhein erinnert; nur dafs unleidliche weifse Windmühlen den landschaftlichen Eindruck stören. Endlich, etwa um zwei Uhr, landet es vor der kleinen Rhede von Mahon, fast im äufsersten südwestlichen Winkel der Bucht.

Mahon macht trotz seines hohen Alterthums — es ist das phönikische Mago, später ein römisches Kastell — den Eindruck einer völlig modernen Stadt. Es verdankt dies in erster Linie der langen englischen Herrschaft. Im spanischen Erbfolgekrieg, zuerst im Jahre 1708, wurde die Insel von den Engländern besetzt, und blieb dann fast ein Jahrhundert (1713 bis 1782 und dann wieder 1798 bis 1802) in ihrem Besitz. Von dem Wohlstand und dem lebhaften Verkehr, dessen sich die Stadt damals erfreute, ist so gut wie nichts übrig. Wer möchte nicht dem kleinen Inselvolk die Wiedervereinigung mit der Krone seines Stammes herzlich gönnen? Es gibt keinen Spanier, der nicht bei dem Gedanken an diese Wiedervereinigung und die Abtretung der ebenso willkürlich besetzt gehaltenen jonischen Inseln die stille aber feste Hoffuung hegte, dafs es dereinst auch noch einmal mit Gibraltar ebenso gehen werde. Damals und auch später noch ankerte hier den Winter über die englische Mittelmeerflotte, zuweilen auch die niederländische auf ihren Fahrten nach Batavia. In dem weiten Hafen liegen jetzt, aufser dem spanischen Postdampfer aus Barcellona und hin und wieder dem französischen, der auf der Fahrt von Toulon nach Algier hier anzulegen pflegt, nur ein paar kleine Küstenfahrer und einige Fischerboote. Auch die durch den Einfluss der englischen Sitte bedingte Aehnlichkeit mit Gibraltar und Porto, die man früher bemerkt hat, ist fast ganz verschwunden. Nur in der Bauart der Häuser, in der Arbeit ihrer Thüren und Fenster, zeigt sie sich noch. Eine gewisse militärische Bedeutung wird den Befestigungen von Mahon noch jetzt beigelegt. Es gibt einen kommandierenden General mit zahlreichem Stabe, eine hauptsächlich aus Artillerie bestehende Besatzung und einen nicht unbedeutenden Geschützpark. Ihm steht zur Zeit ein

liebenswürdiger junger Capitain vor, der die deutschen Manöver im Herbst 1884 mitgemacht hat und deutsch spricht. Ein gröfseres Kriegsfahrzeug scheint nicht regelmäfsig in Mahon stationiert zu sein; aber man sprach von einem Torpedoboot. Ich sah nur einen winzigen Zollkutter. Die weifsgetünchte Stadt, bergauf gelegen, hoch oben das verfallene Kastell und die Kathedrale, bietet auch nicht das geringste architektonische Profil von einiger Schönheit, wie man es selbst an den kleinsten italienischen Küstenorten gewohnt ist. Mahons alter Handel, der vor der Entdeckung Amerika's die uralte Verbindung mit Italien, Griechenland und dem Orient aufrecht hielt, ist seitdem tief gesunken. Die Einwohnerzahl beträgt nur noch 12 000 Seelen und ist, wie es scheint, in steter Abnahme begriffen. Kirchen und Schulen, die stillen Strafsen und Plätze machen den dürftigsten Eindruck. Aufgehobene und verfallende Klöster mit weiten geweifsten Höfen, in denen das Unkraut wuchert; ein paar öffentliche Promenaden, die eine ganz hübsch gelegen mit dem Blick über den Hafen, genannt la Miranda, die andere, vornehmere, vor den Kasernen, in ödester Umgebung. Das kleine Stadthaus mit offener Halle davor ist völlig stilloſs; die Kathedrale innen und aufsen elend geweifst und schmuckloſs, obgleich von guten Verhältnissen. Nur die Provinzialbibliothek, in einem früheren Kloster untergebracht, in welchem sich auch das Instituto, die höhere Schule, befindet, ist wohlgehalten, und, Dank mancher Zuwendung von Privaten, verhältnissmäfsig reichhaltig. Denn es fehlt nicht an Wohlhabenden; Handel, Landbesitz, in den Colonien erworbener Reichtum gewähren der nüchternen Genügsamkeit den Luxus wohleingerichteter Stadt- und Landhäuser. Der ärmere Theil der Bevölkerung, soweit sie nicht auch aus kleinen Landbesitzern besteht, befleissigt sich seit neuerer Zeit in ausgedehntem Maafse des edlen Schusterhandwerks. Mahon ist eine wahre Schusterstadt; massenhaft wird billiges Schuhzeug von hier besonders nach Südamerika ausgeführt. Das Leder dazu liefern reiche Kaufherren aus Barcellona; einer der hochangesehnsten darunter ist ein Landsmann von uns. Daneben bieten Schiffahrt und Fischfang, die uralten Haupterwerbszweige, nur noch kümmerlichen Ertrag. Gesprochen wird in Menorca eine besondere Abart des Limousin, der dem Provenzalischen bekanntlich weit näher als dem Castilianischen stehenden Sprache der Catalanen und Valencianer. Das Landvolk spricht nur das Menorcanische und versteht kaum das Castilianische,

trotz der jahrhundertelangen Zugehörigkeit zur aragonisch-castilischen Krone.

Auf Grund der insularen Selbstgenügsamkeit haben leider in der jüngsten Zeit republikanisch-föderalistische Gesinnungen und der sogenannte „Catalanismus“, die neueste Blüthe unsinniger staatsfeindlicher Bestrebungen, auch auf der Insel einige Verbreitung gefunden. Aber die politischen Wogen schlagen trotz der jetzt regelmäfsigen und das ganze Jahr hindurch kaum unterbrochenen Verbindung mit Barcellona ziemlich kraftlofs an das friedliche Eiland. Es hat allen Grund, der Monarchie für viele Wohlthaten dankbar zu sein; z. B. für die trefflichen Leuchthürme, die hier wie für die anderen balearischen Inseln aus der Kriegskontribution Marocco's vom Jahr 1861 durch O'Donnells Regiment beschafft worden sind. Die vorzügliche Fahrstrafse von Mahon nach Ciudadela stammt noch aus der englischen Zeit.

In Bustamante's Gasthaus findet der Fremde von bescheidenen Ansprüchen gute Unterkunft und überall auf der Insel freundliches Entgegenkommen; denn er ist ein seltener und darum gern gesehener Gast.

Die Insel ist acht bis neun spanische Leguen lang und drei bis vier breit. An ihrer Mahon entgegengesetzten flachen westlichen Spitze ist eine ähnliche, nur weit kleinere und schmalere Bucht, wie die von Mahon. An dieser liegt „Ciudadela“, die Citadelle der Insel, eine kleine Stadt mit altem Castell und einer Kathedrale, der Sitz des Bischofs und des Adels von Menorca. Sie ist die zweite phönikische Gründung auf der Insel, einst Iamo genannt, und später wie Mago von den Römern besetzt. Doch hat die Stadt jetzt nur 7300 Einwohner und ist noch weit stiller als Mahon.

Zwischen Mahon und Ciudadela, auf der südlichen Seite der Insel, liegen die wenigen gröfseren Ortschaften des Binnenlandes, Alayór, San Cristóbal, Mercadal und Ferrerias; alle dürftig und verkommen. In den fruchtbaren nach Süden geöffneten Thalschluchten, den Barrancos, wie z. B. in der von Alpendrál, werden Orangen und Gartenfrüchte aller Art gezogen. Auf der steinigen Höhe wird zwar Weizen gebaut, und es gedeihen Feigen und Oliven; aber mit Mallorca kann sich die Insel an Fruchtbarkeit nicht messen. Sobald man die Mauern Mahons hinter sich hat, etwa auf der Strafse nach San Cristóbal, oder in den engen Fahrwegen zwischen den von

gewaltigen Steinmauern eingeschlossenen Feldern, tritt der gleichmäfsige Charakter der Landschaft von Menorca hervor. Spärliches Grün, einzelne Feigen-, Lorbeer- und Johannisbrodbäume, Hecken indischer Feigen und Buchsbaumbüsche, hier und da eine Dattelpalme, geben mit den weiss getünchten Gehöften dem einförmig grauen Felsboden einige Abwechselung. Alles aber beherrscht als Hintergrund die überall blaue Fläche des Meeres. Einen Ueberblick über die ganze Insel gewährt die Aussicht von dem früheren Kloster auf dem Monte Toro, der 1344 Meter hoch ist, östlich von Mercadal. Von Norden her wehen das ganze Jahr hindurch oft scharfe und kalte Winde über den Golf von Lyon. Das Klima gilt desshalb für ungesund. Die Nordküste zeigt nur eine tiefe Bucht, die Ria von Fornells. Die Scheerenbildung der überall steil abfallenden Küste (nur die westliche Spitze bei Ciudadela läuft flach und sandig aus) und in ihr das alte und immer neue Spiel der Wogen, ihr friedliches Rauschen und Glänzen, aber auch ihr von den Nord- und Nordweststürmen gepeitschtes Tosen, das zu tiefen Aushöhlungen der Felsen und Riffe geführt hat, verleiht der Landschaft ihren besonderen Reiz. Es ist ein stilles und ernstes Bild, hier und da wohl an manche andere Insel des Südens erinnernd, aber doch von allen verschieden.

Für den Alterthumsforscher hat das Innere der Insel einen besonderen Reiz. Noch sind nahe an zweihundert uralte, aus trocken übereinander geschichteten Steinen erbaute Denkmäler der Urbewohner auf der Insel erhalten, hauptsächlich auf ihrer fruchtbaren und besser angebauten Südhälfte. Es sind zum gröfseren Theil thurmähnliche Bauten, theilweis noch bis zu 15 Meter hoch, mit nur einem, meist hoch gelegenen und durch äufsere Rampen oder innere Treppen zugänglichen Thor oder Fenster. Sie haben früher wegen der freien Aussicht, die sie bieten, als Seewarten gedient und führen davon ihren Namen: Talayots, d. i. grofse Atalayas oder Warten. Daneben finden sich kleinere hüttenähnliche Bauten aus gewaltigen rohen Blöcken, theilweis einem mit dem Kiel nach oben liegenden Boot ähnlich und daher vom Volk Navetas, Schiffchen, genannt. Endlich gibt es auch einzelne aufrechtstrehende Steine oder aus zwei übereinandergelegten Blöcken bestehende Altäre oder Tische, Taulas (d. i. Tavolas) genannt, und Steinkreise. Die Thürme erinnern am meisten an die sardinischen Nurhagen. Wie diese jetzt von den

einsichtigsten Kennern mit Recht für kostbare Grabmäler der Vornehmen angesehen werden, trotzdem sie zuweilen mehrere Stockwerke übereinander zeigen und im Grundriss von complicierter Anlage sind, so sind auch die Talayots unzweifelhaft Grabbauten, nicht Wohnungen oder Festungen. In Sardinien gibt es neben den Nurhagen die sogenannten Riesengräber; auch die Hütten und Schiffchen auf Menorca sind Gräber. Im Interesse des Landbaues werden nach und nach immer mehr dieser zuweilen selbst durch äussere Schönheit und Sorgfalt der Ausführung hervorragenden Denkmäler zerstört und abgetragen. Vergebens haben patriotische Verehrer der heimischen Alterthümer ihre Stimme erhoben, um für ihren Schutz und ihre Wiederherstellung einzutreten. Es fehlt am nöthigsten, um sie zu schützen und zu erhalten, am Gelde. Wenigstens sollten, da man ihren allmäligen Untergang nicht zu hindern vermag, photographische Aufnahmen und genaue architektonische Zeichnungen von ihnen hergestellt und so wenigstens ihr Bild der Nachwelt erhalten werden. Die einzigen brauchbaren Aufnahmen haben einige Liebhaber gemacht, der italienische General Alberto della Marmora, der sie in den dreifsiger Jahren um des Vergleiches mit den sardinischen Nurhagen willen besuchte, und ein reicher, für das Alterthum begeisterter Bürger von Barcellona, Don Juan Martorell, der seiner Vaterstadt ein naturwissenschaftliches Museum gegründet hat. Neuerdings hat Herr E. Cartailhac in Toulouse, der den vorgeschichtlichen Alterthümern Spaniens ein schönes Buch gewidmet hat, die Talayots studiert und bereitet dem Vernehmen nach ein Werk über sie vor. Das Volk, das diese Denkmäler, vielleicht im Laufe von Jahrhunderten, schuf (denn sie zeigen mancherlei Verschiedenheiten untereinander), war sicher das den Iberern nächst verwandte, seit uralter Zeit auf den Inseln ansässige. Phönikische Ansiedler, wie man früher meist annahm, haben solche Bauten nicht ausgeführt. Von den phönikischen Ansiedlungen und der karthagischen Herrschaft sind hier ebenso wie in den alten Phönikierstädten Spaniens, Cadiz und Malaga, aufser den Namen und Münzen keine Spuren nachweisbar. Deutlich aber lässt sich die römische Herrschaft erkennen, besonders aus inschriftlichen Denkmälern, die sich gefunden haben.

Die zwei Städte der Insel, Mago und Iamo, Mahon und Ciudadela, gelten wohl mit Recht für phönikische Gründungen oder wenigstens für Plätze phönikischer Niederlassungen; denn schon die einheimische,

vorphönikische Bevölkerung mag dort befestigte Wohnsitze gehabt haben. Aber schon der Eroberer der Inseln, Quintus Caecilius Metellus, der später von seinem Triumph über die Inseln den Siegesbeinamen Balearicus führte, der Zeitgenosse der Gracchen, hat sich im Jahre 122 v. Chr. der beiden Städte der kleinen Insel bemächtigt und römische Besatzungen in ihnen zurückgelassen. Beide sind nach und nach zu nicht unansehnlichen römischen Municipien herausgewachsen, die unter Vespasian latinisches Stadtrecht erhielten und sich demnach amtlich *municipium Flavium Magontanum* und *Iamontanum* nannten. Die wenigen römischen Inschriften, die sich dort erhalten haben, gehören in das Ende des ersten und das zweite Jahrhundert; sie zeigen die üblichen Formen der städtischen Verfassung. In Iamo scheint auch in der Kaiserzeit eine kleine Besatzung gelegen zu haben; der heutige Name der Stadt, Ciudadela, bewahrt die Erinnerung daran, dafs sie von jeher die befestigte Citadelle der Insel war. Eine von Trajan angelegte Strafse verband beide Städte. In den kleineren Orten haben sich nur geringfügige Spuren des römischen Lebens erhalten. An der Südküste, im Bezirk von Alayór, etwas westlich von San Clemente, sind an einer der kleinen Buchten zahlreiche Höhlen, in deren Felswände Weihungen römischer Schiffer, wie es scheint, an eine lokale Gottheit, aus dem zweiten Jahrhundert, eingehauen sind.

II. Palma.

Völlig verschieden von dem Anblick der kleineren Insel ist der Mallorca's. Schon von fern zeigen sich dem von Barcellona oder Valencia Kommenden die zackigen Felsen der Nordküste. Hinter den schroffen Klippen der Dracheninsel (Dragonera) thürmen sich in wunderbaren Formen kahle Kalksteingebirge auf. Man sieht, an den Küsten hinfahrend, zunächst nur einzelne Wachtthürme, keine menschlichen Wohnungen; die Ortschaften liegen in tiefen Buchten versteckt. Sobald man das Cap von Cala Figuera (die Feigenbucht) umschifft hat, öffnet sich die weite Bai von Palma. Bald erscheinen statt der schroffen Klippen bewachsene Höhen und weifse Ortschaften. Links der alte Hafen von Porto Pí, von zwei Thürmen flankiert, und das Kastell von Bellvér; dann Palma selbst mit belebtem Hafen, überragt von der alten Königsburg mit der Kathedrale; rechts die flache Ostküste der Bai, die sich bis zum weifsen Vorgebirge (dem Cap

Blanco) dehnt; dahinter die fernen Höhenzüge des südöstlichen Theils der Insel. Manchem ist bei diesem Anblick die Erinnerung an den Golf von Neapel aufgestiegen. Die Bai von Palma hat in ihrer Gestaltung trotz wesentlicher Verschiedenheiten allerdings Vieles mit jenem gemein. Nur ist sie viel kleiner; sie misst vom Cap Cala Figuera bis zum Cap Blanco etwa 20 Kilometer, und etwa 25 von dieser Linie bis zur Rhede von Palma.

Von Porto Pí oder dem Kastell von Bellvér (der schönen Aussicht) hat man einen Blick, der dem vom Posilipp im Kleinen gleichkommt. Man überschaut von da aus das reiche Hügelland, das sich von Palma nördlich landeinwärts erstreckt. Das Gartenland um die Stadt ist so reich angebaut wie die Terra di Lavoro. In der Ebene, die durch sonnige Hügel und schroffe Höhenzüge gegen Norden geschützt ist, dichte Orangengärten, Lorbeerhaine, Feigen-, Oliven- und Mandelbäume in üppigster Fülle; weiter hinauf Lorbeer, Myrthen und Buchsbaum. Alle Mannigfaltigkeit eines gröfseren Festlandes ist hier vereint, mit einziger Ausnahme eines schiffbaren Flusses. Ein Inselkönigreich nach dem Herzen der romantischen Poesie, das wahre Urbild zu Shakespeare's am Meer gelegenem Böhmen und allen ähnlichen glücklichen Eilanden.

Palma selbst, die Hauptstadt — bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hiefs sie officiell „die Stadt von Mallorca“ —, macht den freundlichsten Eindruck. Zwar mag es noch lange dauern, bis sie den Glanz wieder erreicht haben wird, den sie im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert besafs, als sie ein Hauptstapelplatz des orientalischen Handels nach dem Westen war. Schon vor und noch unter der arabischen Herrschaft haben Juden, wie es scheint aus Nordafrika, dann, nach der Eroberung, griechische und italienische Kaufherren hier wie auf Menorca sich niedergelassen. Die Eroberung, oder wie man lieber sagt, die Wiedereroberung, durch König Jaime I. von Aragon (im Jahre 1229), war für die Insel der Beginn ihres höchsten Aufschwungs. Nach langem Daniederliegen beginnt sich jetzt der Handel wieder zu heben. Die Ausfuhr der reichen Erzeugnisse des Landes — Südfrüchte aller Art, dazu Marmor, Kalk und vor allem Salz — befrachtet manches Segelschiff und manchen Dampfer. Auch der Wein der Insel, besonders der aus den Umgebungen von Manacór, wird jetzt in grofsen Mengen ausgeführt, hauptsächlich nach Frankreich. Wie den catalanischen und aragoni-

schen Winzern und den Häfen Cataloniens und Valencia's kam auch Mallorca die Reblauskrankheit im südlichen Frankreich und die dadurch herbeigeführte ungeheure Verminderung der Weinproduction daselbst zu Gute. Die süfsen Weine der Insel, ihrer alten Verbindung mit Griechenland eutsprechend überall unter dem Namen Malvasía bekannt, nehmen es mit den besten spanischen der Art auf. Reger Gewerbfleifs hat sich entwickelt und nimmt die alten Erwerbszweige von Neuem auf; so werden z. B. in Felanitx leichte Töpferwaaren mit und ohne Glasur wieder in eigenthümlichen Formen hergestellt. Berühmt ist die Zucht der vortrefflichsten, grofsen Maulthiere; auch Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine gedeihen. Schifffahrt und Fischfang erwachen langsam aus Jahrhunderte langem Schlaf. Am Hafen sind die alten Bastionen und Thore, wie in Barcellona, beseitigt worden; nur nach der Landseite hin umgeben sie noch die Stadt. Früher war die Rhede offen und daher die Aus- und Einschiffung oft recht unbequem. Der neu ausgebaute Molo und mehrere Leuchtthürme haben viel zur Hebung des Seeverkehrs beigetragen. Auch Mallorca's Küsten sind jetzt abermals, Dank der maroccanischen Kriegscontribution von 1861, mit zahlreichen Leuchten versehen. Im Hafen liegt stets eine nicht unerhebliche Zahl gröfserer Dampfer; spanische, die den Verkehr mit Barcellona, Valencia, Alicante und den spanischen Colonien vermitteln, einzelne englische und französische, dazu auch hin und wieder ein deutscher; sowie nicht wenige gröfsere und kleinere Segelschiffe. Die uralten Hülfsquellen des Landes sind noch keineswegs versiegt. Es wird Geld verdient; die Versicherung der mit den Verhältnissen vertrauten Einheimischen, dafs es überall, wenn auch langsam, vorwärts geht, bestätigt der Augenschein; nur muss man den in Spanien üblichen, nicht unerheblichen Procentsatz übertreibenden Selbstlobes abziehen. Auch die Einwohnerzahl der Stadt steigt, sie beträgt jetzt über 50 000 Seelen. Auf den Strafsen und Plätzen, die durch das Niederreifsen alter Häuser und Gassen erweitert werden, macht sich der zunehmende Wohlstand bemerklich. Mancher neue Prunkbau, für Banken und Clubs, ist jüngst entstanden.

Palma ist eine römische Gründung; der Eroberer der Inseln Metellus Balearicus wollte wohl damit an die Siegespalme erinnern, die ihm den Triumph und seinem Hause einen neuen Siegesbeinamen eingebracht hat. Die Inseln, obgleich zur diesseitigen spanischen

Provinz und zu dem Gerichtsbezirk von Tarragona gehörig, scheinen doch von jeher eine gewisse Selbständigkeit in ihrer Verwaltung genossen zu haben. Noch unter Nero wird ein besonderer militärischer Befehlshaber der Inseln erwähnt, der als Vicestatthalter fungierte. Und ebenso erscheinen auch in der nachdiocletianischen Zeit die Balearen als eine besondere Provinz mit eigenem Statthalter. Plinius erzählt, die Kaninchen, überall auf dem spanischen Festland häufig, aber auf die Inseln erst von dorther verpflanzt, hätten sich unter Augustus Regierung so vermehrt, dafs die Bewohner um die Hülfe der Besatzung zu ihrer Vertilgung gebeten und sie auch erhalten hätten. Diefs könnte durch eine dorthin gesendete Mannschaft geschehen sein. Die militärische Besatzung der Inseln auch in Friedenszeiten erklärt sich daraus, dafs sie im Laufe des ersten Jahrhunderts, wie andere Inseln des Mittelmeeres, nicht selten als Verbannungsort gedient haben. Wir kennen eine Reihe von hervorragenden Männern senatorischen Standes, welche aus politischen Gründen auf die Inseln verbannt worden sind; sie scheinen es verstanden zu haben, sich die Last der Verbannung dort möglichst leicht zu machen. Die Austern von den Inseln wurden von Kennern besonders geschätzt. Späterhin ist vielleicht nur zufällig von den Balearen als Verbannungsort nicht mehr die Rede. Palma war seit dem ersten Jahrhundert ein Municipium römischer Bürger; römische Inschriften sind in Palma zufällig nur in geringer Zahl zum Vorschein gekommen, eine Weihinschrift für den Augustus, die Aufschriften auf den Basen von Statuen von Gemeindebeamten und Priestern, von denen einige den Flaminat der Provinz in Tarraco bekleidet haben, und einige Grabschriften. An die Zeiten der arabischen Herrschaft erinnert fast nur noch ein leidlich erhaltenes maurisches Bad in Palma. Sie hat auch sonst hier, wie im Osten der Halbinsel überhaupt, kaum merkliche Spuren hinterlassen. Man pflegte sie bisher in übertreibender Weise hervorzuheben. Es stellt sich immer deutlicher heraus, dafs die muselmanische Herrschaft die breiten Schichten der niederen Bevölkerung und ihr Thun und Treiben ziemlich unberührt gelassen hat. Die Könige von Aragon und der Adel ihres Gefolges haben der Stadt ihr architektonisches Gepräge gegeben. Die schöne, hoch über dem Meere gelegene Kathedrale wird nach langer Vernachlässigung leidlich stilgemäfs wieder hergestellt. Sie ist das Werk des Eroberers; in der königlichen Kapelle ist das Grabmal des zweiten Jaime. Die

noch erhaltenen Theile der nahegelegenen alten Königsburg, früher arabisch La Zuda genannt, in welcher der Generalkapitän der Inseln seinen Sitz hat, harren noch einer angemessenen Umgestaltung und Erneuerung. In Hof und Hallen ist nur wenig von der alten Pracht noch übrig. Der hinter der Kathedrale gelegene moderne Palast des Bischofs dagegen ist stattlich und wohl gehalten. Eines der anmuthigsten Bauwerke aus der grofsen Zeit des Inselreiches ist die unmittelbar am Hafen gelegene, im Jahre 1426 erbaute Kaufhalle, die Lonja; ähnlich, aber schöner als die von Valencia. Sie soll, nachdem sie lange unbenutzt gestanden, jetzt unter der Fürsorge der königlichen Commission für die Erhaltung der Denkmäler zu einem Provinzialmuseum eingerichtet werden. Von dem alten Reichthum der Grundbesitzer Mallorca's zeugen die vielen Häuser des Adels in Palma, „die Grundstücke" *(casas solariegas)*; es werden noch etwa sechzig Familien des alten Adels gezählt. Breite Thorwege und luftige Höfe, die Treppen frei im Hof heraufgeführt, ein Entresol mit zierlichen Fenstereinfassungen, dann ein sehr hohes Stockwerk mit reichgeschnitzten Holzdecken, endlich oben ein offener Söller von leichten Säulen oder Pfeilern getragen; weit vorspringender Dachsims, der in den engen Gassen Schatten spendet; der Stil spätgothisch oder Renaissance, den italienischen Einfluss verrathend. In allen diesen Dingen ist Palma dem alten Valencia, wie es einst war, aber nicht mehr ist, am ähnlichsten. Aber es ist weit schöner; denn es hat seine bauliche Eigenthümlichkeit in der insularen Abgeschlossenheit besser bewahrt gegenüber dem von Barcellona her eingeführten französischen Miethskasernenstil, der freilich jetzt auch in Palma um sich greift. Ein Muster der vornehmen alten Bauart ist das erst im siebzehnten Jahrhundert vollendete Stadthaus mit der grofsen Uhr, die noch bis vor Kurzem die Stunden nach altrömischer Weise von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang und ebenso die nächtlichen besonders zählte, wie es auf der ganzen Insel üblich war. Im Stadthaus ist das trotz langer Vernachlässigung immer noch reiche, seit langen Jahren von José Maria Quadrado mit liebevollem Verständniss verwaltete Archiv der Krone von Mallorca untergebracht. Darin befindet sich die alte Sammlung der von den Königen der Stadt ertheilten Privilegien, eine Prachthandschrift, der Codex der Könige und der König der Codices, wie ihn Quadrado zu nennen liebt. Die Bibliothek befindet sich mit dem Institute, der gelehrten Schule, in

dem früheren Kloster von Monte Sion. Ebendaselbst ist von einer privaten archäologischen Gesellschaft eine Art Museum zusammengebracht worden: meist mittelalterliche, aus zerstörten Kirchen und Klöstern vor dem Untergang gerettete Kunstwerke, Altarstücke, Gemälde, Sculpturen, allerlei Kunstgewerbliches. Bis jetzt noch mehr ein Raritätenkabinet als ein Museum, aber doch ein Anfang dazu. Unglaublich viel von Kunstwerken aller Art hat hier, wie in ganz Spanien, die rohe Barbarei vernichtet, die in der Aufhebung der Klöster im Jahre 1835 sich gezeigt hat. Kein auswärtiger Feind, weder Gothen noch Mauren und später weder Franzosen noch Engländer haben auch nur annähernd so viel verdorben oder gestohlen, als erst die brutale Leidenschaft und dann die stumpfsinnige Gleichgültigkeit der Nation selbst von herrlichen Schätzen ihrer älteren Kultur muthwillig zu Grunde gerichtet hat.

Es fehlt nicht ganz an Privatsammlungen. Den ersten Platz unter ihnen, und einen hervorragenden auch unter den Sammlungen des spanischen Festlandes, nimmt die im vorigen Jahrhundert geschaffene des Kardinals Don Antonio Despuig (sprich Desputsch) ein, der einer der getreuen Begleiter Pius VII. im Exil war. In dem Palast in der Stadt, den jetzt die Nachkommen eines Bruders des Kardinals, die Grafen von Montenegro und Montoro, bewohnen, ist die nicht unbedeutende Gemäldesammlung aufgestellt, noch genau so, wie sie der Kardinal hinterliefs. Dazu in einigen anderen grofsen Sälen die Bibliothek, Waffen und Geräthe. Auf dem hübschen, in italienischem Stil erbauten Landsitz der Familie zu Raxa (sprich Rascha), zwei und eine halbe Stunde von der Stadt an der Strafse nach Sóller gelegen, befindet sich die Sammlung der antiken Bildwerke, welche durch Ausgrabungen gewonnen worden sind, die der Kardinal, ein Freund des Kardinal Albani und Winkelmanns, in den Jahren 1787 bis 1796 in Ariccia im Albanergebirge veranstaltet hat. Es sind darunter einige alterthümliche Werke von hoher Bedeutung. Das meiste freilich ist das Mittelgut römischer Sculpturen, wie sie die vornehmen Villen Roms in Menge aufweisen. Um so mehr glaubt man sich nach Italien versetzt. In den Zimmern des Kardinals hängen römische Ansichten; in einem kleinen Gartenhaus in dem oberen Theile des Gartens mit seinen Orangen-, Lorbeer- und Buchsbaumhecken ist die Sammlung von Abdrücken antiker Gemmen und Glaspasten aufgestellt. Einige gute alte Bilder besitzt der Maler

Don Juan O'Neille, der aus einer alten irischen Emigrantenfamilie stammt. Vereinzelte Stücke, Alterthümer, Inschriftsteine und dergleichen sind in verschiedenem Besitz in Palma zerstreut. Hoffentlich werden sie einst in der Lonja oder im Museum der archäologischen Gesellschaft zusammengebracht.

Die Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten Palma's stehen unter guter Verwaltung. Ein deutscher Arzt aus Trier, Ferdinand Weyler, hat sich grofse Verdienste um die Hospitäler, besonders für die Truppen, erworben; sein Sohn nimmt jetzt eine hohe Stellung im spanischen Heere ein. Weyler hat bei den Rekruten von Mallorca als charakteristische Erscheinung ein fast krankhaftes Heimweh bemerkt. Es ist kein Wunder, dafs die Bewohner fest an der schönen Insel hängen. Trotz der modernen gleichmachenden Kultur wird die heimische Sitte hoch gehalten. Noch bis vor zwanzig Jahren hatte die Insel ihr eigenes Kupfergeld. Zur üblichen Frühchocolade giebt es ein besonderes Buttergebäck, Ensaymada genannt, das sonst nirgends in Spanien bereitet und von den Einheimischen anderswo schmerzlich entbehrt wird.

Die Abgeschlossenheit der Insel hat freilich auch manche nicht günstige Folgen. Carlistische Verschwörungen und militärische Aufstandsversuche sind von ihr aus wiederholt, wenn auch ohne Erfolg, ins Werk gesetzt worden. Noch jüngst haben politische Gefangene von hoher gesellschaftlicher Stellung, wie der Herzog von Sevilla, von dort die Flucht in das Ausland ohne Mühe bewerkstelligt. Die politischen Parteien stehen sich fast so schroff gegenüber wie auf dem Festland. Doch überwiegt noch die conservative Gesinnung. Die leidenschaftliche Liebe zur engeren Heimat, die Alle umschlingt, mildert ein wenig die Gegensätze.

An den schönen Sonntagsabenden bewegt sich eine dichtgedrängte Menge wohlgekleideter und gemessen einherschreitender Herren und schöner Frauen bei den rauschenden Klängen der Militärkapelle auf dem „Borne", dem vom Hafen unten am Schloss vorbeiführenden platanenbeschatteten Spaziergang. Im Winter wird die geschütztere Fortsetzung desselben im Inneren der Stadt, der Mercado und die Rambla, bevorzugt. Leider verschwindet aus der Stadt mehr und mehr die kleidsame Tracht der Frauen und Mädchen, das unter dem Kinn geschlossene Kopftuch aus weissem Tüll, der Rebosillo. Nur auf dem Lande herrscht er noch; während die Tracht der Männer,

die weiten Hosen und eigen geformten Hüte und Mäntel, auch dort in raschem Schwinden begriffen ist. Der Menschenschlag ist schön, die Frauen von zarter, oft anmuthiger Bildung. Allein es scheint die rechte Kraft zu fehlen, die auf dem engen Gebiet sich nicht recht regenerirt. Gäbe es in Palma ein vernünftiges Gasthaus, so wäre es ein Vergnügen, die gute Jahreszeit, den Frühling oder den Spätherbst dort zuzubringen. Es soll damit der Fonda des Herrn Barnils, in der Strafse de la Conquista, nichts besonderes Uebles nachgesagt werden. Sie ist nicht schlechter, aber auch um nichts besser als die meisten spanischen. Und die Mehrzahl derselben ist bekanntlich sehr schlecht.

III. Miramar.

Durch eine der nach Süden geöffneten Schluchten in dem hohen nördlichen Gebirgszug gelangt man, auf neuer Fahrstrafse unter uralten Oliven- und Johannisbrodbäumen im Zickzack aufsteigend, nach Valldemosa. Der kleine Ort mit seiner alten Karthause und den Resten eines Castells, in der höchsten Einsattelung des Thales, erinnerte mich an Gragnano bei Castellamare. Hier hat George Sand 1838 mit ihren Kindern gelebt und den „Winter in Mallorca“ sowie „Spiridion“ geschrieben. Die düsteren Eindrücke, welche die geistreiche Frau mit wegnahm aus dem „Land der Schweine und Affen“, wie sie es nicht eben höflich nennt, erklären sich aus dem ihr gänzlich mangelnden Verständniss für fremde Art. Die Bauern sind hier natürlich, wie überall, abergläubisch und auf ihren Vortheil bedacht. Aber die oft geschilderten, seit ältester Zeit unveränderten Grundzüge der iberischen Volksart, versteckte List und jäh auflodernde Leidenschaft, erscheinen bei den Inselbewohnern sehr gemildert. Von Räubern und Guerilla's hat man auf den Inseln nie gehört. Die heisse Gluth der Catalanen und die kalte Tücke der Valencianer, die man aus Victor Amadeus Hubers im Grunde noch immer zutreffenden Schilderungen kennt, machen sich bei den Mallorkinern nur in vereinzelten Fällen bemerklich.

Hinter den letzten Häusern von Valldemosa, deren eines dem trefflichen Numismatiker der Inseln, Herrn Alvaro Campanér, gehört, hoch oben auf der Strafse, die nach Sóller führt (sie erinnert an die von Castellamare nach Sorrent), gewinnt man zuerst den „Blick auf das Meer“. Rechts über sich hat man den bis zu 900 Meter

steil aufsteigenden Gebirgskamm, mit wilden Oelbäumen, Steineichen und Strandkiefern bis zu beträchtlicher Höhe bestanden; vor sich den fast senkrechten, noch über 500 Meter betragenden Abstieg zum Meer. Das ist der Punkt, aus dessen erhabener Wildniss sich ein deutscher Fürst, der Erzherzog Ludwig Salvator von Oesterreich-Toscana, des letzten hochgebildeten Grofsherzogs von Toscana zweiter Sohn, einen der schönsten Landsitze Hesperiens geschaffen hat. Eigenthümliche Umstände haben ihn vor etwa zwanzig Jahren zuerst auf die Inseln geführt. Seitdem hat er weder Mühe noch Kosten gescheut, sein grofses beschreibendes Werk, „Die Balearen in Wort und Bild", so vollständig und anschaulich wie möglich zu machen. Fünf Theile in sieben splendid gedruckten grofsen Foliobänden liegen bis jetzt vor (Leipzig, Commissionsverlag von F. A. Brockhaus); die letzten, Menorca betreffenden, sind fertig, aber noch nicht gedruckt. Inzwischen hat der Verfasser, der auch Korinth und Paxos beschrieb, auf seiner Dampfyacht „Nixe" Tasmanien besucht und bereitet darüber ein Buch vor. Das Werk über die Balearen ist nicht käuflich; der Verfasser hat es nur an Souveräne und Bibliotheken verschenkt. In Berlin ist ein Exemplar in der Bibliothek der geographischen Gesellschaft und eins in der königlichen Bibliothek. Zahlreiche grofse farbige Landschaftsbilder und viele gröfsere und kleinere Holzschnitte im Text, alle recht hübsch nach den Skizzen des Verfassers von geschickten Künstlern ausgeführt und in den besten Kunstanstalten in Wien und Berlin vervielfältigt, zieren dasselbe. Schon seines Umfangs und Formates wegen wird es nie zu den vielgelesenen Büchern gehören. Um es den Bewohnern der Inseln und ihren Landsleuten zugänglich zu machen, ist jetzt eine spanische Uebersetzung in Angriff genommen worden. Sie wird in Berlin ausgeführt, aber unter der Leitung von Herrn Francisco Manuel de los Herreros, dem verdienten langjährigen Vorsteher des Instituto Balear, der gelehrten Schule in Palma, eines Neffen des Dichters Breton de los Herreros; von mütterlicher Seite rühmt er sich deutscher Herkunft. Die Uebersetzung wird mit den sämmtlichen Holzschnitten der Originalausgabe, aber ohne die farbigen Ansichten, die nicht noch einmal reproduciert werden können, und in kleinerem Format erscheinen. Wer die Inseln nie gesehen, dem werden diese Bilder nnd Beschreibungen eine lebendige Vorstellung geben von Form und Farbe, Gebirg und Thal derselben, von ihrem Pflanzenwuchs und ihrer Thierwelt, von den

Trachten und Sitten, Hausgeräth, Werkzeugen für Ackerbau, Fischfang und Jagd der Bewohner, von den lachenden Fernsichten mit dem blauen Horizont des Meeres, den einsamen Gebirgsschluchten und den wundersamen Tropfsteinhöhlen; nichts ist darin vergessen. Wer die Inseln kennt, der kann mit etwas Phantasie in die Bilder hineinlegen, was sie nothwendiger Weise nur unvollkommen wiederzugeben vermögen: den Glanz und Duft des südlichen Himmels, das Rauschen und Branden des Meeres an den Klippen und in den Höhlen; kurz, das Leben.

Ehe man zu dem Landhaus von Miramar selbst gelangt, trifft man an der Strafse von Valldemosa nach Sóller unter anderen kleinen Landhäusern, wie dem Son Galcerán (Son ist die mallorkinische Bezeichnung für Landhaus) und dem Son Marroig, auf ein kaum sichtbar, unter immer grünen Eichen versteckt liegendes Haus. Es ist die von dem fürstlichen Besitzer hergestellte Pflegstätte, die Hospedaria, für die Wallfahrer zu dem wunderthätigen Marienbild der Kapelle von Miramar. Hier findet der Fremde, wie es an den Wallfahrtsorten in Catalonien und auf den Inseln üblich ist, Bett, Licht und Herdfeuer, auf dem er sich von der würdigen Verwalterin, der Madona, wie sie hier genannt wird, mit Hülfe eines Knechts, des Payés, die mitgebrachte Zehrung bereiten lassen kann; Alles unentgeltlich, ausgenommen den nie geforderten, aber auch nicht hartnäckig zurückgewiesenen Bakschsch. Wobei freilich vorausgesetzt ist, dafs der Fremde sich mit den trefflichen und gefälligen Leuten auch ohne Kenntniss des Mallorquí verständigt, was nicht ganz leicht ist.

Das Landhaus von Miramar selbst ist der Rest eines seit dem dreizehnten Jahrhundert hier nachgewiesenen Klosters. Der selige Ramon Llull, der berühmte Dichter und Mystiker des dreizehnten Jahrhunderts (1235 bis 1315), hat hier einige Jahre in weltabgeschlossener Einsamkeit verbracht. Das Haus liegt auf ringsum freier Terrasse mit weitestem Ausblick, umgeben von sorgfältig gepflegten Gartenanlagen, aus denen unter Orangen, Granaten und Myrten hier und da schlanke Dattelpalmen hervorragen. Der weite Blick über die unendliche Meeresfläche aus solcher Höhe, dafs die Fischerboote tief unten kaum Nufsschalengröfse zu haben scheinen, erinnert in der That an alles Schönste, was Natur und Kunst an den Küsten und auf den Inseln Italiens und Griechenlands, an der Riviera, in Sorrent und auf Capri, in Amalfi und Palermo geschaffen haben.

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Einzelne Klippen, ähnlich den Faraglioni von Capri, ragen weit in das Meer; eine von ihnen zeigt ein natürliches Felsloch und heifst danach die Roca foradada, der Lochfels. In den einfachen, aber zahlreichen und luftigen Räumen des äufserlich ganz schlichten Hauses bringt der Erzherzog alljährlich die Frühjahrs- und Sommermonate zu, nur begleitet (denn er war nie vermählt) von seinem liebenswürdigen toscanischen Kammerhern, aber in urdeutscher Einfachheit. Das Haus birgt manch altes Kunstwerk von insularer Herkunft; zum Beispiel eine ganze Anzahl schön gearbeiteter Holztruhen aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, mit reicher, arabischen Mustern entstammender Intarsiaverzierung in Perlmutter und Elfenbein. Ein grofses Marmorwerk des Mailänders Tantardini schmückt in Erinnerung an einen jung gestorbenen italienischen Secretär des Fürsten einen der Säle des Erdgeschosses. In einem der oberen ist eine reiche Sammlung goldglasierter Majolicaschüsseln aufgestellt, wie sie auf der Insel schon zu den Seltenheiten gehören. An das dem Fürsten ebenfalls gehörige Haus Son Marroig soll ein eigener Flügel für die Kunstsammlungen angebaut werden. Die kleine gothische Kapelle neben der Palmenterrasse vereint in einem grofsen Altarwerk ein Hauptbild des fünfzehnten Jahrhunderts von mallorkinischer Herkunft, und zwei neue Seitenflügel, deren einer den seligen Ramon Llull, der andere eine heilige Nonne darstellt. Sie sind von der Hand Meister Ittenbachs in Düsseldorf mit seiner bekannten miniaturartigen Sorgfalt und Anmuth ausgeführt. Ein zierliches Sacramentshäuschen ist dem der Lorenzkirche in Nürnberg nachgebildet. In den Gartenanlagen, in denen bei richtiger Pflege und Bewässerung, wie überall auf den Inseln, alle südlichen und selbst tropische Gewächse gedeihen, sind Aussichtspunkte, Felsenhöhlen, Brücken zu schroffen Klippen mit immer wechselnder Aussicht, auf einer der Klippen eine besondere Rundkapelle aus weifsem italienischen Marmor für den seligen Ramon Llull angelegt und auf bequemen Wegen zu erreichen. Eine Fahrstrafse führt auf mehr als einstündigem Weg hinab zum Meer. Dort liegt, unweit des alten Wachtthurms La Estaca, eine zweite Villa des Fürsten, der bequemen Nähe wegen für Bad, Bootfahrt und Fischfang neu angelegt. So ist aus der früheren Wildniss ein Gartenparadies im Stil der grofsen italienischen Villen erschaffen worden.

Viel rühmliche Züge von der Leutseligkeit des allbeliebten Be-

sitzers, der das Mallorquí vollendet spricht, werden dem Fremden in Palma mit Befriedigung mitgetheilt. Wie der Fürst einem Bäuerlein, dem sein Maulthierkarren umgefallen, auf die Bitte, ihn wieder aufrichten zu helfen, unbekannter Weise zusammen mit seinem Begleiter thatkräftigen und erfolgreichen Beistand leistet und den dafür dankend gebotenen Lohn, vier Cuartos (etwa 16 Pfennige), ebenso dankend annimmt und zum Gedächtniss noch heute aufhebt, als erstes selbstverdientes Geld; und Aehnliches. Dafs er ein Wohlthäter der Armen ist, soweit es dort solche gibt, und durch seine Unternehmungen dem Landvolke von Valldemosa und Deyá reichlichen Verdienst verschafft, kann man sich denken.

Nach diesem älteren Miramar von Mallorca hat, so wurde mir gesagt, das ebenso benannte Schloss bei Triest, an dessen früheren Besitzer sich so tragische Erinnerungen knüpfen, seinen Namen erhalten.

IV. Das Innere.

Ich will die Schilderung der Nordküste nicht weiter fortsetzen. Für Sóller, die Perle derselben, mit seiner Thalschlucht, die ein grofser Orangengarten ist, genügt es, auf des Botanikers Moritz Willkomm Darstellungen zu verweisen. Mich interessierte aus mancherlei Gründen der nordwestliche Theil der Insel, die Bai von Alcudia, besonders. Kommt man von Barcellona oder Menorca her, so steigt man dort an das Land, um zunächst im primitivsten Maulthiereinspänner, den man hier Berloche nennt, mit Bauern und Bäuerinnen und allem Gepäck zusammengesperrt, in zwei- bis dreistündiger Fahrt La Puebla und von da mit der Eisenbahn über Inca Palma zu erreichen. Alcudia, ein trauriges Nest mit noch ziemlich wohlerhaltenen Befestigungen aus dem vierzehnten Jahrhundert, liegt auf dem Rücken der flachen Landzunge, die in das hohe „Vorgebirge des Fichtenwaldes“, das Cap del Pinar, ausläuft. Nördlich davon liegt der sogenannte kleine, aber tiefe und wohlgeschützte Hafen von Alcudia. Gegen Norden deckt ihn fast vollkommen das hohe Cap Formentor, der letzte Ausläufer der nördlichen Gebirgskette. Südlich vom Cap del Pinar liegt der „grofse Hafen“ von Alcudia, eine weitgestreckte Bucht mit flacher Rhede, die sich bis zum Südostcap der Insel, dem Cap Ferrutx, ausdehnt: ein weites Aestuarium mit alten Salinen und wüstem Salzsumpf. Dieser, die

Albufera, ist seit 1863 durch eine englische Gesellschaft mit ungeheuren Kosten trocken gelegt und angebaut worden, bringt aber noch keinen erheblichen Ertrag. Denn der reiche Boden der Insel bietet überall sonst den gleichen Ertrag, ohne vorher ein solches Anlagekapital verschlungen zu haben. In der von der Natur gesegneten Niederung des kleinen Hafens, auf den sanft gegen den nördlichen Gebirgsstock ansteigenden Höhen haben schon die Phönikier eine Stadt gegründet. Bocchori genannt, deren schwache Spur in einer Feldflur mit Namen Bocar fortlebt. Dort ist eine Erztafel gefunden worden und wird jetzt in Palma in Privatbesitz aufbewahrt, die eines der, auch anderswo zahlreich gefundenen Patronatsdecrete enthält; es ist vom Jahre 6 nach Chr. Die Gemeinde in Bocchori wählt darin, durch eigene Abgesandte, einen angesehenen römischen Senator, der uns jedoch sonst nicht bekannt ist, zu ihrem Patron und überreicht ihm das Decret durch ein Paar vornehme Abgesandte, die obersten Gemeindebeamten. Der Gewählte nimmt die Gemeinde in seinen Schutz und seine Clientel auf und damit die Verpflichtung ihre Rechte vorkommenden Falls im Senat zu vertreten; solche Schutzverhältnisse wurden auf die Nachkommen des Patrons vererbt. Später hat nicht weit von Bocchori Metellus, der Eroberer der Balearen, die zweite römische Festung auf der Insel, Pollentia, die Machtvolle, angelegt. Von ihr zeugen noch die erhaltenen Reste einer Wasserleitung und eines Theaters, dessen Sitzreihen wie gewöhnlich aus dem gewachsenen Felsen herausgearbeitet waren. Die in Pollentia zufällig zum Vorschein gekommenen Inschriften haben in dem nahen Alcudia an mittelalterlichen Bauten Verwendung gefunden und sind dadurch erhalten worden; es sind Ehrendenkmäler verdienter Gemeindebeamten. Sie bezeugen, dafs auch in Pollentia ein Kultus der Göttin Roma und des Kaisers bestand. Ein kleines Fragment einer Weihung an einen Kaiser des ersten Jahrhunderts enthält den alten Namen der Stadt. Auch Gräber der Urbevölkerung sind in diesen Umgebungen gefunden worden.

Am reichsten an Resten solcher Grabbauten, wie sie auf Menorca in so grofser Zahl sich finden, ist die nördliche Seite der Insel. Mitten in dem Gebirgsstock, der die Nordostspitze der Inseln bildet und in das Cap de Pera ausläuft, liegt Artá, das durch die nahe Tropfsteinhöhle berühmt ist. In seiner Umgebung und weiterhin in den Weingeländen von Manacór sind ziemlich zahlreiehe Talayots

vorhanden. Doch erreicht ihre Zahl — es sind im Ganzen etwa fünfundzwanzig auf Mallorca beobachtet worden — nur etwa den achten Theil der auf Menorca vorhandenen. Wahrscheinlich hat die intensivere Kultur sie auf Mallorca früh zum gröfsten Theil beseitigt.

Die meist ziemlich wohlhabenden Ortschaften im flachen oder hügeligen Binnenland, Inca, Manacór, die Stadt der Sommerfrische für die Bewohner von Palma, mit dem es durch die Eisenbahn verbunden ist, Porreras, Felanitx, Llummayor, bieten nur geringes antiquarisches und künstlerisches Interesse. Einige römische Grabschriften sind auch in ihnen gefunden worden. Merkwürdig ist an der niedrigen, aber felsigen und schroffen Südküste der einzige geschützte Hafen daselbst, der Porto Colom. In seinem Namen steckt vielleicht eine Erinnerung an den ältesten Individualnamen der gröfsten unter den balearischen Inseln, die einen solchen schwerlich entbehrt hat: sie hiefs, wie es scheint, Columba, Menorca vielleicht Nura. Die modernen Namen Majorica und Minorica sind erst seit dem sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung aufgekommen.

Von hervorragender geschichtlicher Bedeutung ist dagegen wiederum die südöstliche Ecke der Insel. Dort dehnt sich vom Cap Blanco, bis wohin sich die Bai von Palma erstreckt, wie wir sahen, wiederum eine weite nach Süden geöffnete Bucht aus, mit flacher Rhede und zahlreichen Salinen, von denen die Südostspitze der Insel, das Cap Salinas, benannt ist. In der fruchtbaren Niederung, die sich an die Bucht anschliefst, liegen mineralische Quellen, die Thermen von Fontsanta, der heiligen Quelle, alte Steinbrüche, zahlreiche Talayots und Felsengräber und zwei gröfsere Ortschaften, Campos (die Felder, offenbar von den reichen Aeckern so genannt) und Santagnỳ. Diese modernen Ortschaften sind die Frben einer uralten phönikischen Niederlassung, vielleicht der ersten karthagischen Gründung auf der Insel. An ihrer Stelle stand, ähnlich wie bei Bocchori im Norden der Insel, noch in römischer Zeit eine Stadt. Aber des Metellus nahe Gründung Palma scheint das alte Guiuntum (diefs war wohl ihr Name) in den Schatten gestellt zu haben. So ist es oft mit den Städten des Alterthums gegangen. Die Stadt war ursprünglich wohl eine verbündete Gemeinde, nachher ein Municipium latinischen Rechtes. Aus ihr stammen eine Anzahl römischer Grabsteine mit alterthümlichen Inschriften und Formeln, die noch in die voraugustische oder die frühaugustische Zeit gehören. Die Verstorbenen

führen einheimische, fremdklingende Namen und haben zum Theil ihr Bürgerrecht von dem Eroberer der Inseln Caecilius Metellus erhalten. Auf einigen von ihnen ist ein Schlüssel abgebildet, wohl das Symbol des frischen, unbenutzten Grabes.

An das Cap Salinas reihen sich als natürliche Fortsetzungen des unterseeischen Gebirgszugs zwei kleine Inseln, die Kaninchen-insel Conejera und die Ziegeninsel Caprera. Diese hat mehrere treffliche Häfen sowie eine Festung mit kleiner Besatzung, auch als Deportationsort benutzt. Hier wurde das französische Corps, das in der Schlacht bei Bailén (1808) capituliert hatte, gefangen gehalten. Ein Denkmal erinnert an die zahlreichen Opfer von Krankheit und schlechter Verpflegung, die hier ihr Grab gefunden haben.

V. Ibiza.

Als eine fernere Fortsetzung endlich der mit Caprera abschliessenden Gruppe der Balearen erscheint die südlich in weitem Zwischenraum sich anschliessende Gruppe der Fichteninseln. So, Pityusen, nannten sie griechische Seefahrer. Einen einheimischen Namen, den die Phönikier schon vorfanden, führte nur die gröfsere der beiden Hauptinseln, Ebusus, im Spätlatein Ebussa, jetzt Ibiza (sprich Ivísa). Ich habe die Insel von der Rhede aus gesehen, aber nicht betreten. Acht Tage an ihren Besuch zu wenden wird nur der sich entschliessen, der Ueberfluss an Zeit und Geduld hat. Der Erzherzog Ludwig Salvator hat sehr auschaulich den tiefen Schlaf geschildert, in dem das Leben dieser Inselstadt verläuft. Nur einmal in der Woche wird er auf einige Stunden unterbrochen durch den Dampfer, der, von Valencia kommend, die Verbindung der Insel mit dem Festlande und Mallorca unterhält. Die Insel zählt etwa 5500 Einwohner, von denen der gröfsere Theil in der Stadt Ibiza wohnt. Aber von geistigem Leben ist in der Stadt keine Spur. Es gibt keinen Lokalgelehrten, keinen Sammler auf Ibiza. Vor dreifsig Jahren begann ein Geistlicher eine Geschichte der Insel zu schreiben; sie ist nie vollendet worden. Wegen politischer Vergehen Verurtheilte verbüfsen hier am unmuthigsten ihre Strafe. Aber die Insel tritt an landwirthschaftlicher Schönheit und an Fruchtbarkeit kaum hinter Mallorca zurück. Die steilabfallenden Felsen der Nordküste erinnern wieder an Capri. In dem hohen Gebirgszug der Nordküste finden sich auch noch in manchen Schluchten Reste der Strandkiefernwälder,

die der Gruppe den Namen verschafft haben. In den Thälern und den nach Südosten sich abdachenden Niederungen gedeihen Oliven und Weinstöcke, Feigen und Orangen. Die Ibizaner tragen eine eigene kleidsame Tracht; auch ihr Dialekt unterscheidet sich von dem der Balearen. Die Stadt Ibiza liegt wieder in der für die ältesten Niederlassungen bezeichnenden Weise auf einem Felsenvorsprung zwischen zwei Buchten. Die westliche, kleinere, nach Norden hin vom Cap Martinet begrenzt, ist der eigentliche Hafen. Nach Südosten hin dehnt sich auch hier ein weitgestreckte Bucht aus, in deren Niederungen die berühmten Salinen liegen. Hier wird das wegen seiner Weifse und Feinheit geschätzte Salz von Ibiza seit alter Zeit gewonnen. An die Südspitze der Bai, die Spitze der Pforten (Punta das Portas), durch die man zwischen den zwei gröfseren Inseln hindurch muss, reiht sich eine Anzahl von kleinen Klippeninseln, die ihren Abschluss in der zweiten Hauptinsel der Gruppe, Formentera, finden. Auf Formentera ernähren sich noch über 1600 Einwohner durch Viehzucht und Ackerbau. Vom Cap Martinet bis zur Südostspitze von Formentera, der „Mola“, ist eigentlich nur eine grofse nach Nord und West geschützte Meeresbucht.

Auf Ibiza hat die karthagische Herrschaft zuerst festen Fufs gefasst und sich von hier aus nach Mallorca und Menorca ausgedehnt. Ibiza liegt der alten Hauptstadt des Reiches der Barkiden in Spanien, dem „neuen Karthago“, am nächsten. In Ebusus sind, wie in Gades, zu Anfang des vierten Jahrhunderts vor Chr. punische Silber- und Kupfermünzen geschlagen worden nach dem Fufse der griechischen Münzen, welche gleichzeitig von den massaliotischen Colonien an der Ostküste Hispaniens, Emporiae und Rhode, geschlagen wurden; also offenbar zunächst für den Handelsverkehr mit diesen bestimmt. Dieses karthagische Geld scheint für die Inseln überhaupt geschlagen worden zu sein. Sein Gepräge zeigt die Gestalt des punischen Gottes Eschmun und in punischer Schrift den Namen der Insel. Ihm folgen im Gebrauche die ältesten römischen Kupfermünzen von Ebusus mit der Aufschrift „Erz von Ebusus“, deren Gepräge griechisch-sicilischen Mustern folgt. Sie sind lange vor der römischen Eroberung geprägt und scheinen ein Schutzverhältniss der Inseln zu Rom, wie früher zu Karthago, zu bezeugen, das der Besetzung voranging. Die Erben der karthagischen Macht, die Römer, haben die Freiheit der

men Inselstadt geachtet; ohne Schwertstreich hat sie sich darein gegeben, das Schicksal der gröfseren Inseln zu theilen.

Denkmäler der Urbevölkerung, Talayots oder Felsengräber, sind auf Ibiza nicht bemerkt worden. Die römische Herrschaft bezeugen einige Statuen mit ihren alten Pedestalen, deren Inschriften lehren, dafs sie im ersten und zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung der Göttin Iuno und verdienten Bürgern der Inselstadt errichtet worden sind.

In den Zeiten des ausgehenden Alterthums haben sich die Inseln ohne erhebliche Kämpfe dem Joch der vandalischen Herrschaft, nachher dem Islam gefügt. Schwer hat die Hand des Eroberers niemals auf ihnen gelastet. Selbst aus dem tiefen Verfall, in welchen sie der Niedergang der spanischen Monarchie mit hineingerissen hat, erheben sie sich nach und nach zu verjüngtem Leben, Dank der unvergleichlichen Gunst des Klimas und des Bodens, deren sie sich heute wie vor Jahrtausenden erfreuen.

III.

Citania.

Den ursprünglichen Text der folgenden Abhandlung hat mein Freund Herr Joaquim de Vasconcellos in Porto in der von ihm begründeten, mit den gröfsten Opfern herausgegebenen und auch von ihm fast allein geschriebenen Zeitschrift *Archeologia artistica*, welche seinem Vaterland wie ihm zu grofser Ehre gereicht, in das Portugiesische übersetzt und mit einer Einleitung versehen, in welcher er seine Landsleute zu eifriger Verfolgung archäologischer Studien auffordert; das 5. Heft der nur in 150 Exemplaren gedruckten Zeitschrift wird dadurch gefüllt (Porto 1879, 25 S. 8.). Erweitert durch die Mittheilungen Sarmento's (über den nachher zu reden ist) erschien sie sodann im Hermes Bd. XV 1880 S. 49—91 mit einem Nachtrag ebendaselbst S. 597—604. Im September des Jahres 1881 habe ich den Ort besucht und unter der Führung Sarmento's genau betrachtet. Hiernach ist diese Mittheilung hier und da verbessert und vervollständigt worden.

Die Litteraturnachweisungen sind vollständig gegeben in dem Supplement zum Corpus inscriptionum Latinarum Bd. II (Berlin 1890 fol.). Die Pedra fermosa ist von dem Architekten J. P. N. da Silva in Caumonts *Bulletin monumental* XXXIX 1873 S. 436 in einer Skizze mitgetheilt worden.

Meine Abhandlung über die Statuen galläkischer Krieger in Portugal und Galicien in der archäologischen Zeitung XIX 1861 S. 185 ff. Taf.

CLIV 1—3 ist zehn Jahr nachher in das Portugiesische übersetzt erschienen in den von der Akademie zu Lissabon herausgegebenen *Noticias archeologicas de Portugal* (Lissabon 1871 4., S. 103 ff.), welche die von mir in den Monatsheften der Berliner Akademie von 1860 und 1861 gegebenen epigraphischen Reiseberichte enthalten, soweit sie sich auf Portugal beziehen. Die Abhandlung über die Statuen galläkischer Krieger ist in das Spanische übersetzt worden von Murguia in seiner *historia de Galicia*, Bd. II 1868; vgl. auch das *Museo español de antiguedades* Bd. III (Madrid 1875 fol.) S. 65.

Je seltener aus Portugal Berichte über die dort vorhandenen oder neu gefundenen Alterthümer zu uns gelangen, desto eher werden die folgenden Bemerkungen auf einiges Interesse rechnen dürfen. Der Gegenstand der gegenwärtigen Darlegung darf ausserdem den Reiz der Neuheit für sich beanspruchen; wenigstens nimmt er unter der grofsen Zahl von uns erhaltenen Resten der verschiedensten antiken Kulturzustände eine eigenartige Stellung ein. Zu anschaulichem Verständniss der besprochenen Dinge gehören eigentlich Pläne und Abbildungen, die nach den mir vorliegenden Skizzen und den sehr guten, aber doch lange nicht genügenden photographischen Aufnahmen wohl hergestellt werden könnten. Doch ist vor der Hand wenig Aussicht dafür vorhanden, dafs von zuständiger Seite eine würdige Veröffentlichung dieser Denkmäler unternommen wird, welche den Einblick in eine sehr alte Kulturstufe unseres Welttheils gewähren.

Die Lage

In dem landschaftlich schönsten Theile des nördlichen Portugal, der heutigen Provinz des Minho, den fruchtbaren und waldreichen Thälern und Hügeln zwischen dem Douro und Minho, scheinen die ältesten Einwanderer oder Einwohner der iberischen Halbinsel sich besonders festgesetzt und ausgebreitet und einen vergleichsweise hohen Grad behäbigen Wohlstandes erlangt zu haben. Es ist nur ein kleines Gebiet: südlich davon scheint nur der Küstenstrich des Landes bis gegen Lissabon hinunter in römischer Zeit wohl angebaut gewesen zu sein; westlich setzte hier das rauhe Estrellagebirge der Civilisation feste Schranken. Im Norden nimmt das Land schon jenseit Vigo den Charakter der sturmumwehten steinigen Hochebene an, den die Umgebungen von Santiago, dem grofsen Wallfahrtsort, und la Coruña zeigen. Wo die freilich erst im dreizehnten Jahrhundert zuerst gepflanzte Rebe und der um dieselbe Zeit für die Zucht der Seidenwürmer eingeführte Maulbeerbaum von den Höhen am Douro

verschwinden, jenseit der Berge, in der Provinz *tras os Montes*, da verschwand von jeher auch Reichthum und Volkszahl; nur einzelne geschützte Thäler, zum Theil mit Heilquellen und alteinheimischen Stätten der Götterverehrung, haben hier noch spärliche Kunde aus römischer und vorrömischer Zeit bewahrt. Um so dichter gedrängt lagen Städte und Weiler, Thermen und Villen in dem oben bezeichneten engen Terrainabschnitt südlich von der alten Hauptstadt der gallaekischen Provinz Bracara, dem heutigen Braga, dessen Erzbischöfe sich noch heute neben denen von Tarragona und Toledo den Primat von Hispanien beilegen.

Gute Karten dieser Gegenden giebt es überhaupt nicht; zur Orientierung reicht die von H. Kiepert der Sammlung der spanischen Inschriften beigegebene aus.

Eine besondere Nebenkarte des Gerichtsbezirkes von Braga verzeichnet die zahlreichen Namen der Ortschaften, in welchen die in dem Bande mitgetheilten lateinischen Inschriften gefunden worden sind. Aber weit gröfser ist die Zahl der Plätze, an welchen die Spuren römischer und vorrömischer Niederlassungen deutlich sind, ohne dafs inschriftliche Denkmäler bis jetzt daselbst zum Vorschein kamen; daher sie auf jener Karte fehlen.

Vorarbeiten

Zu ihnen gehört eine Örtlichkeit, welche seit dem sechzehnten Jahrhundert wegen ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit und ihrer Denkmäler die Aufmerksamkeit der wenigen Bewohner des Landes auf sich gezogen hat, welche sich überhaupt mit den Alterthümern ihrer Heimat zu beschäftigen für der Mühe werth gehalten haben. In des Frei Bernardo de Britto wort- und lügenreichem Werk, der *Monarchia Lusytana* (1597—1609), in Gaspar Estaço's *varias antiguidades de Portugal* (1625) ist schon davon die Rede. Die erste genauere Beschreibung aber wird auch hier, wie für alle ähnlichen Dinge, den zur Zeit des zweiten Höhepunkts der portugiesisch-brasilischen Macht, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, auf des berühmten Marques de Pombal Veranlassung gemachten topographischen Aufzeichnungen verdankt. Sie rühren von verschiedenen Verfassern her und haben sich theilweis noch in den handschriftlichen Originalen erhalten: die hier in Betracht kommende findet sich in den Notizen über das Erzbisthum Braga, welche Luis Alvarez de Figueiredo, Bischof von Uranopolis *i. p.* und später (1725) Erzbischof von Bahia in Brasilien, verfasst hat. Sie befinden sich in der öffentlichen Bi-

bliothek zu Lissabon. Sicher ist, dafs der Lissaboner Akademiker P. Jeronymo Contador de Argote, welcher aus diesen und vielen anderen Relationen seine wortreichen und unkritischen, aber bei gänzlichem Mangel an besseren unschätzbaren Bücher zusammengeschrieben hat, aus ihnen (denn er sagt es ausdrücklich) seinen Bericht geschöpft hat. Er bringt ihn nach seiner Gewohnheit in zwei verschiedenen Werken, einmal nur portugiesich, das andere Mal portugiesich und lateinisch, aber im Thatsächlichen übereinstimmend, vor. Vorzuziehen ist die ältere und etwas genauere Fassung in den *memorias eclesiasticas de Braga* (1724); die jüngere findet sich in den *antiquitates conventus Bracaraugustani* (1728). Auf der Bibliothek zu Evora findet sich, wie mir Gabriel Pereira in Lissabon mittheilt, ein fliegendes gedrucktes Blatt (wie sie der Verfasser zu schleunigem Vergessensein vielfach publiciert hat) mit dem Titel '*Specimen antiquitatis a Iosepho Laurentio do Valle, Genuae* 1791'. Es enthält eine ganz kurze Notiz über Citania und eine handschriftlich beigefügte Skizze des Hügels von S. Romão, aus welcher sich ergiebt, dafs Plan und Anlage des Kastells damals noch im Wesentlichen den gleichen Anblick boten, wie im sechzehnten Jahrhundert.

Seitdem hat sich Niemand wieder genauer um diese Örtlichkeit gekümmert. Vor etwa zehn bis fünfzehn Jahren aber ist sie ihrem jetzigen begüterten Besitzer von Neuem aufgefallen; er hat Ausgrabungen und Aufräumungen vorgenommen und seitdem hallten für einige Zeit die portugiesischen Journale von dem Namen dieser sonst ganz vergessenen Ruinenstätte wieder und brachten antiquarisch-praehistorische und linguistisch-ethnologische Studien über dieselben, auf welche mich meine dortigen Freunde nicht unterlassen haben aufmerksam zu machen. Von diesen Erzeugnissen der Tagespresse liegt mir nur weniges vor und ich glaube sie entbehren zu können. Nur den Artikel des inzwischen verstorbenen Marques de Sousa-Holstein, welcher in dem *diario da manhã* vom Jahre 1877 erschien, und die des Herrn Pereira Caldas in der '*Borboleta*' bedauere ich nicht vor mir zu haben. Aber in dem Besitzer der Örtlichkeit, Herrn Francisco Martins Sarmento in Guimaraens, ist diesen Alterthümern ein ebenso eifriger wie einsichtiger Erforscher und Erhalter zu Theil geworden. Es ist ein wahres Vergnügen, nach all den unklaren und fehlerhaften Notizen, aus denen bisher allein Kenntniss von den merkwürdigen Funden von Citania zu gewinnen war, endlich einmal ge-

nau und sachlich gehaltene Informationen zu erhalten von einem Mann, der sich sogleich als ein scharfer Beobachter und praktischer Kopf zu erkennen giebt. Seine in verschiedenen portugiesischen Zeitschriften gedruckten Bemerkungen, die leider dem wissenschaftlichen Publicum ganz unzugänglich bleiben, hat er durch zahlreiche, oft humorvolle briefliche Mittheilungen bis auf den letzten Stand der Untersuchung ergänzt. Der im Jahr 1880 in Lissabon gehaltene Congress der Anthropologen hat Citania besucht und Rudolf Virchow hat über den Besuch eingehend berichtet. Herr Sarmento bereitet ein Denkmälerwerk vor, welches unter dem Titel *Materiaes para a archeologia d'Entre Douro e Minho* eine Sammlung von Photographien mit genauen Beschreibungen enthalten soll; da hierzu die Ausgrabungen noch fortgesetzt werden sollen, so wird der hier gegebene zusammenfassende Bericht über das bisher zu Tage Gebrachte wohl noch für längere Zeit die Bekanntschaft mit diesem besonderen Blatt aus der alten Geschichte der iberischen Halbinsel allein weiteren Kreisen vermitteln.

Höchst werthvoll sind ferner die mir vorliegenden vortrefflichen photographischen Aufnahmen, welche Herr Sarmento in dankenswerthester Weise hat herstellen lassen; sie liegen den gelegentlich in der spanischen Zeitschrift *Academia* und der portugiesischen *Renascença* gegebenen Holzschnitten zu Grunde. Angesichts dieser Photographien kann vor Allem constatiert werden, was sich übrigens bereits aus der ganzen Berichterstattung zweifellofs ergab, dafs wir es hier mit vollkommen glaubwürdigen, jeden Verdacht an Fälschung ausschliefsenden Thatsachen zu thun haben. Diess festzustellen ist gegenüber so manchen Vorgängen aus neuester Zeit von Wichtigkeit; noch vor wenigen Jahren hat sich der merkwürdigen spanischen Funde vom Cerro de los Santos bei Yecla im Königreich Murcia die betrügerische Industrie bemächtigt und neben den ächten Stücken eine Reihe von Fälschungen auf den Markt gebracht.

Der Name

Zwischen Braga und dem anmuthig gelegenen Guimaraens zieht sich in der Richtung von West nach Ost hin ein Gebirgszug, die Serra de Falperra, eingeschlossen von den Thälern der Flüsse Este im Norden und Ave im Süden; an des letzteren oberem Lauf liegt der kleine Badeort Caldas das Taipas. Das Gebirg ist rauh und steinig; nur im Norden von Citania bilden zwei Dörfer, die Parochien von Sobreporta und Pedralva, eine Art von fruchtbaren Oasen. Drei Kilometer von Caldas, links von der Strafse nach Póvoa de Lanhoso,

bildet die Falperra drei ziemlich gleichmäfsig nach Süden in das Thal des Ave vortretende Vorsprünge, deren mittlerer der Berg des S. Romão de Briteiros genannt wird. Heut gilt es zwar den Anwohnern vielfach für sicher, dafs dieser Heilige mit den Römern zusammenhängt, welche die Mohren aus Citania vertrieben hätten; das ist die bekannte auf der iberischen Halbinsel allgemeine Bezeichnung aller alten nichtchristlichen Völkerschaften. Aber der Name des Heiligen, S. Romão, steht mit der Vorstellung vom römischen Alterthum der Stätte in durchaus keiner Verbindung. Im Munde des Volkes gilt sie von Alters her als der Platz einer untergegangenen Stadt. Die Höhe des auf der einen Seite sanft ansteigenden, auf der anderen steil abfallenden Granitfelsens wird auf 336 Meter angegeben. Man hat von ihm einen weiten Blick in das anmuthige Thal auf- und abwärts. Je $1^1/_2$ Kilometer entfernt sind die beiden anderen Vorsprünge, Sabroso und Santa Iria, auf welchen ebenfalls Reste antiker Niederlassungen zum Vorschein gekommen sind. Als Name derjenigen des Berges von S. Romão erscheint schon bei Britto der in der Überschrift genannte, Citania. Ob er auf wirklich unbefangener volksmäfsiger Überlieferung beruht oder auf irgend einer gelehrten Reminiscenz, dürfte sich schwer entscheiden lassen. Sarmento hält ihn für alt und volksmäfsig. Es wäre Sache der einheimischen Forscher zu ermitteln, ob sich das Vorhandensein desselben etwa aus Urkunden, Flurbüchern oder dgl., noch über das sechzehnte Jahrhundert hinaus feststellen lässt. Erst mit der Mitte dieses Jahrhunderts beginnt in Portugal das antiquarische Interesse zu erwachen. Gelingt es, den Namen Citania aus Urkunden oder historischen Aufzeichnungen aus dem fünfzehnten oder noch früheren Jahrhunderten nachzuweisen, so ist damit für die Richtigkeit der Überlieferung viel gewonnen. Wie aus dem alten Namen des Volkes der *Igaeditani* ein mittelalterliches *Igeditania* und *Egitania* und das moderne *Idanha* entstand, so könnte vielleicht auch Citania ein antiker Name in leicht veränderter Gestalt sein. Plinius führt unter den lusitanischen Völkerschaften Cibilitani an; man könnte an sie denken, wenn nicht Citania vielmehr zu Gallaecien gehörte, nicht zu Lusitanien. Von den vierundzwanzig Gemeinden des Gerichtsbezirks von Braga führt das Verzeichniss des Plinius nur sieben namentlich auf; der übrigen barbarische Namen zu nennen unterlässt er, wie so häufig. Also ist zur Wiedergewinnung des alten Namens von Citania nur wenig Aus-

sicht vorhanden. Allein der Name kommt, wie es scheint, nicht blofs hier vor: es giebt noch einige Örtlichkeiten im nördlichen Portugal, an welchen ähnliche Ruinen den gleichen Namen führen, so die Citania de Baião und die nachher zu erwähnende Citania menor. Auch wird es vom Volke zuweilen Citaina gesprochen. Diess ist für die Erklärung des Wortes jedenfalls beachtenswerth. Eine sprachliche Verbindung desselben mit *civitas* und seinen romanischen Derivaten, woran man gedacht hat, ist grammatisch nicht möglich. Aus *civitania*, wenn eine solche spätlateinische Form nachweislich wäre, was sie nicht ist, hätte *ciudanha* oder *cidanha* entstehen müssen. In den Urkunden der Dioecese Braga soll ein *monte Citanio*, in dem Codex von Lugo des Königs Theodemir (dessen Autorität ich nicht kenne) ein *Gitanio* vorkommen. Sichere etymologische Erklärungen sind auf diese Daten so wenig zu gründen wie auf angebliche keltische Analogien; das öftere Vorkommen gleicher oder sehr ähnlicher geographischer Namen ist überall, auf der iberischen Halbinsel in Folge der mannigfachen Völkerwanderungen besonders häufig.

An der Richtigkeit und dem Alter jedoch des mehrfach bezeugten Namens der fraglichen Örtlichkeit wird füglich nicht gezweifelt werden können. Desto weniger scheint sich die von den portugiesischen Gelehrten begreiflicher Weise gern geglaubte Meinung als richtig erweisen zu lassen, nach welcher der Ort in den antiken Quellen vorkommen und sogar eine hervorragende Bedeutung in der Geschichte des alten Lusitaniens gehabt haben soll.

In der historischen Beispielsammlung des Valerius Maximus nämlich, des Zeitgenossen des Tiberius, wird, wohl nach Livius, ein Zug ungebrochenen Muthes von einer lusitanischen Gemeinde Cinginnia berichtet, die dem Decimus Iunius Brutus, dem Besieger von Gallaecien, als schon ganz Lusitanien unterworfen war, das Gold mit stolzer Rede zurückgab, das er ihr für die Unterwerfung bot. So, *Cinginnia*, steht in den ältesten und besten Handschriften des Valerius Maximus und ebenso las schon der alte Epitomator desselben Iulius Paris. Man las früher *Cinnania;* die geringeren Handschriften haben *cinrania cirania cinninia;* eine, eine Wolffenbütteler, zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien geschrieben, hat *cytania*. Diesen Namen haben die portugiesischen Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts bereits mit dem des Ruinenfeldes bei Caldas das Taipas zusammengebracht. Vielleicht verdankt schon die Schreibung *Cytania*

ihren Ursprung einer gelehrten Interpolation: es verkehrten damals genug gelehrte Portugiesen, wie z. B. Achilles Statius und Damian de Goes, mit den Humanisten in Rom und in den anderen Hauptstädten Europa's. Der Name der lusitanischen Stadt, welche im Jahr 618 der Stadt, 136 v. Chr., den Gesandten des Decimus Brutus, des Besiegers der Gallaeker, so kühn entgegentrat, ist mit Sicherheit nicht herzustellen: *Cinginnia* ist schwerlich richtig, obgleich an iberische Namen vielleicht gleiches Stammes, wie den Fluss Cinga in der Tarraconensis, und an den keltischen Cingetorix erinnert werden kann. Nicht unmöglich wäre *Cingitania;* das Suffix *-it-anus* ist in den Namen iberischer (nicht keltischer) Völker in Hispanien sehr häufig. Wie dem auch sei, der Zusammenhang jener lusitanischen Stadt mit dem Namen Citania hat keine Wahrscheinlichkeit. In Citania steckt der Rest eines der vielen Namen von Sitzen der Urbevölkerung, die sonst nicht bezeugt sind. Von noch mehr solchen Orten sind die Namen gänzlich untergegangen. Doch der Name bleibt ohne Einfluss auf die Beurtheilung der daselbst vorhandenen Ueberreste. Was von diesen im sechzehnten Jahrhundert vorhanden war und im Wesentlichen unverändert noch jetzt vorhanden ist, aber durch die neuen Ausgrabungen deutlicher und vollständiger zu Tage tritt, ist etwa Folgendes.

Die Stadt

Ich schicke voraus, dafs das allererste Erforderniss, um sich über den Thatbestand und über die gemachten Funde zu orientieren, nämlich ein Situationsplan, noch nicht hergestellt worden ist; Hr. Sarmento macht wenig Hoffnung darauf, dafs ein solcher bald geliefert werden wird, da die Aufnahme grofse Schwierigkeiten bietet und es an zu ihrer Ausführung geeigneten Kräften zu mangeln scheint. Man hätte sich daher ausschliefslich an die Beschreibungen zu halten, wenn nicht durch die von Sarmento für meinen Gebrauch skizzierten Pläne diesem Mangel theilweis abgeholfen worden wäre.

Der Berg von Citania bildet, wie gesagt, eine Art von Halbinsel, welche durch eine Landzunge von dem nördlich gegenüberliegenden Gebirge, der Falperra, getrennt wird. Diese Landzunge schliefst zunächst nach Norden eine dem Gebirgszug parallele in gerader Richtung von West nach Ost geführte Mauer ab. Südlich davon durchschneidet sie, ebenfalls in der Richtung von West nach Ost, ein künstlich in den Felsboden gehauener Graben, welcher nur in seinem mittleren Theil in der flachen Thalsohle liegt, während er

zu beiden Seiten die in Schluchten abfallenden Abhänge der nächsten Höhen kreuzt. Genau in der Mitte desselben ist, senkrecht zu ihm, ein kurzer Mauerzug errichtet, welcher die Thalsohle bis zu dem ersten der drei den Berg von Citania selbst umschliefsenden Mauerringe abschliefst. Zweck und Anlage dieses merkwürdigen Stückes der alten Befestigung bedürfen noch der Aufklärung. Westlich von dieser Mauer laufen noch zwei andere, kürzere Gräben am Fufs des Hügels hin, der nördliche von dem ersten grofsen Graben sich abzweigend, der südliche kurze innerhalb des ersten und zweiten Mauerrings.

Der erste, äufserste Mauerring liegt etwas höher als die Thalsohle; er umschliefst in weitem, unregelmäfsigem Bogen den ganzen Berg von Citania. Der zweite, mittelste Mauerring ist enger und liegt tiefer als der erste, etwa auf derselben Höhe wie der grofse Graben. Der dritte, innerste, fast genau concentrisch mit dem zweiten, liegt höher als der zweite. An der Nordseite ist der Zwischenraum zwischen den drei Mauerringen fast gleich. Die Mauern, deren Dicke etwa 2 m beträgt, sind natürlich nur in unzusammenhängenden Resten erhalten, aber theilweis noch in Reihen gewaltiger Blöcke übereinander geschichtet, von megalithischem Aussehn, wie Sarmento sich ausdrückt. Von der sogenannten kyklopischen Art sind besonders einige Strecken des zweiten Mauerrings auf der Westseite.

Eine ganze Anzahl von gepflasterten Strafsen führte aus verschiedenen Himmelsgegenden zum Theil weit her auf den Berg hinauf; ihre Richtungen und Verzweigungen sind, wie Hr. Sarmento bemerkt, noch nicht abschliefsend festgestellt. Seine Skizze lässt deren acht oder neun unterscheiden. Der Hauptweg auf die Höhe ist die „der Weg des S. Romão“ genannte Strafse. Das Pflaster derselben besteht aus Steinfliesen von ungleicher, zuweilen auch, aber nur zufällig, quadratischer Form. Öffnungen der äufseren Mauerringe, durch welche die Strafsen führen, vielleicht die Stellen, wo einst die Thore lagen, sind erkennbar. An einer der Strafsen, aufserhalb des Mauerrings, liegen drei Felsblöcke, nach Art der sogenannten Dolmen künstlich aufgerichtet. Ein vierter, gröfser als die übrigen, liegt an einer anderen Stelle der Strafse innerhalb der äufsersten Mauer; er wird vom Volk der Fels der Mohrin genannt und trägt einen Felsblok von 5,29 zu 3,64 m Umfang. Es ist bekannt, dafs in Spanien und Portugal, wie anderswo, Römer und

Mauren, zuweilen auch Juden, im Munde des Volkes sich in den Ruhm, alte Niederlassungen gegründet zu haben, theilen müssen. Spuren menschlicher Bearbeitung oder früherer Untersuchung zeigt keiner dieser Dolmen; nur findet sich auf dem „Fels der Mohrin“ eine kleine länglich-viereckige Vertiefung wie eine Tränke, sicherlich von Menschenhand gemacht (aber wann?). Die Untersuchung des hohlen Raums unter dem Felsblock ergab nichts.

Spuren menschlicher Bearbeitung aber zeigen sich an verschiedenen Stellen der Felsabhänge. Es sind in den Fels gehauene Zeichen, wie sie zahlreich auch in anderen Ländern, z. B. in Schottland, gefunden worden sind. Diese Zeichen sind meist rund, aus einem Punkt und vier concentrischen Kreisen bestehend, von verschiedener Gröfse und in scheinbar ganz willkürlicher Weise nebeneinander gestellt, oder labyrinthisch verschlungene krumme Linien, oder endlich Verbindungen gerader Linien, welche an Steinmetzzeichen oder auch, in sehr entfernter Weise, an Buchstaben erinnern. Eines dieser Zeichen ist fälschlich von Einigen für das Bild eines vierfüfsigen Thieres mit langen Ohren gehalten worden.

Auf der runden, nicht völlig ebenen Hügelfläche sind zwei ungefähr in der Mitte sich kreuzende Hauptstrafsen und verschiedene Plätze und kleinere Wege deutlich zu erkennen; sie scheinen mit den auf den Berg führenden Strafsen in Verbindung zu stehen. Sarmento meint, dafs mindestens sieben Thore in den verschiedenen Mauerringen einst gewesen seien. Das bisher gefundene Thor, an der nordwestlichen Seite des mittleren Mauerrings, ist aber das einzige, dessen Pfosten theilweis noch stehen; seine Weite beträgt 2,20 m. Die Strafsen oben sind ebenfalls sämmtlich gepflastert; einer der Plätze mit so regelmäfsig viereckigen Fliesen, dafs sie ein vollkommenes Schachbrett bilden. Die Hauptstrafse ist an manchen Stellen 2, an anderen 4 m breit; die kleinen Gassen nur 1 m. An diesen Strafsen, Gassen und Plätzen liegen in scheinbar labyrinthischer Unordnung die Bauwerke und anderen Denkmäler, welche durch die neuesten Ausgrabungen zum Vorschein gekommen sind; nur wenige runde Hütten waren bis dahin sichtbar. Jetzt sind die Fundamente und zum Theil beträchtliche Reste von dreifsig bis vierzig Hütten, runden und viereckigen, zu Tage gefördert worden. Dazu kommt eine Anzahl anderer Denkmäler oder Überreste in Stein, Erz und Thon.

Es sind danach überhaupt sechs Klassen von Denkmälern und Ueberresten zu unterscheiden:

I. Hütten, d. h. runde und viereckige Bauten, vollständig oder in ihren Fundamenten erhalten.

II. Tektonische Fragmente — wenn man den Namen gelten lassen will — mit Ornamenten, welche zum Theil zu Hütten, zum Theil zu anderen Bauwerken gehört zu haben scheinen.

III. Figürliche Darstellungen in Stein; auch hier kann man von Sculpturen kaum reden, um durch den Namen nicht auch nur die bescheidensten Vorstellungen von Kunst zu erwecken.

IV. Inschriften oder mit Schrift versehene tektonische Fragmente.

V. Ziegel und Thonscherben mit und ohne Schrift, Thonscherben mit Stempeln und Ornamenten.

VI. Münzen, Fragmente von Erz und Glas, und allerlei kleinere Alterthümer.

Hütten

Gewisser Maafsen das Wahrzeichen der Ruinenstätte von Citania sind zwei kreisrunde Hüttenbauten, ursprünglich oben offen und ohne jede Art von Thüren oder Fenstern, neuerdings durch Sarmento's Fürsorge mit Eingangsthüren und Strohdächern versehen. Die vortrefflichen photographischen Aufnahmen, nach welchen die Abbildungen in der *Academia* (Fig. 1 und 2) und in der *Renascença* gemacht sind, geben eine ziemlich deutliche Vorstellung von diesen Bauten. Leider ist auf der Abbildung der ersten Hütte die Linie weggelassen worden, welche auf der Photographie den antiken Theil von der Restauration trennte; der antike Theil ist weniger als einen Meter hoch. Auf der Photographie der zweiten Hütte erscheint diese zu klein im Verhältniss zu dem Unterbau, auf welchem sie zu ruhen scheint. Derselbe ist in Wahrheit etwa sieben Meter von der Hütte entfernt und hat nichts mit ihr zu thun. Beide Hütten sind rund und ohne quadratische Substruction, wie sie überhaupt in Citania nicht vorkommt. Doch ist im Übrigen die Zahl der quadratischen und oblongen Hütten gröfser als die der runden; von elliptischem Grundriss sind nur zwei.

Die Höhe der ausgegrabenen Reste beträgt in der Regel weniger als einen Meter; auf der Höhe der Bergfläche sind Mauern von 0,80 m schon selten. Wenn die Hütten sich gegen eine der Stützmauern des Felsens lehnen, durch welche die höheren Lagen desselben von den tieferen getrennt werden, so schützten diese, von denen die Hütten

oft kaum 0,5 m entfernt sind, die ihnen nächsten Umfassungsmauern, sodafs sich dieselben nicht selten in der Höhe von 1,80, zuweilen von mehr als zwei Metern erhalten haben. Doch sind diefs meist die Seitenwände; die Vorderseiten, so zerstört wie der ganze obere Theil der Bauten, sind rasiert bis auf die Linie, auf der die Thüren sich befinden konnten. Danach ist es bis heute nicht möglich gewesen festzustellen, ob die Mehrzahl der Hütten von Citania auf dem Boden aufstehende Thüren hatte oder nicht. Kleine hier und da in der untersten Schicht der Mauern vorhandene Schwellen, welche aber kaum die einer Eingangsthür gewesen zu sein scheinen, sind das einzige dafür sprechende Anzeichen; die meisten anderen sprechen dagegen. Nur die durch Sarmento reconstruierte gröfsere Hütte macht eine Ausnahme: hier sind die untere und ein Theil der oberen Schwelle nach ausdrücklicher Angabe zu der ursprünglichen Anlage gehörig. Die Eingänge können sonst jedoch sehr wohl etwa vier bis fünf Palm über dem Boden angebracht gewesen sein, und in der That sind solche Eingänge bei einer Anzahl von runden und viereckigen Hütten blofsgelegt worden. Wahrscheinlich waren sie sehr niedrig; in Sabroso wenigstens sind die Theile eines Eingangs gefunden worden, welcher nur 1,22 m hoch war. Fenster scheinen durchaus zu fehlen. Sarmento hat beobachtet, dafs diese sämmtlichen bisher gefundenen Thüröffnungen in der Richtung von Nordost bis Südost liegen und nicht an den Strafsen oder Gassen, sondern an der hinteren Seite der Hütten (von der Strafse aus). Eine Ausnahme macht bisher nur eine einzige viereckige Hütte, deren Eingang nach Nordwest liegt.

Runde und oblonge oder quadratische Hütten liegen unmittelbar nebeneinander: zuweilen sind die runden von oblongen gradlinigen Mauern umschlossen. Es kommt einmal vor, dafs ein viereckiges Haus an Stelle eines zerstörten runden errichtet worden ist. Allein an entscheidenden Anzeichen dafür, dafs die gradlinigen Hütten für jünger, die runden für älter zu halten seien, wie man leicht vermuthen könnte, scheint es bisher noch zu fehlen. Immerhin machen die in Sabroso (s. unten) vorherrschenden runden Hütten den Eindruck höheren Alterthums als die von Citania. Zwei unregelmäfsig ovale und eine oblonge Hütte mit einer Art halbrunder Absis an der schmalen Seite, also eine Verbindung des gradlinigen mit dem Rundbau, sind gefunden worden.

Die Fläche des Felsens selbst ist, wie bemerkt, uneben. Hier-

aus ergeben sich zusammenhängende Gruppen von Hütten und verschiedenartige Abgrenzungen durch Stützmauern und Umfassungen. Die runden Hütten haben zuweilen vorspringende Vorbauten mit Eingang in der Mitte, wodurch kleine Vorhöfe entstehen.

Zuweilen stehen die runden Hütten in einem quadratischen Bau, sodafs an der Stelle des einen der rechten Winkel, welcher fehlt, der Eingang in die Hütte war. Die Thür scheint in diesem Fall durch ein oder zwei verschiebbare Steinplatten gebildet worden zu sein, welche vertical in die Nuten zweier Blöcke eingreifen. Solche Blöcke haben sich hier und da noch erhalten. In der quadratischen Umgebung der Hütten finden sich häufig rohgeformte Tränksteine und in der Wand befestigte steinerne Ringe; sodafs es scheint als hätten jene Umzäunungen zu Ställen für das Vieh gedient.

Die runden Hütten haben fast sämmtlich den gleichen Umfang von 4,77 m; in Sabroso kommen auch solche von 3,50 m Umfang vor. In einem der Stadtviertel von Citania findet sich jedoch eine ovale Hütte von 7,93 und 5,95 m Durchmesser. Die viereckigen sind von sehr verschiedenem Umfang; meist sind sie an Areal nicht viel gröfser, in seltenen Fällen noch einmal so grofs als die runden.

Die Mauern der Hütten bestehen aus zwei Lagen, einer äufseren und einer inneren; ihre Dicke beträgt durchschnittlich 0,57 m. Die äufsere Lage besteht aus ungleichen Steinen, wie sie gerade zur Hand waren, in fast durchgehends unregelmäfsigen Reihen übereinandergelegt. Nur die unterste äufsere Reihe enthält zuweilen grofse, mehr als einen Meter hohe Steine, auf die scharfe Kante gelegt, wogegen die innere Lage durchgehends aus ganz kleinen Steinen zusammengesetzt ist. Zwei runde und eine viereckige Hütte zeigen eine sorgfältigere Bauart: ähnlich wie bei dem Pflaster des oben erwähnten Platzes sind die sämmtlich etwas über einen Palm hohen, aber ungleich langen Steine schräg aneinander gefügt, sodafs sie sich spiralförmig in die Höhe ziehen. Kegelförmige Hütten gab es nicht (wie man wohl gemeint hat): dafs die Wände zuweilen nach aufsen, zuweilen nach innen aus dem Loth gehen, ist nur auf den Druck der Schuttmassen, nicht auf Absicht der Erbauer zurückzuführen.

Im Innern der Häuser finden sich Ziegelscherben, aller Wahrscheinlichkeit nach zu den Dächern gehörig. Spuren oder Reste von Holzconstructionen sind dagegen nirgends zum Vorschein gekommen; die grofsen Schuttmassen, welche aus jedem Haus gefördert werden,

machen es wahrscheinlich, dafs wenig oder gar kein Holz in denselben Verwendung gefunden hat. Eine sichere Entscheidung dieser nicht unwichtigen Frage lässt sich jedoch nicht geben. Die nahe liegende Vermuthung, dafs auf den steinernen Substructionen sich ein Aufsatz von Holz befunden habe, welcher möglicher Weise Thüren und Fenster enthielt, muss daher vorläufig auf sich beruhen bleiben. Auch die nachher anzuführenden Analogien gallischer Hütten sprechen nicht dafür.

Dagegen finden sich im Innern der Hütten einzelne Spuren von Bewurf mit Kalk. In einer der Hütten läuft eine Bank aus Steinplatten, auf niedrige Blöcke gelegt, rund um die Wand innen. In der Mitte aller runden Hütten scheint ursprünglich ein aufrechtstehender Steinpfeiler vorhanden gewesen zu sein, wie er in einer derselben noch steht. Einige dieser Steine haben oben eine Vertiefung, vielleicht für eine hölzerne Stütze, welche das Dach trug. In einem Fall ist die obere Fläche, auf welcher die Stütze aufliegen musste, abgeschrägt, „wie ein Spülbrett"; doch widerspricht das nicht der vermuthlichen Bestimmung der Stütze. Das Vorhandensein solcher Stützen des Daches ist eine für das Wesen des Wohnhauses in diesen Städten lehrreiche Thatsache.

Zuweilen führt ein gassenähnlicher Zugang mit Steinpfeilern, in deren senkrechten Rillen Latten von Holz hätten gelegt werden können, zu der Aufsenwand; dergleichen Steinpfeiler werden nachher noch zu erwähnen sein. Schmale Gassen und Plätze zwischen den einzelnen Hütten bleiben frei.

Tektonische Fragmente

Unter den ziemlich zahlreichen Resten von Werken der Architectur und der Sculptur, welche durchweg eine sorgfältige und überlegte, wenn auch halbbarbarische und mit offenbar unzulänglichen Werkzeugen ausgeführte Bearbeitung zeigen, nimmt ein Stück einen besonders hervorragenden Platz ein und kann in seinen Ornamenten als gewissermafsen typisch für eine Reihe von ähnlichen gelten. Es ist dies der unter dem Namen des schönen Steines, *a pedra fermosa*, bekannte Steinblock, welcher bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf der Hochfläche von Citania lag. Um jene Zeit ist er durch den Abt Ignacio von S. Estevão de Briteiros zuerst auf dessen Privatbesitzung Poço d'Ola, dann in die Vorhalle der genannten Kirche gebracht worden. Neuerdings hat ihn Sarmento von dort auf seinen ursprünglichen Platz zurückschaffen lassen. Vierundzwanzig Gespanne

Ochsen waren nöthig, um die Last fortzuschaffen: der Stein ist 2,90 m hoch, 2,28 m breit und 0,24 m dick. Von den Ornamenten lässt sich schwer eine Beschreibung in Worte fassen. Das Ganze bildet ein nur roh ausgeführtes Halbrund, dessen Bogen den architektonischen Abschluss über dem Eingang eines Gebäudes oder sonstwie den Schmuck desselben gebildet haben könnte. Auf der Mitte der unteren Fläche ist eine kleine halbrunde Öffnung; in der Mitte darüber eine halbmondförmige und noch höher eine dreieckige; rechts und links von der halbrunden Öffnung sind aus kreuzweis verschlungenen Doppelbändern gebildete Rosetten angebracht. In der ganzen Breite des Steins schliefst über dem kleinen Halbrund ein dreifacher erhaben gearbeiteter Streif den oberen Theil des Steins ab, gleichsam wie die Basis eines Giebelfeldes, das in der Mitte durch zwei senkrechte Streifen getheilt und oben mit in stumpfem Winkel gegeneinander geneigten Doppelstreifen abgeschlossen wird. Diese enden in einen einfachen, in der Mitte ausgehöhlten Knoten; er ist 0,05 m tief und hat 0,14 m Umfang. Im Felde des Giebels — wenn man den Ausdruck gestatten will — ist ein schachbrettartiges Ornament von Quadraten und Punkten durchgeführt, rechts und links von Rosetten aus sternähnlich gekreuzten und kreisförmigen Linien begrenzt. Ähnliche Ornamente aus geschwungenen Linien oder Bändern, wie zwei nach verschiedenen Seiten gekehrte S sich gegenübergestellt, sind über den oberen Giebellinien, gleichsam wie Akroterien, wiederholt. Solche wenig sorgfältig durchgeführte Linienornamente sind bekanntlich sehr häufig in gering entwickelten Kulturstufen angewendet worden, in der ältesten Vasenmalerei, in der Textilindustrie der verschiedensten Völker, auf Metallgeräthen und Waffen. Auch auf römischen Mosaikfufsböden der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung und in den spärlichen Resten der westgothischen und frühesten fränkischen Kunst finden sie sich. Selbst bei den fast kulturlosen Völkern der neuen Welt sind diese oder ähnliche, circulare oder lineare Ornamente in der mannigfachsten Verwendung in Felswänden eingehauen, auf Gefäfsen eingeritzt, in Geräthe und Waffen eingegraben gefunden worden. Ein sicherer Schluss auf die Zeit der Entstehung so allgemein verbreiteter und so leicht sich bietender Ornamente ist daher nicht möglich; nur die Zeit ihres Verschwindens und ihre Ersetzung durch der Naturnachahmung verdankte Motive lässt sich in den verschiedenen Kulturgebieten annähernd ermitteln. Im

vorliegenden Fall könnte man in der Vertheilung der Ornamente zu einer Art von Giebelfeld vielleicht den beginnenden Einfluss griechisch-römischer Architectur und Ornamentik erkennen.

Eingehend ist die ursprüngliche Bestimmung der *pedra fermosa* erörtert worden. Man scheint fast allgemein dahin übereingekommen zu sein, sie für einen Opferaltar zu halten, sodafs die ornamentierte Fläche horizontal gelegen, die halbrunde Einbiegung an der einen Seite aber den Platz für den Opfernden abgegeben habe. So auch hat sie Sarmento an Ort und Stelle aufstellen lassen; allerdings zunächst nur, um, wie er angiebt, sie so besser zu conservieren. Dem ihm bekannten Vandalismus vieler der Besucher wollte er den schon in der Mitte gerissenen Block, der noch dazu eine sehr ungleiche Grundfläche hat, nicht aussetzen. Mir sind Analogien aus der antiken Welt, auch aus der keltischen, für solche mit Ornamenten in ziemlich hohem Relief versehene Platten von Opferaltären gänzlich unbekannt; es will mir nicht in den Sinn, dafs eine einfache, wenn auch noch unentwickelte Kultur Schmuck angebracht haben sollte auf Flächen, wo man ihn gar nicht sieht und wo er gänzlich unnütz ist. Und wenn auch der Architekt da Silva darin irren mag, dafs er die ganze zierliche nnd doch rohe Ornamentik des Steins für römisch erklärt, so hat er doch, wie ich glaube, mit richtigem Instinct die Haupteintheilung derselben erkannt als dem griechisch-römischen Giebelfeld entlehnt. Ein Giebelfeld aber legt man nicht flach hin als Tisch- oder Altarplatte, sondern man stellt es senkrecht auf, wenn auch nur auf aus rohen Blöcken gebildete Pfeiler. Die für die ursprünglich horizontale Lage des Steins vorgebrachten Gründe überzeugen mich nicht. Die von mir angeregte Vergleichung der Felsaltäre von Panoyas, welche nacher erwähnt werden sollen, lehrt gerade die Verschiedenheit wirklicher Altäre zur Evidenz. Sie zeigen auf ihren horizontalen Flächen nur Vertiefungen, wie sie auch griechich-römische Altäre zu haben pflegen, für Brand- und Trankopfer, nicht aber jenes ganz überflüssige Netz von Ornamenten, welches wie gesagt, nur auf verticalen Flächen zur Geltung kommen kann.

Gegen die Annahme, dafs der Stein ein aufrechtstehender Giebel oder eine Grabstele gewesen sei, macht Sarmento folgendes geltend. Nach den Angaben der Gewährsmänner Argote's muss der Stein an derselben Stelle von Citania gefunden worden sein, auf welcher später die unten zu beschreibenden Sculpturen, die Steine mit Inschriften

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY CALIFORNIA

und die Ziegelscherben mit Schrift, zum Vorschein kamen. Dort liegt eine der gröfsten ovalen Hütten, von 7,93 zu 5,95 m Durchmesser, nahe bei anderen kleineren, und so, dafs, der Natur der Sache nach, nur an einer Stelle ihr Eingang sein konnte; dort sind der Inschriftstein mit dem Namen *Camalus* und die übrigen hervorragenden Sculpturen gefunden worden. Argote's Beschreibung des Fundortes der *pedra fermosa* passt, wie Sarmento meint, nur auf diese Örtlichkeit; was man dem genauen Kenner Citania's gern zugeben wird. Die auf solche Weise mit annähernder Sicherheit ermittelte Fundnotiz soll zugleich die sepulcrale Bestimmung ausschliefsen. Als Giebel aber kann der Stein an der einzigen Thür jenes Hauses schon seines Gewichtes wegen unmöglich angebracht gewesen sein; folglich, so meint Sarmento, muss er für sich im Freien aufgestellt gewesen sein. Daraus, dafs der Abt von S. Estevão de Briteiros, als er die *pedra fermosa* aus Citania fortschaffen liefs, auch eine Anzahl anderer, als Bogen eines Kellergeschosses bezeichneter Steine mit fortnahm, schliefst er ferner, dafs dieses die ursprünglich dem ganzem Denkmal gehörigen Stützen gewesen seien, auf welchen es in der That in der Vorhalle jener Kirche zufgestellt war. Und wenn diese rohen Stützen auch nicht mit Nothwendigkeit als die ursprünglichen festgestellt werden könnten, so sei es doch wahrscheinlich, dafs der Stein in derselben Weise, wie ursprünglich in Citania, dort aufgestellt worden sei. Dafs diess ein unsicherer Anhalt ist, fühlt jeder; andere Gründe aber sollen hinzukommen. Die halbmondförmige etwa $1^1/_2$ Zoll tiefe Vertiefung über dem halbrunden Ausschnitt unten und die über der ersten befindliche, noch kleinere und ebenso tiefe dreieckige stehen durch ein Loch unterhalb des sie trennenden Randes in Verbindung; ein zweites Loch, ebenfalls unter dem Rande angebracht, mündet in den Ausschnitt. Giefst man also Wasser in die dreieckige Vertiefung, so fliefst dasselbe erst in die halbmondförmige und dann in den Ausschnitt ab. Die runde Vertiefung in dem Knoten der Giebelspitze zeigt kein solches Ablaufsloch. Daraus ergiebt sich für Sarmento die Nothwendigkeit der ursprünglich horizontalen Aufstellung des Steins; bei einer vertikalen müsste die Flüssigkeit in den drei Vertiefungen herauslaufen. Also ein Opferaltar und, weil innerhalb der Niederlassung gefunden, kein Grabstein: das ist nach Sarmento's Meinung das Wahrscheinlichste.

Für Kenner des Alterthums bedarf es des Beweises dafür nicht,

dafs überall der Anlage von Nekropolen ausserhalb von Dörfern oder städtischen Niederlassungen auf primitiven Kulturstufen das Begraben oder Verbrennen der Todten in der nächsten Nähe der Wohnungen vorangegangen sein muss, da es erst durch gesetzliche Bestimmungen in historischer Zeit verboten wurde. Bei dem skeptischen Verhalten der portugiesischen Entdecker gegenüber dieser Thatsache mag es genügen für Griechenland auf das bekannte Zeugniss in dem pseudoplatonischen Dialog Minos und die Bestätigung desselben durch Gräberfunde im ältesten Athen, für Rom auf Dionysios von Halikarnass und des Servius Aeneiscommentar zu verweisen. Freilich enthalten diese Zeugnisse für die Stadt Rom nur eine Bestätigung dafür, dafs man, wie wir es thun, schon im Alterthum auf eine der historischen voraufgehenden Sitte städtischer Begräbnisse schloss. Denn an thatsächlicher Bezeugung von Grabstätten innerhalb des ältesten Roms fehlt es durchaus, wie von den Kennern der Topographie der Stadt versichert wird. Derjenige Grad der Entwickelung städtischen Lebens, welchen Rom längst erreicht hatte, bevor die uns erhaltenen Zeugnisse und Denkmäler einsetzen, schliefst die urälteste Sitte städtischer Begräbnisse schon aus. Desshalb aber können sie in den ältesten italischen Niederlassungen überhaupt sehr wohl üblich und der Tradition nicht unbekannt gewesen sein. Dafs es, gegenüber der stadtrömischen und italischen Sitte, in den Provinzen, bei den fremden Völkern, noch lange Zeit üblich war, die Todten innerhalb des Mauerrings zu bestatten, geht zum Ueberfluss aus den ausdrücklichen Zeugnissen hervor, nach welchen erst die Kaiser Pius und Marcus durch strenge Verbote den Missbrauch ausrotten konnten. Besonders bevorzugte Personen, Priester bestimmter Heiligthümer konnten auch nach italischem Brauch eine Ausnahme machen; so vielleicht die Gemeindepriesterinnen in Pompeji. Auch in Faesulae fand man Gräber innerhalb der Stadtmauern. Dafs es bei den übrigen ältesten Völkerschaften Italiens, bei Ligurern Etruskern Kelten nicht anders gewesen sein wird, muss ohne Weiteres vorausgesetzt werden. In dem nachher zu erwähnenden gallischen Oppidum von Murcens (Lot) sind zahlreiche Fragmente von Aschenurnen gefunden worden; die Begräbnissplätze lagen dort unzweifelhaft innerhalb des Mauerrings. Die italischen, ligurischen und keltischen Nekropolen sind überall erst die Folge einer vorgeschrittenen Kultur, und selbst wenn sich bei Citania einst, was ja keineswegs unmöglich ist, ein Begräbniss-

platz finden sollte, so wäre damit das vereinzelte Vorkommen von Grabstätten vornehmer Personen innerhalb des Oppidums durchaus nicht ausgeschlossen. Von dieser Seite also steht der Annahme, dafs die *pedra fermosa* einen sepulcralen Zweck gehabt habe, sicherlich nichts im Wege. Ob die übrigen ornamentierten Inschriftsteine aus Citania für sepulcral gelten dürfen, soll nachher erörtert werden.

Dagegen wäre erst zu beweisen, dafs Altäre von der Form der *pedra fermosa* bei irgend einem der europäischen Kulturvölker in Gebrauch gewesen, wenn man meint, dafs die künstlich abgestuften Abflusslöcher als charakteristisch für einen Opferaltar anzusehen seien. Das Schlachten des Opferthieres fand nach allgemein antikem und natürlichem Brauch vor dem Altar statt, welcher niemals als Schlachtbank gedient hat; auf denselben legt man, und in der Regel keineswegs unmittelbar nach dem Schlachten, das getödtete Thier oder die kunstreich zugerichteten Theile desselben, welche dem Gotte dargebracht werden sollen. Die Vorstellung, dafs der Opfernde in dem halbrunden Ausschnitt des Steines gestanden und von da aus mit dem blutigen Fleisch hantiert habe, sodafs das frische Blut sich in den Vertiefungen der Ornamente gesammelt und durch die kleinen Löcher abgeflossen sei, schwebt gänzlich in der Luft. Von dem keltischen oder iberischen Opferbrauch wissen wir freilich gar nichts: aber ich möchte den Verfechtern jener Ansicht rathen einmal den praktischen Versuch zu machen und ein junges Lamm auf den Ornamenten der *pedra fermosa* zu schlachten. Bewährt sich dabei die Form und Ausschmückung derselben als zweckentsprechend, so bin ich bereit wenigstens die Möglichkeit einer solchen Bestimmung zuzugeben; mehr aber auch nicht.

Wenn der Stein in horizontaler Lage noch in S. Estevão de Briteiros auf rohe Stützen gestellt war, so ist auch eine Aufstellung denkbar, vermöge welcher er aufrechtstehend auf ausreichender Unterlage entweder fest im Mauerwerk oder auch als eine Art Giebel frei auf Stützen geruht hat; man kann sich ja nach Analogie der Thüren der übrigen Bauten die darunter etwa frei bleibende Öffnung so niedrig vorstellen, als es die Last des Steines bedingt. Die zahllosen Dolmen und Menhirs aller Art beweisen doch zur Genüge, dafs alle die verschiedenen Völker, welche sie in primitiven Kulturepochen errichtet haben, die Gesetze der Statik soweit beherrschten, um vor gleichen und gröfseren Aufgaben nicht zurückzuschrecken. Die untere

Fläche des Steins, auf welcher er ruhen muss, wenn vertical aufgestellt, ist theilweis nur 40 cm breit. Er müsste also, wie auch Sarmento vermuthet, in diesem Fall gegen eine starke Futtermauer gelehnt gewesen sein; wogegen ich nichts einzuwenden habe. Mit Sicherheit also lässt sich Zweck und Verwendung des Steines bis jetzt allerdings nicht angeben, aber vorsichtige Vermuthungen werden sich nur innerhalb des soeben umschriebenen Kreises zu bewegen haben. Gegen meine Annahme, dafs er aufrecht zu stehen bestimmt gewesen sei, sind entscheidende Gründe bisher nicht vorgebracht worden. Sarmento verwahrt sich ausdrücklich dagegen, die falschen Muthmaafsungen Anderer über Aufstellung und Bestimmung des merkwürdigen Denkmals zu theilen; denn er habe selber nicht einmal eine Vermuthung darüber.

Die *pedra fermosa*, jener vielbesprochene am reichsten ornamentierte Stein, trägt auf seiner Rückseite, wie schon erwähnt, ein offenbar absichtlich eingegrabenes Zeichen; Sarmento theilt mir eine genaue Abbildung desselben mit, welche hier nicht wiedergegeben werden kann. Mit lateinischen Schriftzeichen zeigt es keine Art von Verwandtschaft, wohl aber mit den kreisrunden und spiralförmigen Zeichen, welche nicht selten in den natürlichen Fels geritzt vorkommen und hier und da neben lateinischen Inschriften. Das Zeichen wird also wohl irgend eine Bedeutung gehabt haben und nicht ein blofses Ornament gewesen sein. Ähnlich sind zwei Zeichen, welche sich auf einem unförmlichen Stein befinden, der, wie Sarmento meint, zu einem baulichen Zweck nicht verwendet worden ist. Endlich macht Sarmento noch auf eine auffällige Ungleichheit in der ornamentierten Oberfläche des Steins und den dadurch bedingten Mangel an Symmetrie in der ganzen Anlage der tektonischen Verzierungen aufmerksam; ein neues Zeichen für die primitive Rohheit der Arbeit.

Dafs dieses einzelne Stück eine unverhältnissmäfsig lange Erörterung in Anspruch genommen hat, mag durch seine Singularität Entschuldigung finden. Ueber die übrigen tektonischen Fragmente kann desto kürzer gehandelt werden. Unter ihnen sind zu unterscheiden:

1. Aufrecht stehend gefundene oder augenscheinlich zum Stehen bestimmte Steinpfeiler, wie der mit einer tiefen Rille versehene schon erwähnte, in einem der gassenartigen Zugänge zu der Hütte, und der

mit Löchern zum Einsetzen von Balken, wie es scheint, versehene und an der einen Seite mit einem Ornament wie aus gewundenen Tauen gezierte. Sie scheinen Theile von Einzäunungen gebildet zu haben.

2. Liegende Steinschwellen mit wulstartigem Rande, stufenartigen Einschnitten und viereckigen und runden Löchern zur Aufnahme von aufrechtstehenden Balken oder Angeln von Thoren. Das runde Loch ist für den Zapfen der Angel bestimmt. Sarmento macht darauf aufmerksam, dafs Thüren in dergleichen Angeln noch jetzt in der Provinz Minho üblich sind. Verwandt ist auch vielleicht ein Felsblock mit Z förmigem tiefem Einschnitt. Von einigen runden durchlöcherten Steinen oder Steinringen (vielleicht zum Anbinden des Viehs), welche aufserdem gefunden worden sind, liegen noch keine Abbildungen vor.

3. In der Gliederung und Verzierung der unter 1 und 2 zusammengefassten Stücke ist von Stil oder Anlehnung an bestimmte Muster kaum etwas zu merken. Entschieden griechisch-römische Formen aber zeigen zwei Pilaster- oder Säulenbasen. Sie sind in einer der Hütten mit Bänken im Inneren, und zwar in die innern Wände eingelassen gefunden worden. Ihre Oberfläche ist poliert aber uneben, sodafs man es für unwahrscheinlich hält, dafs Pfeiler auf ihnen geruht hätten. Wozu sie auch gedient haben mögen, der Uebergang zu den Formen der römischen Kunst ist durch sie jedenfalls bezeugt; diefs fällt für die oben aufgestellte Ansicht über die Ornamente der *pedra fermosa* ins Gewicht.

4. Die primitivste Art der Ornamentik, wenn man sie überhaupt als solche anerkennen will, zeigen einige nur mit rechtwinkelig gestellten graden Linien verzierte Steine von ungewisser Bestimmung. Drei andere Steine zeigen rein gradlinige Ornamente, in spitzen Winkeln zusammengestellt oder an einen graden Mittelstrich palmzweigähnlich angelehnt.

5. Kreisförmige Ornamente, wie die in den oben erwähnten Felsblöcken, sind vom einfachen Kreis, der durch kreuzweis gestellte grade Linien getheilt ist, bis zu in verschiedener Weise rad- oder sternförmig eingetheilten Kreisen vorhanden, welche theils einzeln an einer graden Linie, theils zu zweien von gleicher oder verschiedener Art zusammengestellt, die Fläche der Steine verzieren, oder in besonders deutlicher Radform einen Cylinder abschliefsen. Aller dieser

Stücke ursprüngliche Verwendung ist ungewiss. Aus Kreisausschnitten gebildete Rosetten kommen in der Architectur der asturischen Kirchen des siebenten und achten Jahrhunderts und nachher wiederum in der französischen und deutschen Gothik des dreizehnten Jahrhunderts vor. Aber radförmige Ornamente primitivster Art bilden bekanntlich einen häufig wiederkehrenden Bestandtheil der in den Pfahlbauten verschiedener Gegenden gemachten Funde; an dem (relativen) Alter der in Citania vorkommenden ist nicht zu zweifeln.

6. Auf anderen Steinen findet sich eine Verbindung von gradlinigen und kreisförmigen Ornamenten, durchaus verwandt denen der *pedra fermosa* und der nachher zu betrachtenden mit Inschriften versehenen Steine, in mannigfacher Abstufung von dem einfach geschlungenen Wulst und der Verbindung zweier Parallelen mit concentrischen Kreisen bis zu reicheren Verbindungen. In dieser Art von Verzierungen ist vielleicht das für die Kunst von Citania am meisten Charakteristische zu erkennen. Mit unzweifelhaftem Rechte ist von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen worden, dafs die linearen, spiralförmigen und geometrischen Verzierungen der *pedra fermosa* wie der übrigen Stücke, dazu der ähnliche Schmuck des Töpfergeschirrs von Citania an spätkeltische Denkmäler erinnern. Die Steinkreuze der Betragne, von Wales und von Schottland, die irischen Miniaturen bieten in der That viele auffällige Analogien zu denselben.

Figürliche Sculpturen

Auch zur Darstellung von Thieren und menschlichen Gestalten hat sich die dortige Kunst erhoben. Rohe Thierfiguren, meist Stiere und Schweine, wahrscheinlich als Grabdenkmäler verwendet, sind in Spanien nicht selten; bekannt sind besonders die sogenannten Stiere von Guisando bei Avila. Die lateinische Inschrift einiger derselben (C. I. L. II 3051. 3052) lässt an der sepulcralen Bestimmung wenigstens in diesem Falle keinen Zweifel. In Citania sind keine Thierfiguren gefunden worden (ob zufällig ?); zwei Fragmente von deutlich erkennbaren Schweinsköpfen, von einem nur der charakteristisch gearbeitete Rüssel, stammen aus Sabroso. Aus Citania ist eine menschliche Gestalt, 0,46 m hoch, roher noch als die Statuen gallaekischer Krieger, über welche ich an anderem Orte gehandelt habe; sie lässt den Kopf und einige Andeutungen der Beine erkennen; aber Bewegung und Tracht sind an ihr so gut wie völlig unkenntlich. Der Kopf ist unförmlich grofs und sieht wie ein Todtenschädel aus, welchem der Unterkiefer fehlt. Er war abgebrochen und ist mit

einer Stütze befestigt worden. Die Figur soll weiblich sein; Spuren der Brüste seien erkennbar. Man hat darin ein 'keltisches Idol' erkennen wollen. Unverkennbar ist eine gewisse Verwandtschaft dieser Bildwerke mit jenen rohen Gestalten gallaekischer Krieger, die sich an verschiedenen Orten des nördlichen Portugal gefunden haben. Die auf einigen von ihnen noch erhaltenen lateinischen Inschriften lassen keinen Zweifel daran, dafs sie Grabdenkmäler hervorragender Personen waren. Ein äusserst roher Kopf ist erhalten, welcher möglicher Weise zu einer ähnlichen Statue gehört hat. Derselbe stammt jedoch nicht aus Citania, sondern aus Santa Iria. Besonders beachtenswerth ist eine Reliefdarstellung von unregelmäfsiger Form mit zwei Figuren. Die erste Figur ist 0,22 m hoch. Die Arbeit ist äufserst roh; in dem grobkörnigen Material, welches aufserdem durch Feuchtigkeit ausgewittert zu sein scheint, bilden kaum die Umrisse der Figuren zusammenhängende Linien. Man erkennt zwei menschliche Gestalten, im Profil nach rechtshin schreitend. Ob sie bekleidet oder unbekleidet, ob männlich oder weiblich, ist nicht zu unterscheiden; auch nicht die Gesichtszüge sind kenntlich. Die erste, rechts, kleiner wie die andere, vornüber gebeugt, scheint in beiden vorgestreckten Armen ein keulenähnliches Instrument zu halten. Die andere, gröfsere, scheint die erste siegreich zu verfolgen und mit den ausgestreckten Armen oder einer damit hoch gehaltenen Waffe Haupt und Rücken der ersten zu berühren. Vielleicht also Kampf und Verfolgung des Feindes; mehr lässt sich nicht sagen. Doch hat es nicht an Versuchen zu bestimmter Erklärung und Deutung gefehlt. Die älteren Erklärer blieben im Kreis antiker Vorstellungen und dachten z. B. an einen Satyr, der einen anderen Satyr oder fackelhaltenden Amor vor sich her treibt. So wird das Relief schon von Argote beschrieben. Ein neuerer portugiesischer Gelehrter sucht den Gegenstand unter arischen Mythologemen und schlägt vor, den Sonnengott zu sehen, der die Mondgöttin verfolgt. Andere sehen darin mit mehr Wahrscheinlichkeit eine menschliche Kampfesscene. An dem Verfolgten bemerkt man den keltischen Haarschopf und erklärt das, was derselbe trägt, für irgend eine Waffe.

Inschriften

Inschriftliche Denkmäler in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes, Altäre, Grabsteine von den üblichen griechisch-römischen Formen, oder einfache Schriftplatten und dergleichen, sind in Citania bisher nicht gefunden worden. Die wenigen bisher gefundenen inschrift-

lichen Denkmäler sind von durchaus eigenartigem Charakter. Zwei gröfsere Steine mit Inschriften zeigen zunächst in der ganzen Anordnung der Ornamentik die nächste Verwandtschaft mit der *pedra fermosa*. Von dem einen fehlt an der linken Seite mehr als der dritte Theil; das Mittelstück ist offenbar beinahe ganz, die rechte Seite vollständig erhalten. Von dem anderen ist umgekehrt die linke Seite vollständig, von der Mitte nur ein Theil erhalten, während die rechte Seite fehlt. Die linearen Ornamente daran bilden gewissermafsen den Abschluss der Schrifttafel, ähnlich wie die Henkel an den römischen tragbaren oder an der Wand befestigten Inschriftentafeln. Das erste gröfsere Stück zeigt unter der Schrift der Mitte eine concentrische Spirale und ein an das *à la grecque* erinnerndes lineares Ornament; das zweite kleinere ein noch einfacheres, aus Halbkreisen und im spitzen Winkel zu einander gestellten Linien bestehendes über der Schrift. Auf der gröfseren steht in tiefen, aber im Ganzen schlanken Schriftzügen, die Inschrift (N. 1) *Coroneri Camali domus*, 'Haus des Coronerus [des Sohnes] des Camalus'. Aehnlich klingende Namen wie *Coruabe, Coronicum* kommen in ganz vereinzelten Beispielen hier vor. Bei Ptolemaeos wird im Lande der Gallaeker ein Vorgebirge des Corus erwähnt. Auf dem kleineren Stein steht nur (N. 2) *Camali*. Es liegt an sich am nächsten, die in der Inschrift genannte *domus* als die *domus aeterna*, das Grabmal, des *Coronerus* zu fassen, und demgemäfs auch den in der Inschrift N. 2 genannten *Camalus* als den Verstorbenen. Aber dem widerspricht der Fundort: die Steine sind in und an den Häusern angebracht gewesen, die sicher keine Gräber waren. Sichere Spuren alter Gräber scheinen überhaupt bisher in Citania nicht gefunden worden zu sein; die siebzehn Gräber, welche man in der Nähe der Capelle des S. Romão aufdeckte, sind spätchristliche.

Sarmento hat mit grofser Wahrscheinlichkeit gezeigt, dafs die ursprüngliche Bestimmung des Steins Nr. 1 mit der Inschrift des Coronerus war als obere Schwelle eines Thorwegs, etwa des Vorhofs einer runden Hütte, zu dienen. Zwei gleichartig ornamentierte Pfosten von der Art der oben (S. 251) beschriebenen, welche sich an das horizontale Basament einer Umfassungsmauer unmittelbar anschliefsen, würden danach den länglichen Block mit der Inschrift so getragen haben, dafs darunter ein offenes Eingangsthor von etwa 1,30 m Höhe frei blieb. Ähnlich denkt er sich den Stein mit der Inschrift Nr. 2,

sowie einige der ornamentierten Steinschwellen verwendet. Eine solche Aufstellung jener Steine stimmt mit meiner oben entwickelten Ansicht von der ursprünglichen Verwendung und Aufstellung der *pedra fermosa* durchaus überein. Lässt sich jedoch der Nachweis führen, dafs die Umfassungsmauern und Vorhöfe der Hütten in der That mit solchen oder ähnlichen Eingangsthüren versehen waren, so lernen wir damit als einheimischen Brauch der Bewohner von Citania die von der griechischen und italischen abweichende Sitte kennen, die Häuser einzelner Bürger durch Inschriften als Eigenthum ihrer Besitzer zu bezeichnen.

Von anderer Form aber ebenso unbekannter Bestimmung ist die dritte Inschrift von Citania, ein flacher Felsblock, welcher vor der Hütte oder dem Hüttencomplex liegt, in welchem die Inschrift Nr. 2 gefunden worden ist. Auf dem Block steht wiederum der Name *Camalus* (N. 3) neben einem concentrischen Ornament eingegraben.

Von gleicher Art ist die nächste Inschrift, ein unregelmäfsiger Granitblock, 1 m hoch und 0,45 breit, auf welchem in schräger Linie zwei Zeilen stehen, welche *Cron(i) Camali (filii)* (N. 4) zu lesen sind. Namen auf *-onus,* wie *Adronus Veroti f(ilius)* und ähnliche kommen in jenen Gegenden nicht selten vor. Ist *Cronus* identisch mit dem *Coronerus* der Inschrift Nr. 1? Sarmento hält es für sehr wahrscheinlich, dafs der Stein zu dem Hause gehört habe, an welchem seiner Annahme nach der Stein des Coronerus angebracht war. Eine epichorische Verkürzung des Namens wäre nicht unmöglich.

Eine weitere Inschrift von derselben Art, auch auf einem flachen Felsblock nicht weit von dem vorhergehenden, lautet *Coruabe Medamus Camali* (N. 5). Der Name Medamus kommt in jenen Gegenden ebenfalls nicht selten vor.

Auf einer Steinplatte, die zu einem Haus gehört zu haben scheint, steht *Lari* (N. 6), Genetiv eines Namens Larius oder Larus. Das I ist durch einen Strich über dem R bezeichnet; horizontal liegende I sind auf den frühchristlichen Inschriften von Wales häufig.

Auf einem roh behauenen Stein mit schlecht eingegrabenen Schriftzügen steht *Aturo Viriati (filius)* (N. 7); Sarmento macht darauf aufmerksam, dafs das A der ersten Zeile oben offen sei und den schrägen gelösten Mittelstrich habe (an sich eine sehr alte Form), das der zweiten Zeile dagegen den gewöhnlichen horizontalen und

fest verbundenen Mittelstrich zeige, aber ebenfalls oben offen sei. Ueber die augustische Zeit hinaus zu gehen nöthigen solche barbarische Schriftformen nicht. Viriatus ist als nicht seltener Personenname in jenen Gegenden bekannt. Neben dem häufigen Caturo kommen noch Atto, Attua, Adronus vor, Aturo wie es scheint hier zuerst.

Aus Citania stammt, befindet sich aber jetzt in Sobreporta beim Geistlichen, ein vollständig erhaltener Stein mit der Inschrift; *Canici* (N. 8). So, *Canici*, nicht *Cavici*, auch nicht *Civici*, ist zu lesen. Also wiederum der Genetiv eines Eigennamens.

Nicht unmittelbar auf Citania, aber in der nächsten Nähe davon, in der Ebene zwischen Sabroso und dem Fluss Ave, nah dem Bach, der an Citania vorbeifliefst, liegt ein Steinblock mit der Inschrift *Culcei V . . .*, oder *Culceiu . .* (N. 9), in tief eingegrabenen und, wie Sarmento versichert, in der Lesung völlig zweifellosen Schriftzügen; E und I sind darin in eigenthümlicher Weise verbunden, einem umgekehrten Dreizack ⊓ ähnlich. Die Inschrift steht, wie ich hier nach Sarmento's Mittheilung berichtige, nicht auf einem Ziegel, sondern auf einem Stein. Dasselbe Zeichen zeigt die Inschrift aus Citania *Aurei* (N. 10); an *Aureli* wird nicht zu denken sein.

Zehn Inschriften also in lateinischer Sprache, offenbar von den Angesehensten unter den einheimischen Bewohnern gesetzt. Auffallend ist vor Allem das häufige Vorkommen des Namens *Camalus*. Camalus ist einer der gewöhnlichsten Namen in keltischen Gegenden. In der spanischen Inschriftensammlung sind über zwanzig Beispiele verzeichnet. Der *Mars Camalus* und das brittische *Camalodunum* (oder *Camulodunum*, beide Formen sind bezeugt) sind bekannt (oben S. 21). Über die Zeit der Inschriften wage ich nach dem Charakter der Schrift allein kein Urtheil. Die Buchstabenformen, besonders das M in DOMVS, zeigen eine gewisse autochthone Roheit; auch das Verbinden des A M und L, welches in dem Namen Camalus regelmäfsig wiederkehrt (wir werden es nachher auch auf den Ziegeln finden), könnte auf alteinheimischem Brauch beruhen. Die grofse, alle Alphabetziffern weit überschreitende Zahl der auf den iberischen Münzen vorkommenden Schriftzeichen hat die Annahme eines ausgedehnten Gebrauches von Buchstabenverbindungen in den iberischen Münzaufschriften den bisherigen Erklärern als unausweislich erscheinen lassen. Doch wird man in jenen spätromanisierten Gegenden immerhin noch zwischen dem ganzen ersten und der ersten Hälfte des zweiten Jahr-

hunderts schwanken können. In Frankreich sind, soweit meine fre
nur unvollständige Kenntniss reicht, ähnliche Steine mit oder
Schrift bisher nicht gefunden worden. Auch in diesem Falle fe
also bis jetzt alle Analogien für die Funde von Citania und
darf sich daher über ihre Bedeutung nur mit Vorsicht äufsern.
soviel scheint sicher, dafs sie weder Grabschriften noch We
inschriften sind; am meisten Wahrscheinlichkeit hat, dafs sie priva
Charakters sind.

Ehe O. Hirschfelds Bearbeitung der gallischen Inschriften
das Corpus vorliegt, ist es nicht möglich, das reiche aber w
zerstreute und hierorts schwer zu erreichende Material für die B
stimmung der einheimischen, d. h. vorrömischen und älteren römische
Gräber- und Grabinschriftenformen Galliens zu übersehen. Die Z
sammenstellung von einer Anzahl altkeltischer Nekropolen mit z
sammen über 3500 Gräbern nur in dem einen Dépertement der Marn
welche A. Bertrand gegeben hat (*Archéologie celtique et gauloise*,
Paris 1876 8., S. 338 ff.), zeigt welchen Reichthum an derartigen Denk-
mälern Frankreich besitzt. Die Funde in den keltischen Gebieten
Deutschlands, im Trierischen besonders, und in der Schweiz kommen
hinzu. Für die feineren lokalen Unterschiede bieten sich die mannig-
fachsten Anhaltspunkte.

Ich verbinde hiermit die Mittheilung einiger anderer, aus den
nächsten Umgebungen stammender Inschriften, welche die gleiche
Kürze und zum Theil Unverständlichkeit, auch die gleichen Buch-
stabenverbindungen zeigen, wie die von Citania.

An der Stelle des sogenannten kleineren Citania, einer der
gröfseren ganz ähnlichen Ruinenstätte südlich vom Thal des Ancora,
befindet sich ein offenbar künstlich hergerichteter Felsblock in Form
einer aufrecht stehenden Kreishälfte von grofsen Dimensionen; er er-
hebt sich etwas mehr als einen Meter über den Boden und ist an
der Basis etwas über zwei Meter breit. Auf der vorderen Fläche
steht in Buchstaben von sehr ungleicher Gröfse (von 12 bis 25 cm
Höhe) und mit ebenfalls sehr ungleichen Abständen von einander
(von einem bis 15 cm) eine Inschrift (N. 11), welche *nimidi* (oder
niminid) fiduenearum hic zu lesen ist. Auf der Rückseite des Blockes
steht in ganz ähnlichen Schriftzügen *cosuneae h s.*

Dieses Denkmals und der Örtlichkeit, an welcher es sich be-
findet, geschieht schon bei Argote Erwähnung. Sarmento, der es

wieder aufgefunden, bestätigt die Lesung. Ob dies überhaupt lateinische Wörter sind (Felsinschriften in einheimischer Sprache sind auch sonst in jenen Gegenden vorgekommen), ist sehr zweifelhaft. Die Inschrift der Vorderseite zeigt grofse Verwandtschaft in der Fassung mit einer schon länger bekannten Inschrift jener Gegend, welche *iunomeirurnarum | Qintillo et Prisco cos* gelesen wird. Das Consulat des Jahres 159 hier zu finden ist an sich nicht befremdlich; allein es ist fraglich, ob desshalb auch auf der Rückseite jener anderen in dem *cos* ein Consulat steckt.

Nahe bei Vizella (also auch nicht weit von Citania), in dem Ort Bocas (Kirchspiel von S. Martinho do Campo), liegen zwei Steinblöcke mit den folgenden, wahrscheinlich zusammengehörigen Aufschriften in kleiner Schrift: *iud · t · ruf* und *avici ruf iud t* (N. 12). Das Zeichen, welches *ruf* zu bedeuten scheint, ist auf dem ersten Block in später Zeit noch einmal wiederholt worden. Eine sichere Lesung und Deutung ist auch hier nicht möglich. Alle diese Inschriften scheinen, wie die bisher bekannten, einer Art kurzer, alterthümlicher Aufschriften anzugehören, denen man, da sie nur Namen enthalten, nicht ansehen kann, ob sie sepulcralen ohne anderen Zwecken dienten.

Ziegel und Thonscherben

Aufser einer ziemlich grofsen Anzahl von Ziegeln und Scherben grofser Gefäfse von grobkörnigem Thon ohne Schrift sind sechs verschiedene Fragmente aus flachem Thon mit Inschriften in Citania bisher gefunden worden. Zwei zeigen eingestempelt in erhabener Schrift die Aufschrift *Arg;* eines dieselbe, aber aus freier Hand vertieft eingeritzt. Der dritte Buchstabe könnte hier und da für C gelesen werden. Für G aber spricht auch der andere, an der Innenwand der Oeffnung grofser Thongefäfse vollständig vorkommende Stempel *Arg* oder *Airg Camali.* Also wieder der Name *Camalus;* ob in *Arg* oder *Airg* ein anderer Individual- oder Ortsname, oder aber ein Appellativum steckt, ist vorläufig nicht zu entscheiden. Dazu fand sich auf zwei Ziegeln eingeritzt die Inschrift *Aur(ei).*

Es ist wahrscheinlich, dafs diese bisher nur an dem einen Orte gefundenen Thongefäfse in Citania selbst verfertigt worden sind. Doch zeigen sie im Ganzen den Charakter der Stempel grofser römischer Amphoren und Dolia. Sarmento sucht die Vermuthung zu begründen, dafs in dem häufig wiederkehrenden *arg Camal(us)* der Name eines keltischen Fürsten (daher der Genetiv? *airg Camali*), nicht der des Verfertigers der Gefäfse oder besser des Besitzers der Fabrik

zu suchen sei. Angesichts der steten Wiederkehr des Namens Camalus in Inschriften und Stempeln wird zwar die Vermuthung nahe gelegt, dafs er möglicher Weise ein Appellativum, etwa eine Amts- oder Standesbezeichnung gewesen sei; allein bei dem auch anderwärts häufigen Vorkommen des Wortes als Eigennamen entbehrt dieselbe durchaus der Wahrscheinlichkeit. Die schwierige Frage der Deutung und Herkunft solcher Gefäfsaufschriften kann nicht an einem einzelnen, zufällig herausgegriffenen Exemplar, sondern nur an den Tausenden von Beispielen der verschiedenen Arten von Geschirr aus allen Provinzen des weiten römischen Reiches gelöst werden; hier ist nicht der Ort dafür. Fröhners und Schuermans Zusammenstellungen sind dafür so gut wie unbrauchbar, da sie die Gattungen der Gefäfse nicht unterscheiden. Die betreffenden Abschnitte der Sammlungen lateinischer Inschriften bieten vor der Hand den einzigen Anhalt. Dressels Arbeiten über die stadtrömischen Töpferstempel werden dereinst eine Grundlage schaffen, auf welcher das in den Provinzen Vorkommende sicherer als bisher classificiert werden kann.

In und bei den Hütten fanden sich Thonscherben, meist von grobem körnigem Thon, hier und da mit alterthümlichen linearen Ornamenten, wahrscheinlich von einheimischer Arbeit. Daneben aber fehlt es nicht an feinerem, offenbar importiertem Geschirr. Dieſs unterscheidet sich in ganz unverkennbarer Weise von dem oben beschriebenen. Einige Fragmente zeigen Reste der an dem römischen rothen Geschirr üblichen Ornamente. Auf einem solchen Fragment von hellgelblichem Thon findet sich ein kleiner menschlicher Kopf, dessen Ausführung von der Roheit der in Citania gefundenen Steinsculpturen daher sehr merklich absticht. Er ist ganz klein, bartlofs, mit diademartigem Schmuck und Schleier, also vielleicht weiblich.

Münzen und kleine Alterthümer

Eine keltiberische Silbermünze, wahrscheinlich eine der zahlreichen barbarischen Nachahmungen von Münzen von Emporiae, ferner vier Asse von Calagurris Iulia, Celsa, Emerita und Turiaso, alle unter Augustus oder Tiberius geschlagen, endlich drei kleine kaum kenntliche Erzmünzen, auf deren einer jedoch der Kopf des Hadrian wahrscheinlich sein soll, sind bisher in Citania gefunden worden. Ein Stück der emporitanischen Reihe ist bisher noch nie in dem äufsersten Nordwesten der Halbinsel vorgekommen.

Aus diesen Münzfunden ergiebt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit nur, dafs noch im ersten Jahrhundert, vielleicht bis auf

Hadrian, in Citania einiger Verkehr mit den römischen Eroberern stattfand, wie ihn ja auch die durch die Inschriften bezeugte Kenntniss des Lateinischen voraussetzen lässt. Aber um die Dauer der selbständigen Existenz des Ortes selbst und seiner Bewohner daraus zu bestimmen, dazu reichen solche vereinzelte Funde natürlich nicht aus.

Von Erz fanden sich unter Anderem einige Stifte und Nadeln, sowie ein Paar aneinander zu reihende kleine Kugeln, wohl von einem Halsband, mit theils in Silber eingelegten, theils aus schwarzem Schmelz bestehenden linearen Ornamenten.

Ein genaues Verzeichniss, wenn auch ohne Abbildungen, dieser für die Beurtheilung des Kulturzustandes der Bevölkerung von Citania keineswegs unwichtigen kleinen Denkmäler fehlt noch.

Ergebnisse

Diefs sind die Ergebnisse der Ausgrabungen von Citania. Sie sind, wenigstens vorläufig, als abgeschlossen anzusehen; Sarmento hat, nach seinen neuesten Mittheilungen, Neues von Erheblichkeit nicht mehr gefunden und seine Thätigkeit inzwischen bereits auf andere nahegelegene Denkmälerstätten gerichtet.

Der Gedanke zunächst, welcher in den bisherigen Behandlungen des Gegenstandes ausnahmslofs festgehalten wird, dafs wir es mit einer ausschliefslich barbarischen, vorrömischen oder keltischen Niederlassung zu thun hätten, wird aufzugeben sein, angesichts der Gesammtheit aller bisherigen Funde, so eigenartig auch der gröfsere Theil von ihnen ist. Nach den ersten Berichten schien es allerdings, dafs sich aus der alten einheimischen Gemeinde nach ihrer Unterwerfung durch die Römer eine neue römische nicht entwickelt habe. Dieses scheint nur auf die Reste von Sabroso zuzutreffen. In ihnen ist nach Sarmento's Versicherung nichts Römisches aufser einer kleinen Silbermünze der Republik gefunden worden. Die Inschriften, die steinernen Basen, das gestempelte wie das ungestempelte Geschirr zeigen jedoch, ebenso wie die Münzen und die wenigen Gegenstände von Erz und Glas, welche auf der Ruinenstätte von Citania gefunden worden sind, dafs, was an sich natürlich ist, die Bewohner des alten Oppidum nach der römischen Eroberung, so lange dasselbe noch fortbestand, sich auch den Sitten und der Kultur der Eroberer mehr oder weniger anbequemt haben. Und damit bestätigen die einzelnen Funde in erwünschter Weise das Ergebniss, welches sich auch aus der Betrachtung dieser merkwürdigen Reste in ihrer

Gesammtheit ergiebt. Wir haben hier in der That, auf der iberischen Halbinsel wohl zum ersten Mal, ein Oppidum der Urbevölkerung vor uns, den dürftigen Wohnplatz eines höchst einfachen Menschenstammes, mit seinen natürlichen und künstlichen Schutzwehren, mit den gleichförmigen, ganz primitiven Wohnungen — Häuser kann man sie kaum nennen — und den spärlichen Resten des Eindringens römischer Kultur etwa in augustischer Zeit, welche wahrscheinlich zugleich den Moment des Untergangs dieser wie so mancher anderen kleinen alten Niederlassungen bezeichnet. Während die gröfseren Orte, zu römischen Festungen oder Handelsplätzen umgeschaffen, wie Bracara Augusta (Braga) und Tude am Minius (Tuy), und die zahlreichen Heilquellen, wie Aquae Flaviae (Chaves), Aquae Originae Querquernae Celenae und wie sie sonst hiefsen, mit dem überlegenen Verständniss der italischen Ansiedler angelegt, schnell aufblühten, erhielt sich in jenen kleineren Ortschaften aller Wahrscheinlichkeit nach zwar nicht mehr ein völlig unberührtes Dasein, wie es etwa, in anderen Gegenden und unter verschiedenen Kulturbedingungen, keltische Niederlassungen zeigen, wohl aber eine noch halbbarbarische Lebensweise, welche der fortschreitenden Romanisierung nicht lange zu widerstehen vermochte. Wahrscheinlich führten solche Niederlassungen in römischer Zeit den Namen *castellum*, welcher sich auf Inschriften aus dem spanischen Galicien findet; Juvenal bezeichnet damit die muthmaafslich ähnlichen Wohnsitze der Briganten in Britannien. Es würde verwegen sein auf die zufällige Beobachtung eines solchen vereinzelten Fundes allein die Vorstellung von dieser eigenthümlichen Kultur zu gründen. Aber sie liegt noch jetzt in einer ganzen Reihe von Beispielen aus jenen Gegenden vor.

Schon seit langer Zeit ist wenigstens eine Örtlichkeit bekannt, welche eine gewisse Verwandtschaft mit den in Citania gemachten Funden zeigt. Es ist die Hochfläche von Panoyas bei Aldea de Assento und Honra de Gallegos im Kirchspiel von S. Pedro de Valnogueiras und Bezirk von Villareal, in der Provinz Tras os Montes, deren Inschriften in der spanischen Inschriftensammlung zusammengestellt sind. Seit dem ausführlichen Bericht über diese alte Kulturstätte, welcher im Jahre 1721 von dem Pfarrer von Valnogueiras aufgesetzt worden ist, hat kein genauer und glaubwürdiger Beobachter den Ort von Neuen besucht; der Engländer Kingston, welcher im Jahre 1845 dort gewesen sein will, war nur ein oberflächlicher

Tourist, welcher die älteren Berichte ausschreibt. Es lohnte wohl der Mühe, dafs eine von den in Portugal bestehenden archaeologischen Gesellschaften dorthin eine wissenschaftliche Expedition unternähme und das Resultat derselben in angemessener Weise publicierte.

Hier aber handelt es sich um ein abgelegenes Heiligthum. Bei genauer Durchforschung des Landes fand Sarmento, dafs Hügel von ähnlicher Lage wie der von Citania in grofser Zahl mit den Resten ähnlicher Oppida bedeckt sind. 'Es fehlt in der Provinz Minho nicht an Ruinen', schreibt er mir, 'sondern an solchen die sie erforschen'. Im Thale des Ancora, nördlich von Vianna, zählt er nicht weniger als fünf, zum Theil Citania ganz ähnliche alte Niederlassungen und eine beträchtliche Anzahl von Dolmen, Grabhügeln u. s. w. Südlich davon sind weitere drei Plätze ähnlicher Art. Der eine derselben wird, was bemerkenswerth ist, vom Volke 'das kleine Citania' (*a Citania menor*) genannt. Zu näherer Vergleichung bieten sich zunächst die schon erwähnten in der Nähe von Citania gelegenen Örtlichkeiten, Sabroso und Santa Iria. Sie scheinen ganz ähnliche lusitanische Castella, mit denselben Mauern und Hütten wie Citania, nur in kleinerem Maafsstab, gewesen zu sein. Die genauere Durchforschung der Überreste von Sabroso hat bestätigt, dafs hier, wie oben bei der Form der Hütten von Citania bemerkt wurde, eine entschieden ältere, oder wenigstens von römischen Einflüssen weit weniger berührte Kulturstufe vorliegt. Das Thongeschirr mit seinen primitiven linearen Verzierungen, die Erzfibulae mit spiralförmigen und kreisrunden Ornamenten, die steinernen Waffen und Geräthe sind häufig; römisches Geschirr, Ziegel, Inschriften, tektonische Reste und Sculpturen fehlen gänzlich. Doch ist, wie gesagt, ein römischer (subärater) Silberdenar vom alten Typus (Frauenkopf mit Flügelhelm, Rev. Biga mit Victoria und ROMA) daselbst gefunden worden. Noch fortwährend mehrt sich, Dank der sorgfältigen Durchforschung des ganzen nordwestlichen Portugal, vom Douro bis zur nördlichen spanischen Grenze, und besonders des ganzen Küstengebietes, durch Sarmento, die Zahl der Ruinenstätten, welche mit der von Citania eine gröfsere oder geringere Ähnlichkeit zeigen. Zu den von ihm, wie bemerkt, schon früher im Thal des Ancora beobachteten fünf Ruinenstätten ist noch eine sechste hinzugekommen; an der Meeresküste, zwischen Lima und Ancora, zählt er ebenfalls fünf; zwei erhebliche, zwischen Refoios de Basto und Pe-

draça, die eine a Cividade de Basto, die andere o Monte das campas dos Mouros, der Berg mit den Mauergräbern genannt, beschreibt er genauer; an der vorletzten Stelle ist eine jener gallaekischen Kriegerstatuen gefunden worden, wie sie aus Vianna und mehreren anderen Orten der Umgegend schon bekannt sind (S. 254). Hervorgehoben zu werden verdient aber die auf verhältnissmäfsig geringem Raume grofse Häufigkeit solcher förmlich ummauerter Niederlassungen, Oppids, mit runden, quadratischen und oblongen Hütten, welche sonst ja zu den gröfsten Seltenheiten gehören, im Vergleich besonders zu den überall so ungemein häufigen Gräberanlagen aller Art, an denen es übrigens auch im nördlichen Portugal nicht fehlt. Viele dieser Niederlassungen führen die volksthümliche Bezeichnung *o crasto*, das ist *castrum*, oder ähnliche, *o castello, o monte castello*, auch *a cidade* oder *a cidadelha*, oder *o monte da cividade*. Der alte Name der Kastelle, den diese Orte führten, hat sich darin erhalten. Häufig ist auf der Höhe dieser Orte noch eine alte christliche Kapelle erhalten oder wenigstens die Erinnerung an einen Wallfahrtsort; wie denn das Christenthum auch hier überall an die Stelle der heidnischen Kulte getreten ist. Sarmento hat das an einer Anzahl schlagender Beispiele erläutert. So in S. Adrião de Vizella, einem alten Oppidum mit der Kapelle unserer lieben Frau von Tócha (oder Dátocha), die wie eine Iuno Lucina angerufen werde, in Cerzedello, wo das Oppidum beim Volke die Stadt von Pedráuca heifse, in S. Verissimo mit der cidade de Pégas, in Lujó und an manchen anderen Orten.

Auch im südlichen Portugal, im Campo de Ourique und in den an Andalusien grenzenden Theilen von Alemtejo, scheinen die Oppida nicht zu fehlen. Colla südlich von Evora und Castro verde sind Beispiele davon. Im spanischen Galicien haben Murguía und José Villaamil y Castro ähnliche Niederlassungen nachgewiesen. In Asturien, besonders am Südabhang der asturischen Berge im heutigen Leon, in Villamoros de Mancilla, drei Leguen von Leon, ist eine Citania vergleichbare alte Stadt mit Lehmhütten entdeckt worden, deren genauere Beschreibung noch fehlt. Eigenthümliche lateinische Grabschriften der alten Asturer sind aus jener Gegend, dem Bezirk von Riaño, bekannt geworden. Ich zweifle nicht, dafs im ganzen Norden der Halbinsel Ähnliches sich finden wird, sobald man einmal aufmerksam darauf achtet. In jene Gegenden ist römische Kultur erst spät und spärlich eingedrungen. Aber auch in dem hochangebauten und früh römisch ge-

wordenen Süden, in Andalusien, weisen die vom Thal des Baetis entfernteren Gebiete in den Gebirgen, z. B. in denen von Granada und Jaen, ebenfalls Städteanlagen auf, die in die vorrömische Zeit gehören und nur geringe Spuren römischen Einflusses zeigen. Góngora hat einige derselben genauer beschrieben; aber vieles bleibt auch hier noch zu erforschen. Erst wenn ein gröfserer Kreis von solchen Analogien genauer bekannt geworden ist, wird man ein bestimmtes Urtheil fällen können über den Platz, welchen Citania mit seinen Ueberresten in der geschichtlichen Entwickelung der iberischen Halbinsel einnimmt. Einstweilen ergiebt sich jedoch zweierlei bereits mit ziemlicher Sicherheit: einmal, dafs diese Niederlassungen, bis in wie späte Zeit herab sie auch noch in einem gewissen Grade bewohnt geblieben sind, ihren Ursprung der ersten Bevölkerungsschicht der Halbinsel von einiger Kulturentwickelung verdanken, und ferner, dafs sie in der That mit den andersher bekannten und mit Wahrscheinlichkeit für keltisch angesehenen Dörfern und Städten die nächsten Berührungspunkte haben.

Pfeil- und Lanzenspitzen aus Silex, steinerne Beile und Hämmer, die üblichen Anzeichen der sogenannten Steinzeit und die Utensilien der Renthierperiode fehlen durchaus. Aber auch die charakteristischen Fundstücke der sogenannten Bronzezeit oder die in der Epoche der italischen, germanischen und keltischen Pfahlbauten vorkommenden Gegenstände, die Knochenreste, die Spuren der Nahrungsmittel und Bekleidungsgegenstände, die Waffen und Geräthe aus Erz, die Thongefäfse und so weiter, scheinen nach den bisherigen Berichten durchaus zu fehlen. Entferntere Analogien dagegen bieten (soweit sie bekannt) die ältesten für ligurisch und etruskisch gehaltenen Niederlassungen in Italien, nähere die keltischen in Frankreich.

Es fehlt zwar meines Wissens noch an einer übersichtlichen Zusammenstellung der Ergebnisse der in den letzten Jahrzehnten in Frankreich mit steigendem Erfolg betriebenen Erforschung keltischer Oppida; allein die charakteristischen Eigenthümlichkeiten derselben sind hinlänglich erkennbar. Eine lehrreiche Übersicht über gallische Oppida in einem Theil des südlichen Frankreichs — die ähnlichen Anlagen in Burgund und im Elsass lasse ich hier bei Seite — wird Castagnié verdankt; Murcens und der Puy d'Issolud (Uxellodunum) und ähnliche im Département du Lot sind von ihm (1874) genau beschrieben worden. Von älteren Arbeiten ist Baraillons

Abhandlung über Toull im Département de la Creuse (1801) immer noch lesenswerth. Eine Übersicht über die vier gallischen Oppida Murant, Puy de Gaudy, Toulx Ste Croix, Thauron in demselben Département de la Creuse gab (1871) de Cessac. Aus anderen Theilen des südlichen Frankreichs (Puy-de-Dôme, Lozère, Ardèche, Gard) sind Oppida mit zehn bis zwölf, aber auch gröfsere mit über sechzig Hütten (bei denen auch eine besondere Art des Verschlusses der Thüren erwähnt wird) bekannt geworden. Neuere Arbeiten liegen vor von Tholin, Maxe-Werle, du Chatellier für ein Oppidum am Cap Finisterre. Lage, Zugänge durch verschiedene Strafsen und Befestigung jener gallischen Oppida scheint der von Citania durchaus analog zu sein; nur dafs die in den gallischen Mauern durch Caesar bezeugten und auch wirklich in ihrer einstigen Lage und in Kohlenresten nachgewiesenen hölzernen Balken und die dazugehörigen grofsen eisernen Nägel in Citania fehlen. In Uxellodunum findet sich z. B. auch ein dreifacher Mauerring, wie in Citania, nur natürlich von weit gröfseren Abmessungen. Wie weit das in zahlreichen Scherben in jenen Oppida gefundene Töpfergeschirr ohne römische Stempel Analogien zu dem lusitanischen zeigt, entzieht sich vor der Hand noch der Beurtheilung. Aber evident ist die Analogie der Hütten. Sie sind in Murcens z. B. sämmtlich meist rund und elliptisch, selten viereckig; sie entsprechen durchaus, wie die französischen Forscher längst bemerken mussten, der berühmten Schilderung Strabo's von den runden tholosähnlichen Hütten der Kelten. In der Bauart ihrer Mauern glaubt zwar Castagnié ebenfalls, wie in den Befestigungsmauern des Oppidum selbst, auf verschiedene Anzeichen gestützt, hölzerne Balken annehmen zu müssen. Doch gab es wohl auch ganz aus Steinen erbaute Hütten; und, was das Merkwürdigste ist, nach der Versicherung des genannten Gelehrten sind noch jetzt im Quercy dergleichen steinerne Hütten mit konischen Dächern ebenfalls aus Stein für die ärmste Klasse der Bevölkerung üblich.

In den übrigen alten Keltenländern, in Wales und Schottland, hat sich neuerdings diesen Anlagen allgemeinere Aufmerksamkeit zugewendet. Seit längerer Zeit schon bekannt ist eine derartige Niederlassung, Hütten und Gräber umfassend, auf Holyhead bei Porth Dafarch; ähnliche sind neuerdings mehrfach an verschiedenen Stellen der Küste von Wales beobachtet worden, wie auf dem Gipfel des Felsens Penmaenmawr, dem Braich (oder Craig)-y-Ddinas. Auch sind

ähnliche Felsenreste an der Küste von Anglesey, an der Malldraeth Bay, ferner in Montgomeryshire, auf dem Craig-Riwarth und in Cynwil-Gaio vorhanden.

Die Frage, ob auch andere als keltische Stämme runde steinerne Hütten gebaut haben, wie die in Frankreich und England gefundenen und die von Citania sind, ist vor der Hand, wie so viele Fragen der ältesten, der sogenannten vorhistorischen Kulturgeschichte, noch nicht mit Sicherheit zu beantworten. Wenn die hinlänglich begründete Beobachtung, dafs bei den indogermanischen Völkern im Haus und im häuslichen Leben sowie in allem, was damit im engsten Zusammenhang steht, auch die Sprache den Grad der ursprünglichen Einheit und der nach und nach eintretenden Sonderung wiederspiegelt, auf die runden steinernen Hütten Anwendung findet, so wird man in den Bewohnern von Citania einen keltischen oder den keltischen nahe verwandten Volksstamm erkennen dürfen. Citania liegt nach den Angaben des Ptolemaeos in dem Gebiet der Nemetaten und Koelerner, deren Namen wohl für keltisch gelten dürfen und deren Städte Volobriga und Koiliobriga zu den unzweifelhaft keltischen Namenbildungen gehören, welche die Eroberung des Landes durch keltische, vielleicht über See gekommene Einwanderer bezeugen. Allein es kann bezweifelt werden, ob die offenbar uralte Niederlassung von Citania jenen in nicht allzu früher Zeit, etwa im sechsten Jahrhundert vor Chr., angelegten Keltenstädten mit der charakteristischen Endung *-briga* zugezählt werden darf. Das älteste historische Zeugniss über die Urbewohner Hispaniens und des europäischen Westens überhaupt, das in seinem Kern unzweifelhaft auf phönikische Schiffernachrichten zurückgehende Gedicht des Avienus, setzt aber in den Nordwesten der Halbinsel, in das Schlangenland Ophiussa, die Völkerschaften der Kempser und Saefen oder vielleicht Saeten. Kelten, in dem späteren Sinne des Namens, d. h. aus Gallien und Iberien eingewanderte Stämme, waren sie nicht; vielmehr sind sie als zu den Urbewohnern Iberiens gehörig anzusehn. In welchem Verhältniss die späteren Gallaeker zu den Urbewohnern stehen ist völlig ungewiss; dafs sie Kelten gewesen seien, wie man besonders aus dem Namen geschlossen hat, ist durchaus unerweislich. Darf jenen Urbewohnern mit einiger Wahrscheinlichkeit die Anlage der Mauern und Hütten von Citania zugeschrieben werden, so gewinnen diese damit ein weit über den blofsen Werth des Alterthümlichen hinausgehendes Interesse. Auch

die oben angestellten Erörterungen über den Namen Citania erhalten dadurch eine gröfsere Bedeutung. Sollte sich durch weitere und umfassende Beobachtung der Denkmäler ein Verhältniss naher Verwandtschaft zwischen der ältesten Bevölkerung Galliens und derjenigen Hispaniens, zwischen Kelten und Iberern, ähnlich etwa dem zwischen den ältesten griechischen und italischen Stämmen, herausstellen, so würde damit ein Einblick mehr in das Dunkel der ältesten Geschichte des europäischen Westens gewonnen sein. Es ist noch zu früh diesen Einblick, für welchen es auch andere, hier nicht zu erörternde Anhaltspunkte giebt, weiter zu verfolgen; allein das Verdienst Sarmento's, durch seine Ausgrabungen uns die unmittelbare Anschauung einer fast vergessenen Vorstufe der Kultur seines Heimatlandes und damit des äufsersten Westens von Europa überhaupt geboten zu haben, ist sicherlich kein geringes.

IV.

Römische Bergwerksverwaltung.

Die hier besprochene Urkunde, 1876 gefunden, ist in der Ephemeris epigraphica von 1877 und zuletzt im Supplement zu der spanischen Inschriftensammlung (1890) gedruckt; dort ist über die ziemlich ausgedehnte Litteratur berichtet, die sich an sie geknüpft hat. Die Besprechung, wie sie hier vorliegt, ist der archäologischen Gesellschaft zu Berlin zum Winckelmannsfest am 9. December 1876 vorgetragen und danach in der Deutschen Rundschau Jahrgang III 1877 Heft 11 S. 196—213 veröffentlicht worden. Eine deutsche Uebersetzung des Textes der Urkunde gab G. Wilmanns in der Zeitschrift für Bergrecht XIX 1878 S. 217 ff., eine französische J. Flach in der Nouvelle Revue de droit français et étranger II 1878. Zwar bestehen in Betreff einiger der rechtlichen Fragen, die sich an die Bestimmungen der Urkunde knüpfen, noch mancherlei Zweifel, auch ist die Deutung einzelner Bestimmungen in Bezug auf die Bäder noch nicht mit allseitiger Uebereinstimmung gelungen; allein alle Hauptsachen sind klar und können zu allgemeinem Verständniss gebracht werden.

Die Urkunde

Die iberische Halbinsel war für das Alterthum, was die neue Welt seit dem fünfzehnten Jahrhundert für Europa geworden ist, die Hauptfundstätte der edlen und unedlen Metalle. Durch eine wunderbare Fügung ist dasselbe Spanien, dessen peruanische Silberflotten den wirthschaftlichen Umschwung der neuen Zeit bewirken halfen, in der alten Zeit für die phönikischen, karthagischen und griechischen

Handelsflotten, zuletzt für die römischen Eroberer das Potosí gewesen, aus dessen unerschöpflich scheinenden Minen und Flüssen fremde und einheimische Bergleute, zuerst die phönikischen, vor Allem die edlen Metalle, Gold und Silber, unablässig gefördert haben. So bekannt und so vielfältig bezeugt die Thatsache auch ist, von der Fahrt des Herakles zu den goldenen Äpfeln der Hesperiden an, worin uralte Sage sie gekleidet hat, bis herab zu den noch erhaltenen Stücken des Silbergeldes, welches Hamilkar Barkas und seine Nachfolger in dem neuen Karthago in Spanien prägen liessen, und endlich bis zu den ebenfalls erhaltenen, mit römischen Stempeln versehenen Bleibarren der zuletzt nur auf diefs gemeinere Metall hin bebauten Silberminen von Castulo und Neukarthago herab (oben S. 194): in seiner ganzen Ausdehnung und Bedeutung tritt der spanische Bergbau uns erst seit Kurzem wieder vor Augen, seit die nie rastende Begier nach neuem Erwerb fremdes, meist englisches Kapital und fremde, meist deutsche Technik an vielen Punkten der Halbinsel zur erneuten Bewirthschaftung der alten, Jahrhunderte lang verlassenen Bergwerke geführt hat.

In der öden und menschenarmen Hochebene des südlichen Portugal, in der Provinz Alemtejo, etwa in der Mitte zwischen dem Lauf des Guadiana und der westlichen Meeresküste, liegt mitten in einem Minenbezirk das kleine Kastell Aljustrel. Spuren antiker Kultur sind an dem Orte selbst meines Wissens bisher nicht gefunden worden. Aber etwas weiter südlich, in dem sogenannten Feld von Ourique, sind unzweifelhafte Zeugnisse alter, vorrömischer Kultur vorhanden: eine ziemliche Anzahl von Grabsteinen, wie es scheint, von roher Arbeit, mit Aufschriften in einer Schriftart, welche zwar noch räthselhaft ist, aber sicher zu den aus der phönikischen abgeleiteten iberischen Schriftarten gehört. Der nächste Hafenplatz ist Santiago de Cacem, wahrscheinlich das alte Merobriga der Plumbarii, wie Plinius die Bewohner nennt; eine keltische Gründung und ein Ausfuhrplatz für Blei, wie der Name zeigt. Etwas weiter nördlich, nach Olisipo (Lissabon) zu, lag das römische Municipium Salacia, jetzt Alcacer do Sal, wohl ursprünglich an der Flussmündung des Sadão, die durch ein tief einspringendes Aestuarium mit dem Meer eng verbunden war. Der Name deutet auf die mit den phönikischen Niederlassungen oft verbundenen Salinen und Pökelanstalten. Dort, wie in dem an der anderen nördlichen Seite desselben Aestuariums gelegenen Caetobriga,

dem heutigen Setúbal, sind zwei Münzen geschlagen worden nach römischem Fufs, aber mit Aufschriften in demselben iberischen Alphabet, welches die noch unentzifferten Grabsteine von Ourique zeigen. Landeinwärts sind die nächsten römischen Orte die Colonie Pax Julia, das heutige Beja, und am Anasfluss das altphönikische Myrtilis, jetzt Mertola. Auch ein römischer Strafsenzug hat höchst wahrscheinlich den südlichen Hafen Ossonoba (Faro in Algarve) mit Olisipo verbunden, unmittelbar vorübergehend an den Orten Ourique und Aljustrel. Die weiteren Umgebungen von Aljustrel lassen also nicht verkennen, dafs hier uralter Verkehr eingewanderter und einheimischer Bewohner stattfand. Zwei Bergwerke sind neuerdings durch eine Actiengesellschaft, die Compagnie de minération transtagane, wiederum in Betrieb gesetzt worden, hauptsächlich auf Kupfer; in dem einen derselben ist im Frühling des Jahres 1876 auf einer grofsen Erztafel von etwa 72 cm Höhe und 53 cm Breite die römische Urkunde gefnnden worden, deren Inhalt den Gegenstand der folgenden Bemerkungen bilden soll.

Leider ist die Erzplatte an der rechten Seite verstümmelt: ein schmaler Streifen von etwa 15 cm Breite ist mit Gewalt abgehauen worden, wahrscheinlich als sie von später Barbarei zu irgend welchen praktischen Zwecken zurechtgemacht wurde. Durch einen eigenthümlichen Umstand aber kann der so entstandene Verlust bis auf einen nicht allzu bedeutenden Rest ersetzt werden. Die Tafel ist nämlich auch auf der Rückseite beschrieben, und zwar der Hauptsache nach mit demselben Text wie auf der Vorderseite, nur in etwas anderer Raumeintheilung. Die Rückseite ist, wie die stehen gelassenen Lücken zeigen, ein vom Graveur verworfenes Exemplar; er hat wahrscheinlich seine Vorlage nicht gut lesen können und, um die Platte nicht ganz zu verlieren, dieselbe umgekehrt und noch einmal benutzt. Doch decken sich der Inhalt der Vorderseite und der der Rückseite nicht ganz: die Vorderseite hat oben elf Zeilen Schrift mehr als die Rückseite, und diese unten sieben Zeilen mehr als die Vorderseite. Der Graveur hat also mehr als eine der ursprünglichen Tafeln verwerfen müssen.

So ergiebt sich ein Text von gerade sechzig langen Zeilen, welcher bis auf die Lücken am rechten Rande der meisten Zeilen vollständig ist; nur der letzte Satz bricht in der Mitte ab. Aber diese Erztafel ist nur eine von mehreren, welche ursprünglich den

ganzen Text der Urkunde enthielten. Links unten, unmittelbar unter der letzten Zeile der Vorderseite, steht die Zahl III. Diefs ist also die dritte Tafel; es fehlen mithin die erste, zweite und vierte sicher, und vielleicht noch eine Anzahl mehr. Auch das lässt sich bei dem Zustand der Tafel nicht entscheiden, ob dieselbe in der Breite rechts vielleicht ursprünglich noch einmal so grofs war und daher, wie es in den gleichartigen Urkunden zu sein pflegt, mehrere Columnen Schrift nebeneinander enthielt. Eine auch nur annähernde Vermuthung über den Umfang des Verlorenen ist daher nicht möglich.

Diefs klingt für die Deutung und Verwerthung nicht ermuthigend. Der Inhalt
Aber die Alterthumsforschung ist es gewohnt, aus Trümmern sich ihre Welt zu schaffen; die hier vorliegenden sind ansehnlich genug, um eine lohnende Ausbeute zu versprechen.

Es ergibt sich zunächst schon bei flüchtiger Durchsicht des Textes, dafs die Urkunde eine Zusammenfassung gesetzlicher Vorschriften für die Verwaltung eines Bergwerks enthielt. Darin liegt ihr grofser Werth; denn unter den zahlreichen römischen Urkunden, die wir kennen, befindet sich von solcher Art keine. Das Bergwerk, auf welches die Bestimmungen sich beziehen, führte den hier zum ersten Mal erscheinenden Namen Metallum Vipascense; Vipasca oder Vipascum wird also der einheimische Name des an der Stelle des heutigen Aljustrel oder in seiner Nähe gelegenen antiken Ortes gewesen sein. Da der Anfang der Urkunde mit den zu ihr gehörigen Eingangsformeln fehlt, so sind wir in Bezug auf ihre staatsrechtliche Bedeutung auf Vermuthungen angewiesen. Die Bergwerke gehörten in Griechenland wie in Rom von jeher zu den hauptsächlichsten Einnahmequellen aus der Bodennutzung des Gemeindeeigenthums. In der republikanischen Zeit Roms verpachteten die Censoren ihre Bewirthschaftung; in der Kaiserzeit gehörten sie, gleichviel ob in den Provinzen des Kaisers oder in denen des Senates gelegen, zum weitaus gröfsten Theil dem kaiserlichen Fiscus oder dem kaiserlichen Privatvermögen. Wiederholt erscheint nun in der uns beschäftigenden Urkunde der kaiserliche Fiscus als die Kasse, an welche Conventionalstrafen und dergleichen zu entrichten sind, und aufserdem der Procurator des Kaisers als der höchste Verwaltungsbeamte. Danach lässt sich mit gröfster Wahrscheinlichkeit feststellen, dafs die Urkunde ein vom Kaiser vermuthlich nach herkömmlichem Formular erlassenes Gesetz für die Verwaltung und Bewirthschaftung dieses

Bergwerksbezirks ist, von dem kaiserlichen Procurator, als dem obersten Beamten desselben, an Ort und Stelle zur Nachachtung in der allgemein und von Alters her üblichen Ausfertigungsform auf Erztafeln öffentlich aufgestellt.

Abfassungszeit

Damit ist zunächst die sonst aus keiner bestimmten Angabe des Textes zu entnehmende Abfassungszeit der Urkunde wenigstens annähernd bestimmt. Sie gehört in das erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung, in die grofse organisatorische Epoche der Kaiserherrschaft, welche auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens in Rom und Italien wie in den Provinzen, in mehr oder weniger verständnissvollem Anschluss an die Gedanken des Caesar und des Augustus, die Formen geschaffen oder wenigstens dauernd festgestellt hat, in denen das römische Gemeinwesen bis auf die Zeit Diocletians und Constantins sich bewegen sollte. Diefs bestätigen die Sprache und Schreibung der Urkunde, welche theilweise noch den alterthümlichen Curialstil in Formulierung und Orthographie bewahrt haben, sowie die Schriftformen. Man darf den Erlass dieser Bergwerksordnung mit grofser Wahrscheinlichkeit einem der Kaiser aus dem flavischen Hause, dem Vespasian, Titus oder Domitian, zuschreiben. Gerade sie haben in den spanischen Provinzen eine umfassende Verwaltungsthätigkeit entwickelt, in welche solch ein Erlass sich passend einfügt. Aus derselben Zeit sind die drei ebenfalls auf Erztafeln erhaltenen grofsen Urkunden, welche die Stadtrechte dreier südspanischer Gemeinden enthalten. Aus dem Ende des zweiten Jahrhundert dagegen ist eine neuerdings gefundene Erztafel, welche das Bruchstück eines Gesetzes über die Gladiatorenspiele enthält. Es ist schwerlich ein Zufall, dafs alle diese Urkunden aus Spanien stammen und bis jetzt wenigstens aus keiner anderen der römischen Provinzen ähnliche Denkmäler zum Vorschein gekommen sind.

Der Ort

Weiter ergiebt sich aus der allgemeinen Formulierung der Bestimmungen unserer Urkunde ein neues und wichtiges Factum in Bezug auf die Einrichtung und Verwaltung der Bergwerksbezirke. Es liegt in der Natur derselben, dafs sie mit städtischen Ansiedelungen nicht ursprünglich und nicht nothwendig verbunden waren. An den Orten, an oder bei welchen Stollen und Schachte vielleicht schon seit unvordenklicher Zeit befahren wurden, müssen sich aber früh Ansiedelungen der Bergarbeiter gebildet haben, denen zu der völligen Ähnlichkeit mit städtischen Gemeinden nur die auf Selbstverwaltung

beruhende Form des politischen Gemeinwesens fehlte. Vielleicht bezeichnete man sie nach der Analogie älterer, den städtischen Anlagen vorangehender Ansiedelungen in Italien, denen auch die politische Form der städtischen Gemeinde fehlte, als *vici*, vielleicht auch als *pagi* oder *saltus;* in unserem Sinne also höchstens als Dörfer. An einer einzigen, nicht mit völliger Sicherheit zu ergänzenden Stelle unserer Urkunde scheint wirklich das Wort *vicus* von dem Bergmannsdorf gebraucht worden zu sein. Ein solches Dorf nun hatte keine selbstgewählten Gemeindevorsteher und keinen sie berathenden Bürgerausschuss, wie er sonst in Stadtgemeinden üblich war. Sondern die Befugnisse beider übt, wie sonst wohl in besonderen Fällen hier und da ein vom Kaiser ernannter Gemeindebeamter, so hier der kaiserliche Procurator des Bergwerks. Möglich ist, dafs sich seine Amtsgewalt nicht auf ein einziges Bergmannsdorf allein, sondern auf einen ganzen Bergwerksdistrikt erstreckt hat. Auf diese Weise allein erklärt es sich, dafs in der Urkunde Bestimmungen über bürgerliche Geschäfte und die dafür zu zahlenden Gebühren, über Bäder und Babierstuben, über die Abgabenfreiheit einzelner Gemeindemitglieder, wie des Schulmeisters, und endlich über den Bergbau selbst in regelloser Folge nebeneinander stehen. Hierbei war gewiss die Erwägung maafsgebend, dafs es auf zweierlei ankomme: einmal dem kaiserlichen Fiscus die gröfstmöglichen Erträge zu sichern, und ferner, der Arbeiterbevölkerung eine einigermafsen menschenwürdige Existenz zu schaffen, ohne welche sie ja auch nicht leistungsfähig gewesen wäre.

Das Bergwerk

Seit uralter Zeit befand sich im Alterthum die Bewirthschaftung der Bergwerke wie andere öffentliche und private Unternehmungen, z. B. Hafen- und Strafsenzölle, in den Händen von Kaufmannsgesellschaften; wir würden sagen von Actien- oder vielleicht richtiger von Commanditgesellschaften. Die Einrichtung geht in ihren Anfängen höchst wahrscheinlich zurück auf die älteste aller handeltreibenden Nationen, auf die Phönikier. Phönikische Handelsgesellschaften hatten an allen Küsten des mittelländischen Meeres die Salinen und Fischpökeleien in den Händen. Von der in diesen Stockfischfabriken gewonnenen beliebten Fischsauce, dem Garum, welches so verbreitet war wie jetzt der Caviar, war das „Actiengarum“ das feinste; die Thongefäfse, in denen es aufbewahrt wurde, wie die darauf erhaltenen Aufschriften zeigen, haben sich z. B. in den Kellern der reichen Kaufherrn von Pompeji gefunden. Solche Gesellschaften pachteten

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY CALIFORNIA.

vom Staat die Bewirthschaftung der Bergwerke. Auch der Bergbau wird in Hispanien, wie anderswo, den Phönikiern zugeschrieben, oder wenigstens die Verwerthung und Ausfuhr seiner Producte. Aber nicht blofs die Bergwerke, sondern auch die Herstellung und Beschaffung aller für die Bedürfnisse der Bergarbeiter nöthigen Dinge in ihrer ganzen schon angedeuteten Mannigfaltigkeit, von der für das Leben des späteren Alterthums wie des Mittelalters unentbehrlichen öffentlichen Badeanstalt an herab bis zur Lieferung von Schuhzwecken, wurde ebenfalls an Pächtergesellschaften verpachtet, und es machte sich wohl von selbst, dafs an kleinen und entlegenen Orten eine einzige Gesellschaft von Kapitalisten die sämmtlichen verschiedenartigen Lieferungen und Leistungen zusammen übernahm. Um nun aber die bei der Abgelegenheit der Bergmannsdörfer fast unvermeidliche Concurrenz und die Übervortheilung der Consumenten durch die Lieferanten abzuhalten, und um die Leistungen und Lieferungen der Pächter möglichst controlieren zu können, wird diesen der Zuschlag zur Pacht ertheilt unter Bedingungen. welche einer vollständigen Monopolisierung unter den allerschärfsten Prohibitivmaafsregeln gleichkommen. Der Pächtergesellschaft und ihren Beamten wird nicht blofs das ausschliessliche Privilegium für alle die von ihr übernommenen Leistungen zugesprochen unter Androhung von Geldbufsen gegen jeden Anderen, der versuchen sollte sich einzudrängen, sondern die Pächter werden auch ermächtigt, jeden Unberechtigten in Strafe zu nehmen oder auf sein Handwerkszeug Beschlag zu legen; sogar das Pfändungsrecht gegen Säumige oder Widersetzliche erhalten sie.

Diefs wird den Geist jener Verordnungen hinlänglich bezeichnen. Sie erinnern in der That lebhaft an das ältere englisch-amerikanische System der Arbeitgeber bei Eisenbahnbauten und anderen grofsen Unternehmungen in wüsten Gegenden, nämlich die Arbeiter nicht durch baares Geld, sondern durch Naturallieferungen zu festgesetzten Preisen zu bezahlen, das sogenannte Tausch- oder Trucksystem. Viel wirksamer noch, als dies System dem californischen oder australischen Goldgräber gegenüber zur Anwendung gebracht wird, hat sicherlich das römische Bergwerksgesetz die Arbeiter der Minen von Vipasca vor Übervortheilung geschützt, freilich aber zugleich ihre wirthschaftliche Freiheit in einer Weise beschränkt, gegen welche moderne Schutzzölle und Tarife ein Kinderspiel sind.

Die neun erhaltenen Kapitel des Gesetzes sind von sehr ungleicher Länge. In ihrer Reihenfolge ist durchaus kein bestimmtes Princip der Anordnung zu erkennen; auch in der Fomulierung im Einzelnen zeigen sie nicht unerhebliche Ungleichmäfsigkeiten. Eine gewisse grofsartige Sorglosigkeit in der Form ist als eine bezeichnende Eigenthümlichkeit der römischen Gesetzgebungspraxis auch aus den übrigen uns erhaltenen urkundlichen Aufzeichnungen des römischen Rechtes bekannt. Der Schärfe der Begriffe und der praktischen Verwendbarkeit der Bestimmungen geschieht dadurch kein Eintrag. Der Inhalt der Urkunde

Die beiden ersten Kapitel sind die einzigen, welche in einem nahen sachlichen Zusammenhang stehen. Sie betreffen beide die freiwillige Veräufserung von Eigenthum durch Auction und das damit verbundene Geschäft des Ankündigens und Ausrufens solcher Verkäufe. Welchen hervorragenden Platz im römischen Geschäftsleben die Auctionen einnahmen, konnte man bisher nur unvollständig beurtheilen. Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen ist gerade um dieselbe Zeit, im Mai des Jahres 1876, als die portugiesiche Erztafel zum Vorschein kam, in Pompeji, der unerschöpflichen Quelle für die lebendigste Anschauung des römischen Privatlebens, ein Fund gemacht worden, welcher den Inhalt der ersten Kapitel des lusitanischen Bergwerksgesetzes in erwünschter Weise erläutert und wiederum auch durch diese Licht erhält. In dem Hause nämlich, wie sich herausgestellt hat, eines reichen Banquiers ist unter der schützenden Aschendecke in einem besonderen Kasten wohl verwahrt ein Theil seiner Geschäftspapiere erhalten geblieben. Es sind etwa 130 kleine beschriebene Holztäfelchen, Diptychen und Triptychen, sämmtlich Quittungen enthaltend von Personen, für deren Rechnung der Banquier Auctionen angestellt hat, über die aus denselben ihnen zukommenden Summen, oder Quittungen der Gemeinde Pompeji über die Pachtgelder ihrer von dem Banquier gepachteten Grundstücke. Aus der ersten Art dieser Documente besonders erkennt man, in wie ausgedehntem Maafse Auctionen veranstaltet zu werden pflegten, bei aufserordentlichem Geldbedarf, oder um sich überflüssiger Dinge, z. B. bei einer Erbschaft, zu entledigen, und wie einträglich die mit unserer Stempelsteuer vergleichbare römische Auctionssteuer von einem Procent gewesen sein muss. Die Übernahme der Auctionen, welche ja ohne ein festes Lokal und Personal nicht wohl zu denken ist, bildete eine hervorragende Seite des römischen Banquiergeschäfts, etwa wie das

heutige Makler- und Commissionsgeschäft. Der Banquier fungiert als der eigentliche Verkäufer; er trägt die Unkosten des Geschäfts, entrichtet die vom Käufer zu zahlende Steuer für den Erlös und bedingt sich dafür eine Provision aus, welche nicht unter einem Procent, wahrscheinlich nicht selten mehr betrug. Das Verhältniss des die Auction übernehmenden Banquiers zum Verkäufer wird in der altrömischen Form eines gegenseitigen Versprechens geregelt: der Banquier verpflichtet sich, dem Verkäufer den Ertrag der Auction nach Abzug der Steuer sowie der Unkosten zu zahlen; über den Empfang dieser Summen stellt der Verkäufer eine Quittung aus.

Auctionen

Diefs auf allbekannter Praxis beruhende und als unentbehrlich vorausgesetzte Geschäft des Auctionierens oder vielmehr der Ertrag desselben von einem Procent wird nun in dem ersten erhaltenen Kapitel des Bergwerksgesetzes an die Pächtergesellschaft verpachtet; denn auch diefs Geschäft wie alle übrigen wird in dem Bergwerksbezirk als von Rechtswegen dem Fiscus zustehend angesehen. Welche Pachtsumme der Pächter hierfür wie für die übrigen Geschäfte zu zahlen hatte, steht nicht in dem erhaltenen Stück des Gesetzes; vielleicht befand sich eine allgemeine Bestimmung darüber in den zu Anfang der Urkunde gegebenen generellen Vorschriften. Für diese Pachtsumme wird ihm der Ertrag sämmtlicher in dem Gebiet des Bergwerks veranstalteten Auctionen überwiesen, mit Ausnahme der Auctionen und Verkäufe, welche der kaiserliche Verwalter des Bergwerksbezirks selbst veranstaltet. Diefs ist zwar selbstverständlich, da der kaiserliche Verwalter ja der Vertreter des eigentlichen Besitzers ist, wird aber, um jede Irrung zu vermeiden, hier und bei den späteren analogen Bestimmungen des Gesetzes ausdrücklich gesagt. Das Verhältniss zwischen dem Verkäufer und dem Pächter des Auctionsgeschäftes wird genau nach dem Vorbild des sonst üblichen Verfahrens eines gegenseitigen Versprechens zwischen dem Verkäufer und dem die Auction übernehmenden Banquier geregelt; der Verkäufer darf das Eingehen eines solchen Vertrages nicht verweigern. Weiter wird bestimmt, dafs auch wenn der Verkäufer seine ganze Habe in der Auction veräufsert hat (was bei den armen Bergleuten wohl nicht gar so selten vorgekommen sein mag), er nichtsdestoweniger dem Pächter die Gebühr von einem Procent zu entrichten gehalten sei. Ferner, dafs auch von solchen Summen, welche bei der Auction nicht mit veräufsert werden sollten, z. B. wenn Grund-

stücke mit Vorbehalt des Niefsbrauchs versteigert worden, dennoch dem Pächter die Gebühr zu entrichten sei. Dafs, wenn Jemand Gegenstände zur Versteigerung dem Pächter übergeben hat und innerhalb zehn Tagen, nachdem er sie übergeben, gemäfs den für die Auction gestellten Verkaufsbedingungen aus freier Hand verkauft, dem Pächter dennoch die Gebühr zu entrichten sei. Dafs endlich, wenn Jemand dem Pächter die diesem zukommenden Gebühren nicht innerhalb zweier Tage vom Tage des Beginns der Schuld an entrichtet hat, die Gebühren doppelt gezahlt werden müssen. Deutlich hebt sich aus diesen Bestimmungen das Bild der Zustände ab, welchen sie angepasst sind: die Noth des armen Mannes, die ihn zwingt, sich aller Habe zu entäufsern oder, wie wir sagen würden, Alles zu versetzen, die Sorge des Auctionspächters, unter allen Umständen zu seinen Gebühren zu kommen, das oft vergebliche Ausbieten von zu versteigernden Gegenständen, und Ähnliches.

Ausrufen

Auctionen müssen, wie alle anderen Mittheilungen an das Publicum, durch den Ausrufer bekannt gemacht werden. Statt unserer gedruckten Plakate gab es zwar die auf die weifsen Wandflächen der Häuser gemalten Ankündigungen, wie sie sich in Massen in Pompeji, aber auch in Rom selbst erhalten haben. Aber die Regel scheint, wie noch heutigen Tages in Dörfern und kleinen Städten, auch im Alterthum das Ausrufen gewesen zu sein. Das Geschäft des Ausrufens wird im zweiten Kapitel des Bergwerksgesetzes ebenfalls an die Pächtergesellschaft verpachtet. Sie verpflichtet sich, für die auch hier nicht genannte Pachtsumme den nöthigen öffentlichen Ausrufer zu stellen. Als Gebühr erhält sie von Verkäufen im Werth von weniger als hundert Denaren zwei, von mehr als hundert Denaren ein Procent des Erlöses. Dieses eine Procent — oder bei Bagatellen zwei — tritt also z. B. bei Auctionen zu der Auctionsgebühr noch hinzu. Beim Verkauf von Sklaven wird ein Kopfgeld gezahlt, das bei fünf oder weniger Köpfen höher, bei mehr geringer normiert ist; bei Maulthieren, Eseln, Pferden gilt ein festes Kopfgeld für das Stück. Wer nicht ausrufen, sondern ein schriftliches Inventar von zu verkaufenden Gegenständen aushängen lässt — also kamen auch in Vipasca gemalte Plakate vor — zahlt dem Pächter des Ausrufegeschäfts nichtsdestoweniger die Gebühr; ebenso wer hat ausrufen lassen und dann innerhalb von dreifsig Tagen unter der Hand verkauft. Bei Verkäufen, welche der kaiserliche Procurator veranstaltet,

zahlt die Gebühr der Käufer. So sind die einzelnen Bestimmungen an einander gereiht. Man sieht, den Beruf zur Gesetzgebung bezeugen die Verfasser dieses Gesetzes keineswegs durch eine wohldurchdachte Anordnung und völlig erschöpfende Formulierung seiner Bestimmungen; aber das praktische Bedürfniss muss doch wohl auch durch solche Gesetze ausreichend befriedigt worden sein.

Die Badeanstalt

Das folgende Kapitel handelt von der öffentlichen Badeanstalt des Bergwerksbezirks. Wie ausgedehnt und bis ins Einzelne technisch durchgebildet die öffentlichen und privaten Badeeinrichtungen des griechischen und römischen Alterthums, besonders in der Zeit von Augustus abwärts, in grofsen und kleinen Städten, in den Häusern und auf den Landsitzen der Reicheren gewesen sind, lehren uns, neben der darüber vorhandenen ziemlich ausführlichen Überlieferung, vor Allem die Reste von unglaublich zahlreichen und mannigfaltigen Anlagen dafür, welche sich überall vorfinden, wo antikes Leben überhaupt gewesen ist. Nicht in Italien blofs und den ihm klimatisch gleich oder nahestehenden südeuropäischen Ländern, Spanien und Portugal, dem südlichen Frankreich, Dalmatien und Istrien, im ganzen Orient, sondern ebenso in allen nördlichen und östlichen Provinzen des Reichs bis hinauf an den deutschen und den schottischen Grenzwall und bis zu den südlichen Abhängen der Karpathen, wo nur immer durch Zufall oder planmäfsige Nachgrabung eine antike Niederlassung, Stadt, Dorf oder Landhaus, zum Vorschein kommt, pflegt fast ausnahmslofs die Bäderanlage den hervorragendsten und ausgedehntesten Ruinencomplex zu bilden. Alle anderen baulichen Anlagen pflegen an Umfang und Solidität dagegen zurückzutreten; es scheint, dafs sich in späterer Zeit besonders das architektonische Luxusbedürfniss vorherrschend auf solche Bauten geworfen hat. Nicht selten sind die Bäder von reichen Bürgern aus Privatmitteln ihren Gemeinden gestiftet worden, so wie jetzt in England und Amerika reiche Bürger Museen und Bibliotheken, Krystallpaläste und Universitäten gründen. Der jüngere Plinius hat seinem heimatlichen Como eine solche Stiftung für sehr beträchtliche Summen gemacht: Thermen, eine Bibliothek, auch dabei einen Unterstützungsfonds für Waisenkinder, wozu der Kaiser Trajan Beispiel und Veranlassung gegeben hatte. Man hat sich diese Thermenanlagen, wie bekannt, nicht als auf die Badeanstalt allein beschränkt vorzustellen: was dem heutigen Südländer das Café, das Casino, in den kleinen Orten die Apotheke

ist, das Stelldichein der Flaneurs, die Börse der Neuigkeiten, der Corso —, alles das vereint leisteten sie. Der Roman des Petronius, die Gedichte des Martial und Juvenal besonders lehren das auf jeder Seite. Wie weit sind wir mit unserer vielgepriesenen modernen Kultur, trotz aller Reichs- und städtischen Gesundheitsämter, noch entfernt von solchen gesundheitsfördernden Einrichtungen, deren letzte Reste sich, wie bekannt, noch fast bis auf den dreifsigjährigen Krieg herab erhalten hatten.

Solche unentbehrliche Wohlthat des Lebens sollte auch den armen Bergleuten von Vipasca nicht fehlen. Zwar wird man sich die Einrichtungen der Badeanstalt daselbst so bescheiden wie möglich vorzustellen haben; aber sie fehlten doch nicht, und deutlich erkennt man noch aus den über die Pacht derselben erlassenen Bestimmungen unseres Gesetzes, welche den Inhalt des dritten Kapitels bilden, dafs man in allem Wesentlichen *more urbico*, das heifst so wie in Rom, oder *all' uso di Parigi*, wie es jetzt in Italien zu heifsen pflegt, auch in Vipasca badete. Die Pacht läuft vom 1. Juli jedes Kalenderjahres bis zu dem gleichen Datum des folgenden. Der Pächter hat dafür zu sorgen, dafs das Bad täglich von der ersten bis zur siebenten Tagesstunde (also von Sonnenaufgang bis um die Mittagszeit, wie nach der alten italienischen Uhr) für Frauen, von der achten Tagesstunde bis zur zweiten nach Sonnenuntergang, *alle due della notte*, für Männer geöffnet ist, falls nicht der kaiserliche Procurator, als der Vertreter des eigentlichen Eigenthümers auch dieser Einrichtung, anders bestimmt. Frisches fliessendes Wasser muss in den warmen und kalten Bassins Vor- wie Nachmittags vorhanden sein (könnte man doch diese heilsame Verpflichtung unseren Privatbadeanstalten gesetzlich auferlegen!), und damit der Pächter nicht etwa einen zu niedrigen Wasserstand unterhält, sind in jedem Bassin bestimmte Höhenmarken für den Wasserstand angebracht (in Vipasca in der neckischen und dem Zweck angemessenen Form eherner Frösche), bis zu welchen hinauf der Wasserstand reichen muss. Die kupfernen Kessel, welche gebraucht werden, sollen jeden Monat gereinigt und frisch mit Fett eingerieben werden. Die Männer zahlen für die Benutzung einen halben As, die Frauen einen As für die Person; also eine kleine Summe, aber doch noch einmal so viel, als in Rom üblich war, wo man für einen viertel As badete. Die schwierige Beschaffung des Wassers und der Nutzen des Pächters

bedingen den höheren Preis. Umsonst baden aber die kaiserlichen Sklaven und Freigelassenen, das Personal der Bergwerksverwaltung und von ihr Unterstützte, Kinder, wie es bei uns etwa heifsen würde unter zwölf Jahren und in Begleitung Erwachsener, und Soldaten: auch diefs alles ähnlich wie jetzt. Soldaten gab es wohl nur in Vipasca, wenn der kaiserliche Procurator deren in seiner Begleitung mitbrachte, etwa aus den Truppen der nächsten militärisch besetzten Colonien; denn in Vipasca selbst war keine stehende Besatzung. Nach Ablauf der Pacht hat der Pächter des Bades alle ihm überwiesenen Utensilien in unbeschädigtem Zustand wieder abzuliefern, aufser durch Alter abgenutzte —: es fehlt blofs, dafs auch noch der Procentsatz normiert ist, der für Abnutzung abgeschrieben wird. Ist, nicht durch Schuld des Pächters, die Benutzung des Bades aus irgend welchen Gründen nicht möglich gewesen, so soll demselben für die Zeit der Behinderung ein entsprechender Abzug von der zu zahlenden Pacht gemacht werden. Für alle anderen Aufwendungen dagegen, welche der Pächter für die Badeanstalt macht, darf nichts in Abzug gebracht werden. Von dem Holz zur Heizung der warmen Bäder, welches der Pächter stets in ausreichender Menge für mindestens einen Monat in Vorrath zu halten hat, darf er nicht zu seinem Privatvortheil verkaufen, mit Ausnahme der zum Heizen untauglichen Spähne; im Uebertretungsfall wird er für jede Last Holz mit einer entsprechenden Bufse an den Fiscus, von hundert As, in Strafe genommen. Ist die Lieferung der Bäder sonst in irgend welcher Weise nicht vorschriftsmäfsig, so kann der kaiserliche Prokurator den Pächter jedes Mal in eine Geldstrafe bis zur Höhe von zweihundert Sesterz nehmen. Das sind die Bestimmungen über die Pacht der Badeanstalt.

Die Barbiere

Mit dem Kapitel des Gesetzes über die Badeanstalt verbindet sich naturgemäfs, obgleich es in dem Gesetz durch ein dazwischenliegendes davon getrennt ist, das Kapitel über die Barbierstuben, wegen der engen Zusammengehörigkeit des Badens mit dem Barbieren und Frisieren. Diefs ist der Inhalt des fünften der erhaltenen Kapitel. Auch hier bedarf es für Denjenigen, der den Süden Europa's oder den Orient kennt, wie er heute noch ist, kaum eines Hinweises auf die Wichtigkeit und die Ausdehnung des Barbiergeschäfts. Der Pächter hat das ausschliefsliche Recht, im Bezirk des Bergwerks für Geld Haare und Bart zu scheeren; nur er darf zu diesem Zweck seine Gehilfen umherschicken. Wer ihm unbefugter

Weise in's Handwerk pfuscht, zahlt für jede Schur dem Pächter eine Strafsumme und mufs diesem sein Handwerkszeug ausliefern, eventuell kann der Pächter ihn pfänden. Wer die Pfändung hindert, zahlt für jede einzelne Behinderung dem Pächter wiederum eine Strafsumme. Ausgenommen davon sind nur, die sich selbst, ihre Herren oder Mitsklaven scheeren. Ausdrücklich wird bestimmt, dafs der Pächter des Geschäfts sich mit einem oder mehreren geübten Haarkünstlern zu verbinden habe, damit die Bewohner von Vipasca sich nicht über ungeübte Behandlung zu beklagen haben.

Auffällig in diesem Kapitel ist, dafs die genauen Bestimmungen über das Pfändungsrecht sich hier gerade angegeben finden, während sie doch unzweifelhaft in gleicher Weise auch bei den Pachtbestimmungen anderer Geschäfte und Leistungen galten, also nach unserer Auffassung nicht unter den Regeln für eine einzige Pachtung, sondern unter den allgemeinen Bestimmungen des Gesetzes aufzuführen waren. Diefs gehört zu den redactionellen Freiheiten in der Abfassung des Gesetzes, auf welche ich schon hinwies.

Schuhwerk und Kleider

Das vierte und sechste Kapitel handelt von der Herstellung und Lieferung von Schuhwerk und Kleidern. Wer, aufser dem Pächter, Schuhwerk oder Lederzeug aller Art, wie es die Schuster liefern, verkauft oder Schuhnägel festmacht oder verkauft, oder überführt wird, irgend welche anderen Schusterwaaren verkauft zu haben, soll dem Pächter das Doppelte des dafür erlösten Preises zahlen; im Weigerungsfalle steht dem Pächter Pfändungsrecht zu. Auch Schuhe flicken darf Niemand, aufser wer etwa für seinen Herrn oder für sich selbst arbeitet. Der Pächter hat die Schuhnägel zu dem für Eisenwaaren überhaupt festgesetzten Preise zu liefern; diese Preisbestimmung fand sich entweder in einem der nicht erhaltenen Kapitel des Gesetzes, oder sie bildete den Bestandtheil eines besonderen Gesetzes. Überhaupt soll der Pächter alle Art Schusterwaaren vorräthig halten. Thut er das nicht, dann darf Jeder seinen Bedarf, woher er will, beziehen.

Ähnlicher Art sind die im folgenden Kapitel enthaltenen Bestimmungen über die Buden der Tuchwalker, welche möglicher Weise den ganzen Bedarf an Bekleidungsgegenständen zu liefern hatten. Wenigstens geschieht keiner anderen Verkaufsstelle dafür in dem erhaltenen Stück des Gesetzes Erwähnung. Die Tuchwalker gehören in allen Städten des Alterthums zu den ältesten und bekanntesten

Zünften; auch im Repertoir des antiken Volkslustspiels werden sie so häufig verwendet, wie bei uns Gevatter Schneider und Handschuhmacher. Das Gesetz berührt nur die hauptsächlichsten in diefs Gebiet fallenden Leistungen: alter Brauch und allgemeines Herkommen machte, so scheint es, das nähere Eingehen auf alle den Betheiligten bekannten Einzelnheiten des Geschäfts entbehrlich. Rohe oder bearbeitete Kleiderstoffe — unter der Bearbeitung scheint das Walken, Färben und Nähen gemeint zu sein, das letzte tritt im antiken Handwerk überhaupt zurück, da man meist ungenähte Mäntel und Tücher trug und die Näharbeit in der Regel von den Frauen im Hause gemacht wurde —, jede Art Kleiderstoffe also soll nur der Pächter dieses Geschäftes liefern dürfen, oder wem er es weiter verpachtet oder auszuüben gestattet hat. Wer überführt wird, dawider gehandelt zu haben, zahlt dem Pächter für jedes Stück Zeug eine Strafsumme; und der Pächter darf ihn für ihre Erlegung pfänden.

Weiter sagen die Bestimmungen des Gesetzes nichts; aber auch sie, so kurz sie sind, eröffnen wiederum einen neuen Ausblick in die verschiedenen Arten des Geschäftsbetriebes: der Pächter der einzelnen Leistungen oder die Pächtergesellschaft verpachtete ihrerseits ihr Privilegium weiter. Dafs diefs blofs bei dem Walkergeschäft stattgefunden habe, ist nicht glaublich; auch hier ist also wohl eine der als selbstverständlich vorausgesetzten allgemeinen Bestimmungen in Folge einer gewissen Lässigkeit in der Abfassung des Gesetzes nur an dieser Stelle nebenher erwähnt worden.

Die Schulmeister

Aufser den beiden auf die Bergmannsarbeit selbst bezüglichen Kapiteln des Gesetzes, dem siebenten und neunten, ist nur noch eines übrig, das, wie schon erwähnt, an ganz unerwarteter Stelle zwischen jene beiden eingeschobene achte, welches die Ueberschrift führt „die Schulmeister“ und nichts enthält, wie folgende kurze Bestimmung: die Schulmeister sollen dem kaiserlichen Procurator gegenüber von der Pflichtigkeit zu den gemeinen Lasten befreit sein.

Diese kurze Bestimmung ist vielleicht die wichtigste des ganzen Gesetzes. Es steht durch eine grofse Anzahl von Zeugnissen fest, dafs nach dem Vorbild griechischer Gesetzgebungen in Rom, mindestens von Caesar und Augustus abwärts, das Gewerbe der von Gemeindewegen zugelassenen, also öffentlichen Ärzte und Lehrer der gesetzlichen Befreiung genoss von der Verpflichtung zur Übernahme öffentlicher Ämter, zur Tragung von Lasten der Person oder des Ver-

mögens, zu welchen alle übrigen Gemeindeglieder herangezogen werden. Das Vorhandensein einer darauf bezüglichen Bestimmung in dem vorliegenden Bergwerksgesetz setzt also mit zwingender Nothwendigkeit voraus, dafs der Bergwerksbezirk in den Formen einer römischen Gemeinde eingerichtet war: sonst kann selbstverständlich nicht von Befreiung von den Gemeindelasten geredet werden. Das Hauptcriterium aber einer wirklichen Gemeinde, aus der Wahl der Gemeindeglieder hervorgegangene Verwaltungsbeamte, fehlt in Vipasca. An ihre Stelle tritt daselbst, wie schon bemerkt wurde, der kaiserliche Procurator des Bergwerks, der desshalb in der Bestimmung über die Immunität der Schulmeister ausdrücklich genannt wird. So enthält diese Bestimmung in sich das zwiefach wichtige Zeugniss einmal von der eigenthümlichen staatsrechtlichen Eigenschaft des Bergmannsdorfs und ferner von der quasimagistratischen Stellung des kaiserlichen Procurators in oder über demselben.

Der Bergwerksbetrieb

Übrig bleiben noch die in dem siebenten und neunten Kapitel enthaltenen Bestimmungen. Sie allein beziehen sich ausdrücklich auf den Betrieb des Bergwerks, von welchem in den sämmtlichen übrigen nicht oder nur ganz nebenher die Rede ist. So wenn es im ersten Kapitel heifst, der Pächter von Auctionen dürfe von einem Schacht, welchen der kaiserliche Procurator verkaufe, die ihm sonst zuständige Gebühr von einem Procent nicht erheben; und ähnlich im zweiten, bei dem Verkauf eines Schachtes durch den kaiserlichen Procurator habe nicht dieser, sondern der Käufer die Ausrufegebühr von einem Procent zu zahlen. Man erfährt hieraus also nur, dafs Schachte des Bergwerks vom kaiserlichen Procurator an Private verkauft wurden. Wie diefs zu verstehen, lässt sich mit Hülfe einiger schon bekannter Daten über den Bergwerksbetrieb, welche sich hauptsächlich bei Strabo nach den Angaben des Posidonios und dem älteren Plinius nach einem Werke des aus Lusitanien gebürtigen Cornelius Bocchus finden, wenigstens bis zu einem gewissen Grade aus den beiden uns hier beschäftigenden Kapiteln des Gesetzes erläutern. Gröfsere Klarheit über die hier in Betracht kommenden Einzelnheiten wird vielleicht durch sorgfältige Verwerthung aller bekannten Daten über die Geschichte der Technik des Bergbaues erzielt werden können. Es fehlt nicht an gelehrten Werken, welche die Nachrichten über den antiken Bergbau bei Phönikiern, Griechen und Römern und besonders die über den Betrieb der spanischen Bergwerke im Alterthum zusammenstellen

und im Vergleich mit der modernen Technik zu erläutern suchen. Aber kein Schriftsteller des Alterthums hat begreiflicher Weise die Einzelnheiten des Betriebes so eingehend geschildert, wie man sie kennen müsste, um die Bestimmungen des Bergwerksgesetzes völlig zu verstehen. Wir stehen hier vor einem Problem, das sich ähnlich auf fast allen Gebieten der antiken Technik wiederholt. Nur wer die gesammte historische Entwickelung der Hüttenkunde kennt, wird die lückenhaften Nachrichten über die Anfänge derselben einigermaafsen richtig verstehen und deuten können. Die hier vorliegenden Bestimmungen über den Bergwerksbetrieb enthalten aufserdem eine ganze Anzahl zum ersten Male begegnender Ausdrücke, welche zum Theil nicht einmal lateinischen, sondern offenbar fremden, vielleicht hispanischen Ursprungs sind. Ihre Bedeutung muss also zunächst ermittelt werden, und dazu ist wiederum eine gewisse Anschauung des technischen Betriebes nothwendig. Der Versuch, angesichts solcher Schwierigkeiten ein Bild von dem Bergwerksbetrieb der Minen von Vipasca zu geben, muss also mit grofser Vorsicht angestellt werden.

Die Minen von Aljustrel werden jetzt hauptsächlich auf Kupfer bebaut; nebenher finden sich daselbst Schiefersteinbrüche. Silberhaltige Kupfererze werden also, nach dem Urtheil von Kennern wie Professor Rammelsberg, den mineralischen Gehalt jener Gebirge hauptsächlich ausgemacht haben. In welcher Reichhaltigkeit das Kupfer daselbst vorkommt, habe ich nicht genau in Erfahrung bringen können. Im Alterthum nahm den ersten Platz unter den gewonnenen Metallen das Silber ein, welches jetzt ganz zu fehlen scheint; ein Vorgang, dem es an zahlreichen Analogien in anderen früheren Silberminen nicht fehlt. Daneben erscheint das Kupfer; von Gold ist nirgends ausdrücklich die Rede. Doch muss eingeräumt werden, dafs in verlorenen Kapiteln des Gesetzes, vielleicht sogar in den Lücken der beiden vorliegenden, möglicher Weise auch seiner Erwähnung gethan war. Vielleicht wurden auch vor Alters schon neben der Metallgewinnung die Steinbrüche von Vipasca ausgebeutet; Marmorbrüche, aber auch Steinbrüche weniger edler Art, erscheinen im Alterthum oft, wie begreiflich, mit den eigentlichen Bergwerken verbunden und unterliegen derselben rechtlichen Behandlung. Das Rohmaterial nun, welches aus den Schachten zu Tage gefördert wurde, scheint auf dreifache Weise bearbeitet worden zu sein, im Schmelzofen, mit der Hacke und durch Verwaschung. Was in den Schmelz-

ofen kam, scheint mit dem sonst unseres Wissens nur für schon ausgeschmolzene Metallreste bekannten Worte der Schlacken, *scauriae* oder *scoriae*, bezeichnet zu werden. Da Silber- und Kupferschmelzer ausdrücklich genannt werden, so erstreckte sich der Process des Schmelzens auf beide Metalle. Andere, wohl weniger erzhaltige Bruchstücke, Brocken oder Splitter *testae* und *rutramina*, wie sie genannt werden, wurden mit der Spitzhacke bearbeitet. Der kleine Abfall, das Erzklein endlich, der Staub von den zum Schmelzen bestimmten Bruchsteinen, *pulvis* genannt, wurde verwaschen. Auch heute noch gelangen die pulvrigen Erze, welche als Pochgänge oder Schlieche bezeichnet werden, entweder zur Verschmelzung oder zur Verwaschung. Auf diese verschiedenen Gewinnungsarten bezieht sich die Unterscheidung von Maafs und Gewicht, welche in dem Bergwerksgesetz in Bezug auf das gewonnene Metall gemacht wird. Es ist heute noch üblich, Schmelzbeschickungen dem Volumen nach, also nach dem Maafse, zu normieren, während das Erzklein dem Gewicht nach verwendet wird.

Aus den Steinbrüchen endlich scheinen Steinplatten zum Bau, vielleicht auch Schieferplatten, gewonnen worden zu sein. Daneben mögen auch, nach den sehr allgemeinen Bezeichnungen zu schliefsen, welche für den Betrieb der Steinbrüche angewendet werden, Materialien zu anderem Zweck, etwa zum Strafsenbau, für die Estriche der Häuser und dergleichen, aus diesen Brüchen gewonnen worden sein. Die Schieferplatten werden mit einem hier zuerst erscheinenden Worte *lausiae* genannt, wahrscheinlich demselben, welches im mittelalterlichen Latein als *lausa*, im Portugiesischen als *lousa*, im Spanischen als *losa* oder *loza* erhalten ist.

Diefs also waren, soweit aus den erhaltenen Theilen des Gesetzes erhellt, die Producte des Bergwerks von Vipasca.

Ueber die rechtliche Form und Art des Betriebes ergiebt sich, wenn man dabei die an verschiedenen Stellen der betreffenden Kapitel sich findenden Verordnungen zusammenfasst, ungefähr Folgendes. Der kaiserliche Procurator, als Vertreter des eigentlichen Besitzers, verpachtet zunächst den Betrieb im Allgemeinen an die Pächtergesellschaft; wahrscheinlich, wie gesagt, wenn auch nicht nothwendig, dieselbe, welche auch die übrigen in dem Gesetze aufgeführten Leistungen und Lieferungen übernommen hatte. Daneben kann er aber auch einzelne Schachte zur Bearbeitung direct an Private aus freier Hand

verkaufen oder auch verauctionieren: die bei Auction oder Verkauf von allem Übrigen an die Pächter dieser Gefälle zu zahlenden Gebühren fallen für ihn, wie wir sahen, fort oder werden vom Käufer getragen. Die Pächter des Bergwerksbetriebes aber verfuhren nun in der Regel auf folgende Weise. Mit dem Pachtzins für den Bergwerksbetrieb besafsen sie, neben dem kaiserlichen Procurator, das ausschliessliche Recht, Muthungen und bergmännischen Betrieb überhaupt zu gestatten. Sie erscheinen also zunächst als berechtigt, für die Bodennutzung eine Gebühr zu erheben von denjenigen Privaten, welche durch ihre Sklaven oder Lohnarbeiter bergmännische Arbeiten dort vornehmen lassen wollen. Den Platz, wo Jemand schürfen wollte, durfte er nach den allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen für die Bergwerke — auf diese uns unbekannten Bestimmungen wird hier ausdrücklich Bezug genommen — sich auswählen (wohl also mit Rücksicht auf schon in Bebauung begriffene Felder mit Beobachtung gewisser Raumabstände), und sein Anrecht durch Befestigung einer Tafel auf der betreffenden Stelle wahren. Diefs musste dem Pächter innerhalb zweier Tage angezeigt werden; wahrscheinlich führte der Pächter eine Liste solcher Vormerkungen und erhob für ihre Eintragung eine besondere Gebühr. Handelte es sich dabei um schon einmal befahrene oder noch im Betrieb begriffene Schachte, so konnte man das füglich als ein Kaufen der Schachte bezeichnen; wovon, wie wir sahen, in anderen Kapiteln des Gesetzes die Rede ist. Wer dann an solchen vorher occupierten Stellen die bergmännischen Arbeiten vornehmen lassen wollte, hatte dem Pächter die Zahl der Arbeiter, die er schickte, binnen dreien Tagen anzuzeigen und für jeden von ihnen monatlich eine bestimmte Summe — die Zahl ist nicht erhalten — zu entrichten. Es ist keineswegs ausgeschlossen, obgleich in den Bestimmungen des Gesetzes nicht ausdrücklich vorgesehen, dafs die Pächtergellschaft selbst durch eigene Arbeiter den Bergbau ausführt; allein die Regel scheint diefs nicht gewesen zu sein. Ob die allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen für die Bergwerke, von denen hier die Rede ist, ein allgemeines Bergwerksgesetz waren oder nur die den Pachtbestimmungen des vorliegenden möglicher Weise vorangestellten, aber nicht erhaltenen Normen, lässt sich nicht ermitteln und ist für die Sache ziemlich gleichgültig.

Eine Reihe von Warnungen werden hinzugefügt. Wer kupfer- oder silberhaltiges Erzklein aus anderen an Erzen reichen Revieren

in das Gebiet von Vipasca einführt (wahrscheinlich geschah dies, um von den dort vorauszusetzenden technischen Einrichtungen für das Schmelzen und Verwaschen Gebrauch zu machen), entrichtet für jede hundert Centner davon dem Pächter einen Denar. Man ist versucht, aus der Geringfügigkeit dieser Gebühr auf sehr geringen Gehalt des Erzes an Metall zu schliessen. Die Nachbarschaft des eigentlichen Bergwerks stand mithin offenbar unter dem Einfluss des nahen Beispiels; auch da muthete und schürfte man, wie natürlich, wie in dem benachbarten Bezirk der kaiserlichen Minen. Wer dem Pächter die Gebühr für solches eingeführte Rohmaterial nicht gleich am ersten Tage ihrer Fälligkeit bezahlt, hat das Doppelte zu entrichten; auch hier steht dem Pächter das Pfändungsrecht zu. Was ohne vorherige Erfüllung der vorgeschriebenen Förmlichkeiten, also ohne dafs der Ort und die Arbeiterzahl vorher angegeben und dafür die gesetzlichen Gebühren entrichtet worden, an Erzen oder Steinen im Bergwerksbezirk gefördert worden, soll dem Pächter überantwortet werden. Nur die Personen der Sklaven oder Lohnarbeiter, welche von Privaten zur Ausführung von Bergwerksarbeiten in den Bezirk gesendet worden, werden von der Pfändung und Überantwortung ausgeschlossen.

Mit den Bestimmungen über die Beschlagnahme von Schachten oder Plätzen für anzulegende Schachte durch Private und die Bezeichnung dieser Schachte durch dabei angebrachte Tafeln bricht der Text der Urkunde leider ab.

So sehr man es beklagen muss, dafs hier, wie in so vielen ähnlichen Fällen, das neidische Ungefähr nicht wenigstens noch etwas mehr erhalten hat, so hat man doch allen Grund, sich des Gebotenen dankbar zu freuen. Sehr selten nur gelingt es so wie hier, völlig neue Seiten des antiken Lebens aufzudecken. Der Reiz der Unmittelbarkeit, welchen die Beschäftigung mit den im Original erhaltenen Denkmälern des Alterthums, den Kunstwerken, Münzen und Inschriften, gewährt, wirkt hier in vollstem Maafse. Es ist dafür gesorgt, dafs noch viele Geschlechter der Menschen an der erfrischenden geschichtlichen Arbeit, welche die grofse Epoche des klassischen Alterthums zum Gegenstand hat, sich abmühen werden. Ein Fund wie der vorliegende fördert die Erkenntniss um ein merkliches Stück; er wird in der Geschichte unserer Studien unvergessen bleiben. Aber auch für den weiteren Kreis der Gebildeten gewinnt durch die eigen-

thümliche Beschaffenheit gerade dieses Fundes das oft vermisste Gefühl für den Zusammenhang auch unserer Kultur mit jener fernen Vergangenheit eine neue Stütze: der reale Hintergrund der römischen Berggesetzgebung des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, welche noch dazu höchst wahrscheinlich in vielen Punkten auf viel älteren Brauch zurückgeht, muthet uns fast wie ein Stück modernes Leben an. Wir fühlen dabei für das Menschengewühl, das damals wie heute den Kampf um's Dasein führte, für seine Wünsche und Bedürfnisse, seine Freuden und Leiden eine Art mitleidsvollen Verständnisses.

V.

Die Heilquelle von Umeri.

Vortrag gehalten am Winckelmannsfest der archäologischen Gesellschaft zu Berlin 1873; aus der archäologischen Zeitung, neue Folge Band VI 1874, S. 115 ff. mit Tafel 11.

Die Heilkunde der Alten hat schon manche gelegentliche Erläuterung aus Werken der antiken Kunst erhalten, besonders durch die feinsinnigen und anregenden Arbeiten Welckers. Ich bin in der Lage, einen kleinen Beitrag zur Aufhellung dieses im ganzen dunkelen und wenig betretenen Gebietes des antiken Lebens zu geben.

Der Gebrauch mineralischer, besonders heisser Quellen zu therapeutischen Zwecken ist uralt. Ich beabsichtige jedoch keineswegs eine Aufzählung zu geben von allen im Alterthum berühmten Heilquellen, die wir in Griechenland und in Asien, in Italien und in den nördlichen und westlichen Provinzen des römischen Reiches kennen, noch auch eine Beschreibung der Kuren, welche vermittelst ihrer vorgenommen wurden, oder des Lebens an den antiken Badeorten und so weiter; obgleich dieses Kapitel der antiken Sittengeschichte noch nicht ausführlich behandelt worden ist. Die Funde antiker Inschriften, zumal in den nördlichen nnd westlichen, den lateinisch redenden Provinzen liefern uns noch fortgesetzt neue Beiträge zur Statistik der Heilquellen; sie stellen uns auch den Ruhm noch heute berühmter Badeorte, wie z. B. von Wiesbaden, von Baden-Baden und Badenweiler, von Bath in England und vielen anderen am deutlichsten vor Augen. Doch lehrt im Grofsen und Ganzen das durch

mühselige Gelehrsamkeit zu gewinnende Material des Neuen nicht viel: es war eben auch in diesen Dingen im Alterthum nicht viel anders wie bei uns noch jetzt. Neu aber, wenigstens für mich, und überraschend ist, dafs es im Alterthum auch schon eine Versendung künstlicher Mineralwässer gegeben hat.

Es lehrt uns diefs ein kleines Denkmal, das jetzt leider verloren oder wenigstens nicht erreichtbar ist. Es ist eine flache silberne Trinkschale, 33 spanische Unzen wiegend, von etwa 0,22 m im Durchmesser. Sie ist bereits zu Ende des vorigen Jahrhunderts an der Nordküste von Spanien, in den baskischen Provinzen, gefunden worden. Der Fundort, ein von der Meeresküste nicht weit entferntes, aber abgelegenes Thal, das Thal von Otañez genannt, unweit des kleinen befestigten Hafenplatzes Castro Urdiales, der einige Meilen östlich von Santandér liegt, ist anderweitig nicht als Stätte antiken Lebens bezeugt. Wo die Heilquelle sich befindet oder befand, auf welche sich die Reliefdarstellungen der Schale deutlich beziehen, werden uns die Lokalforscher vielleicht künftig einmal sagen können. Für die iberischen Heilquellen genüge es auf die freilich sehr unvollständige Zusammenstellung bei Ukert (s. oben S. 262) zu verweisen. Von Augustus, wie es scheint, besuchte Quellen in den Pyrenäen besingt ein Epigramm des Krinagoras; Plinius beschreibt die cantabrischen *fontes Tamarici*. Doch kann die Schale, als ein leicht transportabler Gegenstand von Werth, auch anderswoher dorthin gekommen sein. Man fand sie in einem Steinbruch, am südlichen Abhang einer Höhe, welche *Pico del Castillo* genannt wird. Diese Notizen und eine offenbar sorgfältige Abbildung sind im 7. Band der Abhandlungen der Madrider Akademie der Geschichte enthalten, welche erst etwa dreifsig Jahre später, im J. 1826, Nachricht von dem Funde erhielt; der Band ist 1832 erschienen. Seitdem war keine Nachricht über den Verbleib der Schale zu erlangen. Der Holzschnitt der archäologischen Zeitung schliefst sich ihr an, lässt aber den überflüssigen dunklen Ton, in welchem die Lithographie gegeben ist, fort. Man sieht aus der mit augenscheinlicher Treue gemachten Abbildung, dafs die Arbeit der flachen Reliefs keine hervorragende war; mit der Schönheit z. B. der Ausführung unseres Hildesheimer Fundes kann sie sich nicht im Entferntesten messen. Aber sie kommt doch der einer Reihe von ähnlichen Silberarbeiten, die wir noch haben, nahe oder übertrifft sie. So übertrifft sie z. B.

die grofse Schüssel mit Götterfiguren aus Corbridge im Besitz des Herzogs von Northumberland. Diese zeigt unter Anderem dieselbe sehr naive Behandlung des Baumschlags. Aehnlich sind auch die silberne Schale aus Carriça bei Oporto mit dem Bild eines lusitanischen Gottes, die Schale mit Thieren und Früchten aus Troia bei Setubal und manches der Art aus anderen Gegenden des römischen Reiches. Eine provinziale Technik lässt sich nicht darin erkennen: es ist die durchschnittliche Fertigkeit, welche wir bei allen tüchtigen römischen Goldschmieden voraussetzen dürfen und welcher ideale Darstellungen meist weniger zu gelingen pflegten als aus dem Leben gegriffene.

Die Erklärung, über welche kein Zweifel sein kann und welche die spanischen Herausgeber schon richtig getroffen haben, wird unterstützt durch die beigefügte, ursprünglich in Gold eingelegte Umschrift: *Salus Umeritana.* Der Name der Quelle und des Ortes, auf welche die Darstellung sich bezieht, muss danach etwa Umeri gelautet haben; er erscheint hier zum ersten Male. Auf die Genauigkeit der Schriftformen in der Abbildung ist leider nicht viel zu geben; wir hätten sonst damit die Möglichkeit wenigstens annähernd die Zeit der Entstehung des kleinen Werkes zu bestimmen. Es ist sicher nicht älter als die Zeit des Augustus, der jene cantabrischen Landschaften überhaupt erst unterwarf, und wird nicht jünger sein als die Zeit des beginnenden Verfalls unter Septimius Severus; man wird vielleicht nicht erheblich irren, wenn man es etwa in die Mitte des zweiten Jahrhunderts, in die Zeit des Hadrian oder Marc Aurel, setzt. Auf der Rückseite ist in fein punktierter Schrift, gerade wie auf den einzelnen Stücken des Hildesheimer Fundes und überhaupt regelmäfsig auf römischem Silbergeräth, der Name des Besitzers eingegraben und danach, in freilich nicht mehr ganz deutlich erkennbarer Weise, das Gewicht des Stückes, wie es sich in dem Hausinventar des Besitzers verzeichnet vorfand: *L. P(ompeii) Corneliani, (pondo) III* (also *trium librarum) (scripulorum) II (duorum).* Das möchte dem überlieferten Gewicht von 33 spanischen Unzen etwa gleichkommen.

Es war nichts ungewöhnliches, dafs in Badeorten Gefäfse mit auf die Kur bezüglichen Abbildungen oder Aufschriften fabriciert und von den Kurgästen als Weihgeschenke dargebracht oder auch zur Erinnerung mitgenommen wurden. So sind in den *aquae Apollinares*

bei Vicarello im südlichen Toscana vier silberne Becher gefunden worden, auf denen die aus dem fernen Cadiz in Spanien dorthin gekommenen Kurgäste das Itinerar ihrer Reise haben eingraben lassen. Am Wall des Hadrian in England sind thönerne Becher von sehr einfacher Art als Weihgeschenke in die Quelle der Coventina geworfen worden (oben S. 58). In Puteoli sind Gläser verfertigt worden, auf denen Ansichten der an der Küste liegenden Bauten eingraviert sind.

Auf der Schale von Castro Urdiales ist offenbar die Nymphe der Heilquelle selbst dargestellt, in der bekannten ruhenden Stellung der Flussgottheiten, in der Rechten einen Zweig von Schilfrohr, wie es scheint, in der Linken den Krug haltend, aus welchem das heilwirkende Wasser in vollem Strahle hervorsprudelt, um sich schäumend in ein von Felssteinen gemauertes Bassin zu ergiessen. Zwei Bäume, vielleicht Buchen oder edle Kastanien, deuten das schattige Waldgebirge an, welches noch jetzt die augenfälligste Eigenthümlichkeit der Nordküste Spaniens, besonders Asturiens, bildet. Rechts oben streut ein bärtiger Mann, durch den Krummstab und die Sklaventracht, Tunica und Stiefel, wahrscheinlich als Hirt charakterisiert, ein Körneropfer auf einen kleinen viereckigen Altar. Links weiter unten libiert ein Mann, den die Toga als dem Stande der Freien angehörig kennzeichnet, aus einer Schale eine Flüssigkeit, etwa Wein oder Milch, auf einem runden brennenden Altar. Also zuoberst zwei Kultushandlungen, welche das hohe Ansehen der Heilquelle darlegen sollen. In der Mitte füllt ein Knabe — als Sklaven bezeichnet ihn wieder die kurze Tunica — mit einer Schale aus dem schäumenden Bassin das Quellwasser in ein feststehendes Fass. Vielleicht sprudelte auch diese Quelle nicht immer in gleichmäfsiger Fülle und wurde daher abgeschöpft. Rechts davon sitzt ein Greis, in häuslicher Tracht, die über den Stand keinen Aufschluss giebt, im Krankenstuhl, und empfängt aus der Hand eines zweiten Knaben mit sichtlicher Befriedigung den Trunk der Quelle in einem Becher; in der Rechten scheint er ein Stück Brod zu halten, vielleicht die Zukost zu dem Getränk. Das Merkwürdigste aber ist, wie schon gesagt, die unterste Gruppe: auf einem vierrädrigen Karren einfachster Art, einem *petorritum*, vor welchen zwei Maulthiere in's Joch gespannt sind, liegt ein mächtiges Fass, und in dieses füllt ein dritter Sklav das Quellwasser ein vermittelst einer grofsen zweihenkligen und unten spitzen Amphora, wie sie in vielen Exemplaren uns erhalten sind. Offenbar

also wurde das Wasser auf diese Weise fortgeschafft, um seine heilkräftige Wirkung auch fern von seinem Ursprung äufsern zu können.

In der Hauptquelle für unsere Kenntniss des medicinischen Gebrauchs der Mineralquellen im Alterthum, dem aus zahlreichen Schriftstellern zusammengetragenen Buch XXXI der Naturgeschichte des Plinius, wird unter anderem berichtet, dafs Meer- und Regenwasser zur Bereitung eines Medicaments verwendet und in zugepichten Thongefäfsen aufbewahrt wurde. Salzlake (*muria*) zur Bereitung des Garum (s. oben S. 273) wurde bekanntlich vielfach aus Spanien ausgeführt; auch ägyptisches Natron wurde in Thongefäfsen versandt. Wie mannigfache Dinge, flüssige oder trockene, in Thongefäfsen aufbewahrt wurden und also meistens auch versendet werden konnten, lehren die Aufschriften der zahlreichen Amphoren aus Pompeji. Ein bestimmtes Zeugniss für die Versendung des Wassers einer Heilquelle lag meines Wissens bisher nicht vor; doch machen es, wie die Schriften der alten Ärzte lehren, ihre sehr genauen Vorschriften für die Benutzung bestimmter Heilquellen gegen gewisse Krankheiten wahrscheinlich, dafs Mineralwässer nicht ganz selten versendet worden sind.

Nachträge und Berichtigungen.

S. 96. Die Reste einer Brücke über den Main bei Seligenstadt sind, wie W. Conrady mittheilt, nicht römischen Ursprungs. Sie würden ja auch in Feindesland geführt haben.

S. 108 Zeile 4 von unten schreibe Konrad statt Karl Miller.

S. 129. Frankfurt ist, wie in allerneuester Zeit in der Nähe des Doms gemachte Funde von römischen Bauten und Ziegeln der vierzehnten Legion beweisen, entgegen der früheren Annahme als auf dem Platz einer römischen Militärstation liegend anzusehen.

S. 160. Das letzte Wort auf der Seite 'sich' ist zu streichen und S. 161 Zeile 2 für 'sie' zu schreiben 'man'.

S. 205. Was Fr. Kluge in seiner soeben erschienenen Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte (Grundriss der germanischen Philologie Bd. I 1889 S. 305) über den Namen des Arminius sagt, ist durchaus irreführend; er scheint weder Göttlings noch Schmidts und meine Abhandlung gekannt zu haben.

REGISTER

Die Zahlen bedeuten Seitenzahlen

Aachen 145
Aalen 87
Aeranes 158
Agricola 6 25 32
Agrippa 139
Agustin, Antonio 169
Aistomodius, Septimius 158
Alaesiagae 62
Alcacer do Sal 268
Alcudia 227
Aliso 114
Aljustrel 269
Alteburg bei Arnsburg 102
Heftrich 103
Holzhausen 104
Köln 112
Miltenberg 92
Rückingen 101
Walldürn 92
Altenburg bei Cannstadt 93
Altenstadt 102
Alterthümer, kleine, in Citania 260
Altmühl 84
Ammianus Marcellinus 80 85
Amphitheater in Tarraco 205
Andernach 111 138
Arae Flaviae 93
Arbalo 93
Arenatium 118
Argentorate 126
Argentovaria 126
Armenios 156
Arminius 153, Beiname 160
Arnsburg 102
Artaunum 99 128
Artemidor 173
Aschaffenburg 95
Asciburgium Asberg 112
Asklepiades von Myrlea 173
Asturien 264
Atanagrum 184
Athanarich 80
Auctionen 276
Avectius 156
Avenches 126
Augsburg 123
Augst, auf der, bei Arzbach 104
bei Basel 126
Augustus 10 119, Altar und Tempel in Tarraco 196 208
Avienus 267
Ausetaner 184
Ausrufen 277
Baetis, Thal des 265
Badeanstalten 278
Baden 126
Balearen, die 208
Balearicus, Caecilius Metellus 218
Barbiere 280
Becheln 104
Beda 62
Beetgum 146
Beja 270
Befestigungslinien, rechtsrheinische 113
Benningen 93
Bergwerke, römische in Spanien 194
Bergwerksbetrieb 283
Bergwerksverwaltung, römische 268
Besatzung, römische, von Tarraco 189 200
Bewohner, die, von Tarraco 205
Billig 114
Bingen 111 137
Bittburg 144
Bleibarren, span. 194
Bleiminen in England 22
Blerich 144
Bocchori 228
Böckingen bei Heilbronn 93
Bohlwege 115
Bonn 111 142
Bopfingen 86
Boppard 111 137
Born 103
Bracara Augusta 262
Bregenz 125
Britannien, Theilung der Provinz 55
Brücke, römische, bei Köln 112 148
Mainz 129
Merida 133
Xanten 118
über die Donau 133
den Tyne 45
Brücken, römische, über den Rhein 109
Brumat 111
Burg bei Neckarburken 93
Burg, auf der, bei Unterwiddersheim 102
bei Langenhain 102
Burginatium 118
Burgmauer, die, bei Oberscheidenthal 93
Burgus 94
Buruncum (Bürgel) 112

Butzbach 96 102
Caesar 9 119 187 191
Caligula 188
Camalodunum 21
Camalus 255 257
Cannstadt 98
Capellatium 85
Capersburg 102
Caracalla 188
Caratacus 29
Castellum Mattiacum 129
Castro Urdiales 289
Castulo 192 Minen von 269
Cato 191
Cattwijk aan Zee 145
Censorinus 135
Cinginnia 238
Circus, in Tarraco 204
Citania 232
Ciudadela 213
Civilis, der Bataver 157
Charjaman, Chariomannus 160
Chariovalda 156 161
Chatten 100
Chester 29 55
Chichester 17
Chieming 125
Chumstinctus 156
Claudius 10 23 139
Clausentum 18
Cleve 113
Clyde 34
Coblenz 111 137
Cogidumnus 18 157
Colchester 21
Colom, Porto 229
Colonie, römische, in Tarraco 186
Cordoba 195
Cornelius Bocchus 283
Cottius, Marcus Iulius 157 160 163
Coventina, Quelle der 58 291
Cuneus Frisionum 65
Cunobellinus 19 159
Dakien, Grenzwälle 78 81
Darmstadt 127
Decumatenland 91 127
Deutz (Divitia) 112 144
Deva (Chester) 29 55
Dio, Cassius 7
Diocletian 184
Dionysius, Marcus Pomponius 160
Domitian 88 97 100 119 182
Donnus, der Cottier 157
Doomburg 145
Dormagen 112
Drusus 99 110 128 139
Drususmal in Mainz 137
Düren 144
Eburacum 85, 56
Ebusus 231
Echzell 102
Eichelgarten 103
Eigelstein in Mainz 136
Eining 86
Emporiae 183
Epfach 125
Eppillus 159
Eratosthenes 173
Eschenz 125 126
Eulbach 93 127
Faimingen 87
Faro 270
Fectio 145
Feldberg 103
Festung, römische, in Tarraco 182
Fimmilena 62
Flachs von Tarraco 206
Flamines 197 198
Flavus, Bruder des Arminius 156 162
Florus, der Rhetor 187 207
Forth 84
Forum, in Tarraco 205
Frankfurt 129 292
Frisier 65
Frontinus 32 97 100
Friedberg 96 99
Gaesoriacum 17 111
Gaimersheim 87
Gallaeker 267
Garum 273 29
Gellep 112
Gelnhausen 95
Germanen in der römischen Kunst 154
Germanicus 100
Grenzwall des 114
Germanien, obere u. untere Provinz 98 188
Gerona 184
Gesellschaften von Pächtern 278
Giri-Baile 178
Glevum (Gloucester) 20 27
Glasgefäfse aus Puteoli 291
Gmünd 89
Gnotzheim 86
Goethe 141
Gracchus, Tiberius, der ältere 191
Graupius, die Schlacht vom 37
Grenzwälle, römische 73
dakische 78
Grofskrotzenburg 95 101
Gründungssagen, griechische 173
Grüningen 102
Guisando, Stiere von 253
Guiuntum 229
Haaghof 89
Hadrian 43 98 119
Hainhaus 93
Hainstadt 95
Hanau 96
Hasdrubal 183
Hasselburg 92
Heddernburg 99
Heddernheim 129 137
Heer, römisches, in Britannien 13
in Deutschland 138
Heidelberg 127
Heidenmauer, auf der, b. Kreuznach 111
Heiligthum von Panoyas 262
Heilquellen in Spanien 262 288
Hekataeos 173
Herakles, der phönikische 168
Hesselbach 93
Hesselberg 89
Hildesheim, Silberfund von 115 29
Hludana 146
Höchst 96
Hofheim 103
Horburg 126
Hütten 242
Humboldt, W. von 209
Hunenburg 102
Hunnenkirchhof 102
Jagsthausen 90 91
Iamo 213
Ibiza 230
Ibros 178
Idisiaviso, Schlacht von 115

Igel, Grabdenkmal zu 141
Ilergeten, Ilerda 184
Innsbruck 125
Inschriften, römische, in Citania 254
in Palma 219
in Tarraco 205
iberische 194
Irland 86
Irnsing 86
Italica 195
Italicus 158 163
Jülich 144
Jupiter, Tempel des, in Tarraco 204
Juvenal 38 156
Kaisergrube 102
Kaninchen, auf den Balearen 219
Karl der Grofse 134
Karten des römischen Deustchlands 118
Kastel 129 137
Kastelle, die des Drusus 110
Kehlheim an der Donau 84
Kemel 108
Kempten 125
Kessetaner, Kissa 174
Kleider 281
Koelerner, Koiliobriga 267
Köln 112 139 142
Köngen 89 93
Kösching 86
Kotys 157
Krieger, gallaekische 253
Kritasirus 159
Künzing 84
Kultus des Augustus 197
Ladenburg 127 137
Landshut 125
Laubach 95
Lausiae 285
Legionen in Spanien 189
Leon 264
Lindum (Lincoln) 81
Llull, Ramon 225
London 26 56
Lorch 87
Lützelbach 93
Mahon 210
Mainhardt 91
Mainlinie 94
Mainz 99 129
Centralmuseum 135
Maisel, am 103
Mallorca 216
Marköbel 102
Marmagen 144
Martial 207
Mattiaker 99
Mattium 100
Matronenkultus 145
Mauer, auf der, bei Inheiden 102
Mauern im Orient und in Griechenland 72
in Tarraco 175
Maximian, der Kaiser 134
Maximin, der Kaiser 134
Mela 195
Menorca 209
Merida 195
Mertola 270
Metallum Vipascense 271
Metz 140
Militärdiplome 14
Miltenberg 90 92
Mineralwasser, Versandt von 289
Miramar, auf Mallorca 223
München 125
Münzen, in Citania gefunden 260 263
iberische 174 270
phönikische 172
römische, von Tarraco 188
Mütterkultus 145
Mugdonius 160 163
Murrhardt 91
Museen, lokale 149
Nassenfels 87
Neckarelz 89
Neckarlinie 92
Neckarmühlbach 93
Neckar-Mümlinglinie 98
Nemetaten 267
Nero 25 132
Neukarthago 186 192
Minen von 269
Neuss 112
Niedergermanien, Grenze von 107
Niederlande 145
Niedernberg 95
Notitia dignitatum 46
Noviomagus (Nymwegen) 118 145
Oberflorstadt 102
Obernburg 95
Oberrhein 126
Oberscheidenthal 98
Ockstadt 102
Odenathus 158
Oehringen 91 127
Offiziere des Claudius in Britannien 11
Olisipo 195
Oppida, keltische in Frankreich 265
in Wales und Schottland 266
Ortsnamen, römische in Deutschland 128
Ostendorffer 124
Osterburken 90 91
Ostorius Scapula 28
Ourique, das Feld von 264 269
Pächter 273
Palma 216
Panoyas 262
Passau 88 122
Pedra fermosa 245 256
Petillius Cerialis 30
Pfahlbronn 89
Pfahlgraben 85
Pföring 86
Pfünz 86
Philopappus 157
Pieporus 159
Pilatus, Haus des 201
Pius 48
Plakate 277
Platorius Nepos 47
Plautius, Aulus 11
Plinius, der ältere 288
der jüngere 278
Pohl 104
Pohlgöns 102
Polybios 173
Pompeji, Quittungen aus 275
Pompeius, Siegesdenkmal des 195 201
Pontes longi 115
Posidonios 173
Procurator, der kaiserliche des Bergwerks 273
Provinzen, Verzeichniss der römischen 114
Pytheas 173

Quadriburgium 113
Quirinius, Publius Sulpicius 160
Raetien 121
Rasparaganus 157
Rathsversammlung der Provinz Hispanien 198
Ravenna, der Kosmograph von 51
Raxa, Museum in 221
Regensburg 84 122
Regni 17
Reichenhall 125
Remagen 111
Remsthal 89 138
Réus 172 207
Rheinbrohl 104
Rheskuporis 157
Rhoemetalkes 157
Roomburg 145
Rosenheim 125
Rottenburg 93
Rottweil 92
Rumänien 79
Saalburg 102
Sabroso 261 263
Sammlungen von Alterthümern 149
Santiago de Cacem 269
Schirenhof 87
Schlossau 98
Schuhwerk 281
Schulmeister 282
Schwan des Mars Thingsus 63
Scipionen, die, in Spanien 183
Thurm der 207
Segestes 158 161
Seligenstadt 95
Seneca 26
Septimius Severus 53
Seraspadanes 159
Sertorius 191
Setúbal 270
Severus Alexander 134
Shrewsbury 27
Sixenhof 89
Sitalkes 159
Sóller, auf Mallorca 227
Southampton 21
Speier 111
Sprache, einheimische auf Inschriften 259 269
Städte, römische in Deutschland 116
in England 26 52
Statuen galläkischer Krieger 264
Staufen 89
Steinmetzzeichen, iberische 179
Stockstadt 95
Strabo 173 191 195 283
Strafsburg 111 126
Strafsen, römische in Deutchland 121
in England 18
Straubing 84 125
Stuttgart 127
Subi, Fluss 172
Suetonins Paullinus 29
Sumelocennae 93
Sura, Bogen des 208
Tacitus 6 87 90 97 144 156
Talayots 214 228
Tanaum aestuavium 34
Tarragona 167
Taunus 99
Theater in Tarraco 205
Theilenhofen 86
Thermen 278
in Tarraco 205
Thonscherben, aus Citania 259
Thumelicus 154 163
Thusnelda 154
Tiberius 99
Grenzwall des 114
Töpfergeschirr, von Tarraco u. Sagunt 206
Trajan 89 98 119 133
Trennfurt 95
Trier 140
Triumph d. Claudius 23
Triumphbogen des Augustus i. Tarraco 203
Trojan 79
Tuchwalker 281
Tude 262
Tuihanten 65
Tulcis, Fluss 172
Valerius Maximus 238
Varusschlacht 114
Vechten 145
Velleius 155
Venta 19
Verbannung auf die Balearen 219
Verica 159
Verzeichniss der römischen Provinzen 114
Vespasian 90 119
Vicarello, Becher von 29
Villanueva, Jayme 170
Vindonissa 92
Vinxtbach 111 138
Vipasca 271
Viroconium 27
Umeri, die Heilquelle von 288
Unterböbingen 87
Voccio 159
Vogelsberg 95
Volobriga 267
Usipier 88
Voorburg 145
Utrecht 145
Walheim 93
Walldürn 90 92
Wasserleitung, römische, b. Tarraco 205
Weiherhof bei Rockenfeld 104
Weiltingen 86
Wein, der Balearen 217
Weinbau von Tarraco 207
Weissenburg 86
Welzheim 89 91
Wiesbaden 137
Wight 21
Winchester 19
Windisch 92 126
Winterthur 126
Wörth am Main 89 93
Worms 111
Würzberg 93
Xanten 112 145
York 35 56
Zehentland 91
Zenobia 158
Ziegel, aus Citania 259
Zieverich 144
Zülpich 144
Zugmantel 108

J. F. Starcke, Berlin W.

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY CALIFORNIA

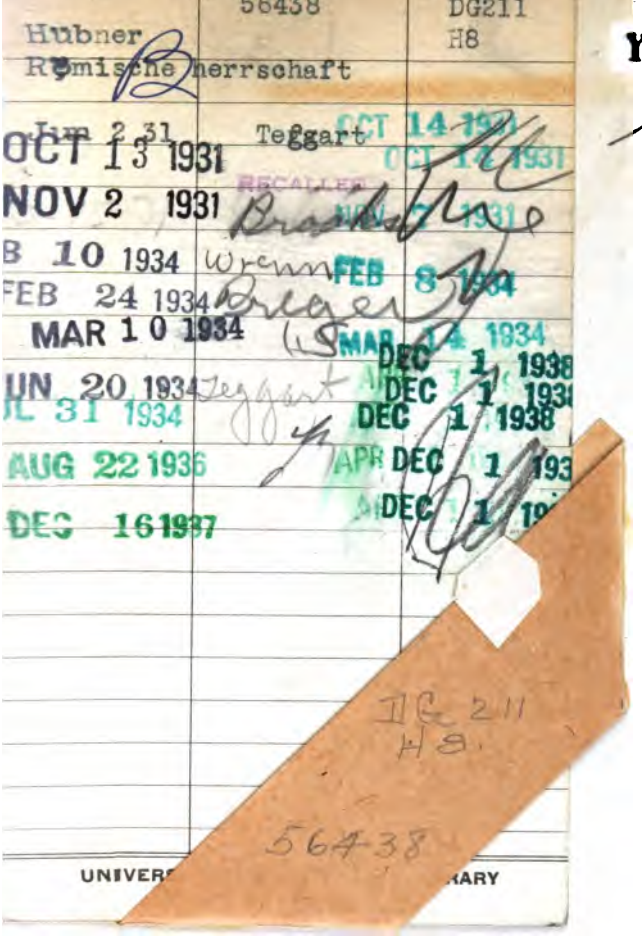
THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN
THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY
WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH
DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY
OVERDUE.

FEB 10 1934

FEB 24 1934

LD 21-100m-7,'33



YC191753

[redacted]

[redacted]